This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

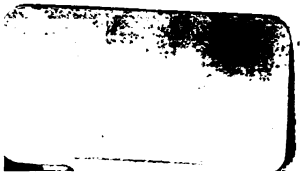
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

A 403007



CB
311
.B825s

Studien und Skizzen

aus den Ländern der alten Kultur.

Vierzehn Vorlesungen

von

1825 — 1869

Dr. Julius Braun

Privatdozent für Archäologie und alte Literatur an der Universität Heidelberg.

Mannheim.

Verlag von Bassermann & Mathy.

1854.

Mrs. Eliz. Rathbone
gr.
1-8-1923

Inhalt.

Seite

Rundschau in Aegypten.

I. Memphis und die Pyramiden . . 1
II. Aegyptisch Theben 31

Aegypten und die griechische Religion.

III. IV. Homer 66. 97
V. VI. Hesiod 120. 149
VII. Die homerischen Hymnen . . . 180

Rundschau in Asien.

VIII. Jerusalem, Ninive und Persepolis 219

Asien, Aegypten und die griechische Architektur.

IX. Die Akropolis von Athen . . . 252
X. Sicilien 281
XI. Entwickelung der dorischen Architektur aus Aegypten, der jonischen aus Assyrien 308
XII. Kleinasien, Mykene und Etrurien . 337

Rundschau in Rom.

XIII. XIV. Rom 362

12-20-16. EHh

414388

Miss. Eliz. Rathbone
at,
1-8-1923

Inhalt.

Seite

Rundschau in Aegypten.

I. Memphis und die Pyramiden . . 1
II. Aegyptisch Theben 31

Aegypten und die griechische Religion.

III. IV. Homer 66. 97
V. VI. Hesiod 120. 149
VII. Die homerischen Hymnen . . . 180

Rundschau in Asien.

VIII. Jerusalem, Niniveh und Persepolis 219

Asien, Aegypten und die griechische Architektur.

IX. Die Akropolis von Athen . . . 252
X. Sicilien 281
XI. Entwickelung der dorischen Architektur aus Aegypten, der jonischen aus Assyrien 308
XII. Kleinasien, Mykene und Etrurien . 337

Rundschau in Rom.

XIII. XIV. Rom 362

12-20-26 EHV

414388

I.

Memphis und die Pyramiden.

Um ganz von vorn anzufangen, wollen wir uns denken, wir treten aus einem der Hotels an der Esbekieh, der weiten grünen Anlage in Kairo, und ſind natürlich augenblicklich umringt von einem Schwarm ſchreiender Eſelsjungen, die mit ihren ſchönen, ſtarken Thieren ſich um uns drängen und uns faſt über den Haufen rennen, bis wir eins davon ergriffen haben. Wir galloppiren in die Stadt, in die engen, krummen, aber reinen Gaſſen zwiſchen Häuſern guter, altarabiſcher Architektur mit geſchloſſenen Fenſtern und Balkons, und durch ein unerſchöpflich buntes Treiben orientaliſchen Lebens. Es geht unterm Hals der Kameele weg, die in langer Reihe beladen daherſchwankend die enge Gaſſe faſt ausfüllen, und ein Stock wird vorgehalten um alles Randeln an Mauerecken und Kameelslaſten zu vermeiden. Bazarſtraßen, die durch Tücher überſpannt ſind und kühl bleiben auch am heißen Tag; Waſſerträger, die aus ihrem glänzend naſſen Schlauch mit geworfenem Waſſer den Staub ewig wieder niederſchlagen;

Moſchee an Moſchee, roth und weiß in die Quere gebändert mit dem zierlichen Tropfſteingewölb überm Portal und den ſchlanken Minarets, die immer neu, immer wechſelnd mit der Form und Zahl ihrer Rundbalkons ſich darüber heben. Durch die Bazars der Schuſter und Waffenſchmiede ꝛc., über den weiten Platz von Sultan Haſſans großer Moſchee reiten wir endlich zur Citadelle hinauf, durch die geſchloſſenen Räume von Thor zu Thor, in denen einſt die Mameluken niedergemacht wurden. Wir verlangen nach dem erſten Anblick der Pyramiden, und wenn wir hinaustreten auf den Wall vor der neuen Alabaſtermoſchee, die jetzt imponirend oben ſteht, da wird uns ein Anblick von eigenthümlich ernſtem Zauber.

Tief unter uns liegt die Stadt in ihrem abendlichen Duft, aus dem mehr als dreihundert Minarets auftauchen, und weiter der Blitz des Nils — aber gleichwohl bleibt unſer Auge gewiß nur jenſeits haften, wo über der anſteigenden, hellgelben Wüſte die gleichfarbigen Pyramiden von Gizeh ſchweben, zauberhaft, geheimnißvoll, nicht wie Menſchenwerk, denn jenes Gebiet, die Wüſte, gehört ja nicht den Bewohnern des grünen Feldes, ſondern eher wie Bollwerke, welche die Wüſtengeiſter gegen uns errichtet haben, um ihre Wüſte wild und frei zu halten.

Gewiß können wir den Morgen kaum erwarten, wo wir durch ſtille Gaſſen und Felder — denn der orientaliſche Tag wacht nichts weniger als früh auf — hinausreiten nach Alt-Kairo. Die Segelbarke nimmt uns und unſer Reitthier auf

und trägt mit leichtem Wind aufwärts über den breiten, mit Barken geſäumten Strom. Es geht oben an der Nilinſel Rhoda vorbei, auf der ein indiſcher Park, Ibrahims verwilderte Gärten, deſſen leichte Gartenpaläſte überragt. Aber für jetzt iſt uns der ganz gemeine Palmenwald lieber, in den wir jenſeits eingehen, mit den kurzen, ſtaubigen Büſchen ſeiner Wipfel, denn es iſt derſelbe, der ſüdwärts, dort freilich ſchöner, die Stätte von Memphis überzieht. Wo wir ihn verlaſſen, ſtehn die Pyramiden vor uns, groß, ſchön, mit vollkommen ſcharfen Kanten. Wir merken nicht, wie fern ſie noch ſind. Aber wenn wir allmählig näher reiten durch grünes Feld und Nilſumpf, wenn die nackten Beduinen von Gizeh uns durch die tieferen Lachen der Ueberſchwemmung auf dem Rücken getragen haben, dann löſen ſich dieſe ſcharfen Kanten zu immer gröberen Sägen auf. Und wenn wir unſer Thier vollends hinantreiben durch den tiefen Sand, dann liegt gar nur eine unförmliche Maſſe roher Stufenblöcke vor uns. Iſt das Alles? fragt man. Und wenn wir die kleinen Ameiſen von Menſchen nicht zum Maaß nehmen, die wir auf halber Höhe oder oben ſehen, ſo werden wir erſt im Steigen inne — einmal, daß dieſe Stufen keine Treppe für uns ſein wollen; jede hat über zwei Fuß Höhe, ſo daß es unangenehm hohe Schritte braucht, um ſich aufwärts zu ſchwingen, wenn wir in der Zertrümmerung nicht leichter Fuß faſſen — und weiter, daß dieſer Stufen über zweihundert ſind. Das Steigen wird noch verbittert durch die Beduinen, deren unberufene Dienſtleiſtung kaum mit dem Flintenkolben fern zu halten. Endlich

oben, finden wir ſtatt der Spitze eine unebene Plattform von zerſchundenen Blöcken, Alles der ſchöne gelbe Mokattamſtein vom arabiſchen Gebirg drüben.

Wir überſehen oben das frühlingsgrüne Nilthal, ſcharf geſchieden von der gelben Wüſte, auf deren erſten, felſigen Hebung unſere Pyramiden ſtehen — den Palmenwald von Memphis, und jenſeits Kairo, fern mit den hunderten ſeiner Minarets und namentlich ſchön und feenhaft die neue Alabaſter-Moſchee der Citadelle, die ihre Kuppel zwiſchen den zwei wunderfeinen Stiften ihrer Minarets hoch darüber trägt. Hinter uns ſteht die zweite Pyramide, die von oben herab noch ein Stück ihrer glatten Bekleidung übrig hat. Sie verdeckt uns die dritte, beträchtlich kleinere. In dem Sandfeld umher klaffen in langen Reihen, größer oder kleiner, die Gräber, welche einſt den Hofſtaat dieſer Könige aufnahmen. Im Süden, nilaufwärts, ragen die großen Pyramiden von Sakkara, Daſchur ꝛc.

Wie konnte dieſer König, auf deſſen Grab wir ſitzen, es wagen, dieſes nach einem Grundplan zu beginnen, der die Arbeitskraft von hunderttauſend Menſchen, wie Herodot berichtet, dreißig Jahre lang in Anſpruch nahm? Konnte er denn wiſſen, wie lange er leben würde? Und wenn er ſtarb, wem wäre dann eingefallen, das Werk für ihn zu vollenden? Dann hatte er ja möglicherweiſe gar nichts, trotz aller aufgewandten Mittel? Die Antwort auf dieſe Fragen iſt eins der Ergebniſſe der preußiſchen Expedition. Nämlich aus der Unterſuchung der zahlreichen größeren und kleineren

halbzerstörten Pyramiden nilaufwärts ergiebt sich, daß die Pyramiden nicht von unten nach oben, sondern von innen nach außen gewachsen sind. Um den Kern einer ersten, mäßigen Pyramide, die in sechs oder acht großen Stufen sich aufbaut, wurden, wenn die Zeit reichte, immer neue Stufenmäntel umgelegt. Man findet die schönsten polirten Wände oft mehrfach hintereinander unter den jüngeren Steinschichten, mit denen der Bau erweitert wurde. Wenn der König starb vor der Vollendung, dann war die Aufgabe für die Seinen nicht allzugroß, jene Stufen zur Pyramidalform auszufüllen, die äußere Bekleidung umzulegen. Oder die Pyramide konnte in ihrer Stufenform bleiben, wie die große von Sakkara drüben, an der wir sechs Absätze unterscheiden. Jedenfalls war das Grab gesichert. Der Bau ist immer innen am besten, nach außen roher, eiliger.

So war es bei jenen, und auch bei der dritten Pyramide unserer Gruppe hier, der des Mykerinos, läßt sich nachweisen, wie eine ältere kleinere Pyramide den Kern bildet. Der obere Gang, der aus ihrem Grab oder Leichenfeiergemach nach außen führt, hört mitten in der Masse plötzlich auf, hört also dort auf, wo früher der Eingang war, bevor eine neue Massenwand sich davor legte. Die beiden großen sind noch zu wohl erhalten, als daß ein solcher Fortschritt des Baues sich an ihnen nachweisen ließe, und jedenfalls können wir bei der größten hier jene Art des Größerwerdens nur theilweis zugeben. Sie hat in ihrem Innern ein System von Gängen, das sich höchstens um ein Sechstel von jeder Seite der

Grundlinie verkürzen läßt. Dieſe zwei äußeren Sechstheile freilich ſind, der Pyramidenform gemäß, ganz unvergleichlich maſſenhafter an Inhalt, als die viere zuſammen, die ſie zwiſchen und unter ſich nehmen.

Ein Werk ſehr großen Maaßſtabes war von vorne herein in Abſicht. Zehn Jahre, nach Herodot, baute man allein an dem Steindamm vom Nil herüber. Auf ihm ſind die Blöcke beigeſchafft, die im arabiſchen Gebirge drüben gebrochen wurden, und ſind noch Stücke von ihm übrig.

„Alſo darüber vergiengen zehn Jahr, und über dem Hügel, darauf die Pyramiden ſtehn, und über den unterirdiſchen Zimmern, die er ſich baute zu ſeinem Begräbniß auf einer Inſel, denn er leitete einen Graben vom Nilos hinein.“

Allerdings iſt die Pyramide über einen Felshügel gebaut, der freilich von unbedeutender Höhe gegen die Pyramide ſelbſt, aber das urſprüngliche Maaß der Ausdehnung ſchon beſtimmen mußte. In dieſen Felſen iſt der ſchiefe Schacht zur unterſten Kammer, über hundert Fuß unter der Grundlinie, ſechshundert unter dem Gipfel hineingetrieben. Daß aber ein Nilkanal hineinfließe, das Grab eine Inſel ſei, bedarf keiner Widerlegung, das Fließen hätte bald ein Ende. Aber gleichwohl hat man aus dieſer unterſten Kammer noch ſechsunddreißig Fuß tiefer gebohrt, ohne was zu finden — es war die engliſche Expedition, Perring — alſo bis auf den jetzigen Waſſerſtand des Nils, und hätte mindeſtens auf die Decke jenes fabelhaften Gemachs, hier ſenkrecht unter dem Gipfel ſtoßen müſſen.

„Aber zwanzig Jahr wurde gearbeitet an der Pyramide selbst .... und ist von geglättetem Stein, sehr gut in einander gefüget, und kein Stein kleiner als dreißig Fuß."

Herodot spricht von der äußeren Bekleidung, die jetzt verloren ist. Man darf sich diese nicht etwa so denken, als sei der Raum von Stufenkante zu Stufenkante mit dreiseitigen Blöcken ausgefüllt worden, so daß die Kante an's Licht trat. Das wäre ein sehr unsolider Bau. Vielmehr ragte jeder Block über die untere Kante seiner Stufe vor und deckte den Füllungsstein der unteren, so daß die niedersteigende glatte Fläche ein Weniges über sämmtlichen Kanten wegschnitt und keine davon sichtbar ließ. Wir lernen das aus der Form der Bekleidungsblöcke, wie sie am Fuß der Pyramiden noch liegen.

Es ist wichtig zum Verständniß des Baues, noch einige Sätze aus Herodot zu heben, und zwar nach Lepsius Interpretation.

„Und dieselbe Pyramide ist also erbaut worden: eine Art Stufen, die Einige auch Festungsbasteien oder altarartige Absätze nennen ꝛc." Von einem Absatz zum andern, sagt Herodot, seien die Blöcke durch Maschinen gehoben worden, deren auf jedem Absatz eine stand. Er meint damit nicht die zweihundert und mehr Stufen, welche jene äußere Bekleidung trugen — er sah sie gar nicht, weil die Bekleidung noch vorhanden war — sondern die sechs oder acht großen Stufen, in denen der Kern sich aufbaut.

„Vollendet ward nun das Oberſte zuerſt, dann vollendeten ſie was darauf folgte, zuletzt vollendeten ſie, was an der Erde und ganz zu unterſt war.“ Es iſt ſehr natürlich, daß ſie die oberſte jener ſechs Stufen zuerſt zur Pyramidalform ausfüllten — hätten ſie von unten angefangen, dann würde die wachſende ſchiefe Fläche den Arbeitern die Verbindung, den Maſchinen den Spielraum unterbrochen haben. Selbſt wenn die Pyramide durch einen neuen Mantel erweitert werden ſollte, ſo war es am natürlichſten, die oberſte Stufe zuerſt zu erhöhen, dann die andern, bis unten, wo eine neue angefügt wird.

Wir können den Herodot, den wir in Gedanken aufgeſchlagen, ebenſo wieder einſtecken, denn wir müſſen herab, um in's Innere zu ſteigen. Man darf nicht in allzuraſchen Schwung kommen, abwärts, denn ſchon Unterſchiedliche ſind zu Tode geſtürzt.

Der Eingang iſt in der Mitte der Nordſeite — die ganze Pyramide nämlich iſt vollkommen genau nach den Himmelsgegenden gerichtet — und in einiger Höhe über dem Boden. Zwei paar ungeheure Blöcke ſtemmen ſich gegeneinander pyramidal, um die Laſt über dem Querblock zu tragen, der den Eingang deckt.

Alſo folgen wir, möglichſt eng zuſammengefaltet und dennoch mit dem Rücken an die Decke ſtoßend, dem vier Fuß hohen und kaum ſo breiten Gang, der ſchief abwärts führt, faſt bis zur Grundlinie des Baues. Er endet in einen wahren Abgrund, wie es ausſieht beim ſchwachen Lichtſchein,

nämlich die Zerstörung, die von den Schatzgräbern der Kalifen angerichtet wurde, als sie im weiteren Vordringen durch Granitmassen sich gehemmt fanden, um die sie herumbrechen mußten. Der Gang, den wir herabkommen, setzt sich in gleicher Richtung durch den Felsen in jene unterste Grabkammer fort, die sicherlich auch die älteste war. Lassen wir den, und folgen wir dem andern, der im selben Winkel, aber aufwärts nach innen führt, gleich boshaft nieder und eben nur weit genug, um den Sarkophag hindurchzuzwängen. Bis hierher, bis zur Vereinigung des Gangs von unten und des Gangs von oben, mußte schon die älteste Anlage reichen, und nur das zurückgelegte Stück könnte möglicherweise späterer Ansatz sein. Also wir kriechen aufwärts zwischen glattpolirten Blöcken, haarfein gefügt, bis unser enger Gang plötzlich so hoch wird, daß wir kaum die Decke noch sehen. Es ist die sogenannte große Gallerie, deren Wände in überrückenden Stufen nach oben allmählig zusammentreten. Wo sie anhebt, um unsern Gang in derselben Richtung nach innen aufwärts fortzusetzen, geht der wagrechte Gang ab nach der sogenannten Königinkammer. Es war das Gemach der Leichenfeier, genau unter der senkrechten Axe der Pyramide. Lassen wir auch dieses und folgen wir der Gallerie drüber weg aufwärts, so treten wir durch ein Vorgemach und unter granitner Fallthür durch in die hohe Königskammer.

Die Granitwände glänzen im Schein der vielen Lichter. Die Beduinen, die wir nun einmal nicht los werden, kauern alsbald im Kreis und führen mit Gesang und Händeklatschen

eine hölliſche Muſik auf, während ihr graubärtiger Schech mit den albernſten Geberden in der Mitte tanzt. Der zerſchundene ſchmuckloſe Sarkophag von klingendem Stein, wenn man anſchlägt, ſteht in einer Ecke.

Durch die ganze Pyramide führt ein Luftzug von zwei Seiten in dieſe Kammer, wo es ſonſt natürlich nicht auszuhalten wäre. Es iſt ohnedieß ſehr heiß und der aufgeregte Staub in den Gängen nichts weniger als erquicklich. Ueber der Kammer ſind noch ſechs enge Räume, deren letzter ſeine Decke aus zuſammengeſtemmten Granitblöcken bildet, Alles, um die ungeheure Laſt zu tragen. Dort oben war's, wo man an den Blöcken noch gemalte Steinbruchmarken fand, den Namensring des Königs Chufu, ein Name, der in den benachbarten Felſengräbern häufig wiederkehrt, auch am Sinai ſich findet und ſogar in einem goldnen Siegelring erhalten iſt. Man erkennt darin natürlich den Cheops des Herodot, den Suphis des Manetho.

Dieſen Suphis ſtellt Manetho in ſeine vierte Dynaſtie, alſo mindeſtens gegen den Anfang des vierten Jahrtauſends. Wir können nicht zweifeln, daß er denſelben meint, wie Herodot, denn er ſchreibt ihm ausdrücklich die große Pyramide zu, und die Nachfolger dieſes Suphis und Erbauer der beiden nächſten Pyramiden entſprechen der herodotiſchen Reihe — Herodot: Cheops, Chephren, Mykerinos — Manetho: Suphis, zweiter Suphis, Mencheres — die Denkmale ſelbſt: Chufu, Chafra, Menkere. Und mit dieſer Zeitrechnung des Manetho ſtimmt eine andere unabhängige Königsliſte für's

alte Reich, die gleichfalls durch Excerpisten gerettet ist, die des Alexandriners Erathostenes. Er giebt dieselbe Namensfolge unter den ältesten Königen des Reichs, die er aufzuzählen anfängt.

Wenn auch dieser papierene Halt nicht allzustark ist, so finden sich doch allmählig Spuren genug, um auch die Nachbar-Dynastieen und die ganze ungeheure Periode von den Pyramidenbauern herab mit Resten von Denkmalen und historischen Zügen festzulegen. Sie sind zum Theil dünn, bis auf die letzte Dynastie des alten Reichs, die zwölfte Aegyptens, die uns die sehr bedeutenden Werke des Labyrinths, den Möris-See, den Obelisken von Heliopolis, die reichen Grabgemälde von Beni Hassan hinterlassen hat. Aber über die Pyramiden von Gizeh hinaus haben wir die andern Pyramidengruppen von Sakkara, Abusir, Daschur ꝛc. Wir dürfen sie als Denkmale der dritten und zweiten manethonischen Dynastie betrachten.

Wir staunen nicht mehr, daß diese Massenwunder einer vorgerückten Technik in's vierte Jahrtausend zurückweichen. Herodot erwähnt auch den Phtahtempel von Memphis, der in seinen ältesten Theilen von König Menes, dem Gründer des Reichs, nicht weit vor dem fünften Jahrtausend erbaut war. Und was war vor König Menes? Da regierten die Götter; erst die Halbgötter, früher die ganzen Götter, Osiris und sein Haus. Osiris ist aber selbst nur ein vergötterter König, und an seinem Hof lebte Thot, auf den die heiligen Bücher der Aegypter zurückgeführt werden. Ich sehe nicht

ein, warum Thot als Religionsſtifter nicht eben ſo gut eine hiſtoriſche Perſon ſein ſoll als Zoroaſter oder Moſes. Alſo geht eine ganze Literatur über's Pyramidenalter hinaus, das in den Wandſkulpturen der von den Pyramiden abhängigen und gleichzeitigen Felſengräber ſich ſchon ſchreib- und bildfertig genug zeigt. Von Chephren, dem Erbauer der zweiten Pyramide, heißt es ohnedies bei Manetho, daß er ein theologiſches Buch ſchrieb, das in hohen Ehren ſtand. O Platon, Platon, meinte ein ägyptiſcher Prieſter, was ſeid ihr Griechen für Kinder gegen uns!

Beim Herabſteigen durch die große Gallerie, an ihrem Ende, oder dort wo der enge Gang ſie abwärts fortſetzt, der wagrechte nach der Königinkammer einwärts führt — an dieſem ihrem Ende gewahren wir den ſog. Brunnenſchacht, der ſich in die Tiefe ſenkt. Wenn die Arbeiter jenen engen Gang, die Fortſetzung der Gallerie, von innen mit Granitblöcken verrammelt hatten — eben jene Blöcke, die den Schatzgräbern ſo viel Mühe machten — ſo ſtiegen ſie dieſen engen Gang bis zur großen Gallerie wieder hinauf, ließen ſich dort in den Brunnen, der nur zu dieſem Zweck vorhanden iſt, und kamen in unregelmäßiger Windung in den unteren Gang, der aus der unterſten Felſenkammer herauf und jener Verrammlung außen vorbei nach oben und außen führte. Dieſer Gang von unten war immer offen, wie es ſcheint. Jene unterſte Kammer war vielleicht urſprünglich zum Grab beſtimmt, wurde aber aufgegeben, als das obere in dieſer Weiſe zu ſchließende Syſtem vorzuziehen war.

Die zweite Pyramide, die des Chephren, oder Chafra mit Denkmalnamen hat nur eine, unterirdiſche Grabkammer. Sie ward von Belzoni wieder eröffnet, nachdem die Schatzgräber der Kalifen auch hier ſchon geweſen waren. Man fand den einfachen Sarkophag, in den Felsboden eingelaſſen, mit Schutt erfüllt.

Der dritte König war Mykerinos, mild und gerecht.

„Dieſem gefiel nicht, was ſein Vater Cheops gethan, ſondern er öffnete die Tempel und ließ das Volk, das auf's äußerſte gedrückt war, zu ſeiner Arbeit und zu ſeinen Opfern."

Nämlich die andern Könige waren ſo furchtbare Tyrannen, daß nach Herodots Bericht die Aegypter deren Namen gar nicht ausſprachen, ſondern die Pyramiden nach einem Hirten Philitis nannten, der in dieſer Gegend einſt geweidet habe.

Der Hirte Philitis bedeutet die Philiſter, jenes Volk phönikiſchen Stamms, das einſt viele Jahrhunderte über Aegypten geherrſcht hatte, Volk der Hykſos, der Hirtenkönige genannt. Alſo der Haß gegen die Pyramidentyrannen iſt ſo groß, daß man ſie mit dem Namen des größten Reichsfeinds, den Aegypten je gehabt, bezeichnen kann.

Dennoch ſteht eine Pyramide des frommen Mykerinos hier, welche hoch hinauf mit Granit bekleidet war — kleiner wohl als die andern, aber immer noch eine gewaltige Aufgabe. In der Grabkammer unter ihrer Grundlinie — ſie iſt in Fels gehauen, aber mit Granitblöcken ausgekleidet, derer zwei in Gewölbform geſchnitten ſich als Decke zuſammenſtemmen —

fand Colonel Wyse den blaubasaltnen Sarkophag und die Mumienreste des Königs Mykerinos oder Menkere. Auch hier waren schon die Araber gewesen. Es heißt in einer arabischen Geschichte: „Nachdem sie sechs Monate mit Steinärten in großer Anzahl, auf Schätze hoffend, in der Pyramide gearbeitet, entdeckten sie endlich ein langes, blaues Gefäß. Nachdem sie den Deckel abgebrochen, fanden sie nichts als eine Leiche. Ihr zur Seite lagen Goldbleche, die mit unbekannten Zügen beschrieben waren. Aus dem Erlös erhielt jeder Mann hundert Denare."

Jener Sarkophag, architektonisch schön gegliedert — er erinnert an den dorischen Geschmack, der, wie sich nun nachweisen läßt, der Stil des alten Reichs in Aegypten, jenseits der Hyksosherrschaft war — ward im Sturm über Bord geworfen an der spanischen Küste. Die Königsmumie selbst ist im brittischen Museum, Knochen, Wollbänder und die hölzerne Hülle, welche noch die arabischen Arthiebe zeigt. Dieser König in seiner Verfassung als Mumie kann also drei Perioden zählen — erstens bis zur arabischen Plünderung (1240), etwa 4500 Jahre, die er ruhig in seinem Sarg verbrachte. Die zweite Periode, weniger bequem außerhalb des Sarges und zerfetzt — 600 Jahr bis zur Wiederfindung. Die dritte im Glaskasten des brittischen Museums, zusammen mit anderm Quark — es ist einer der Wandschränke — kennen wir noch nicht.

Also König Mykerinos oder Menkere lag sicher einst in der dritten Pyramide. Aber Manetho versichert, die Königin

Nitokris aus der sechsten Dynastie habe die dritte Pyramide zum Grab. Und man fand in der That, worauf Bunsen aufmerksam macht, die Reste eines Granitsarkophages im oberen Gemach der Pyramide. Es könnte also Nitokris gewesen sein, welche die ursprüngliche, dem schönen Ruf des Mykerinos entsprechende kleine Pyramide für sich erweitert hätte und dessen Leichenfeiergemach zu ihrem Grabgemach erwählte. Der ursprüngliche Bau reichte so weit, als jener Gang aus dem Obergemach, der jetzt mitten in der Masse plötzlich aufhört. Und wenn Herodot ausführlich widerlegt, mit was für Unrecht die Hellenen diese dritte Pyramide ihrer Buhlerin Rhodopis zuschreiben, so könnte eben darin eine Erinnerung an eine weibliche Herrin der Pyramide, eine Verwechslung mit jener Nitokris liegen, welche das schönste Weib ihrer Zeit war.

Von den Pyramiden reitet man zum nahen Sphinx, der sein großes, ernstes Haupt aus dem tiefen, gelben Sand hebt. Es wäre schön, wenn die Nase nicht fehlte. Der ungeheure Leib ist im Sand begraben, sammt dem kleinen Tempel, den er zwischen den Vordertatzen hält. Der Sphinx, der so lange ein Räthsel war und soviel kraftlose Vermuthungen angeregt hat, ist, wie wir nun gewiß wissen, ein Bild des Sonnengottes. Löwe bedeutet Wächter, und der Sphinx ist ein Löwe mit dem Kopf und Kopfputz des Sonnengottes, bedeutet die weltüberwachende Sonne. Dieser Begriff wird hieroglyphisch sonst auch durch ein bloses geflügeltes Auge mit Vogelfüßen ausgedrückt. Es ist das

geflügelte Auge, das auf etruskiſchen Thongefäßen zuweilen wiederkehrt und den Archäologen gleichfalls ſo viele Noth macht. Sie nennen's mit feinem Ausdruck „das myſtiſche Auge." Der Sphinx führt in den Inſchriften oft geradezu den Namen Sonne.

Sein hieſiger Rieſenleib iſt der Reſt eines abgetragenen Felshügels, den man zum Unterbau der Pyramiden verbraucht haben mag. Die drei kleinen Pyramiden, die ſich unter eine Flanke der größten reihen, oſtwärts, zeigen in ihrem Unterbau eine rohe polygone Fügung, während alle Außenſeiten der großen, alle Gänge im Innern die haarfeine Verbindung der guten Mokattamblöcke aus dem arabiſchen Gebirg aufweiſen.

Das wären die Pyramiden von Gizeh. Aber der große Begräbnißplatz von Memphis, deſſen nördlichſte Gruppe ſie bilden, ſetzt ſich ſüdwärts viele Meilen weit fort, und wird durch die Pyramidengruppen von Sakkara, Abuſir, Daſchur ꝛc. bezeichnet. Memphis lag unten, wo der Nil, von König Menes, dem älteſten Reichskönig, abgeleitet, wie Herodot berichtet, den Raum zwiſchen ſich und der Wüſte ließ. Es iſt jetzt der ſchönſte Palmenwald über friſch grünem, ſammetfeinem Raſen und liegt mitten drin die ſchöne Coloſſalſtatue des Rhamſes Seſoſtris, auf dem Angeſicht im halb mit Waſſer gefüllten Loch ihrer Ausgrabung. Dort alſo war der Phtahtempel, zu dem ſie gehörte, vielleicht das umfaſſendſte Heiligthum des Reichs, woran die Könige Jahrtauſende lang fortbauten, immer neue Vorhallen

nach allen Himmelsrichtungen hin anſetzten. Hohe Hügel, welche jetzt unterſchiedliche Dörfer tragen, ragen aus dem Palmenwald. Sie ſind natürlich nur der Trümmerſturz großer Gebäude und würden der Ausgrabung reichen Erfolg ſichern.

Wir wollen die andern Pyramiden nicht einzeln berühren, ſo bedeutende Werke noch darunter ſind, theils von Stein, theils von geformter, ungebrannter Nilerde. Wir haben ſie alle durchritten, manche erſtiegen. Der Anblick iſt oft nicht erquicklich, wo im Wüſtenſand allenthalben die Schädel und Mumienfetzen umherliegen, herausgeriſſen aus den vielen Grabſchachten, die ſich hier öffnen. Noch weniger erquicklich ſind die Vermuthungen, welchem König zweiter oder dritter Dynaſtie wohl die oder jene Pyramide angehören möge, deren Kammer noch nicht entdeckt iſt. Aber ſicher ſind es die älteſten, während wir als jüngſte von den großen die Pyramide des Labyrinths erkennen müſſen.

Von dieſem Labyrinth hatte man lange nur unſichere Spuren, bis die preußiſche Expedition ſich zuerſt genauer damit beſchäftigt hat. Es liegt am ehemaligen Möriſſee in der ſchönen Landſchaft Fayum, weſtlich vom mittelägyptiſchen Nilthal. Der See iſt abgefloſſen, aber ein Theil der ungeheuren Dämme, die ihn auf künſtlicher Höhe hielten, iſt übrig geblieben. Bekanntlich mußte er theilweis die Ueberſchwemmungsgewäſſer aufnehmen, um ſie für die waſſerarme Zeit dem Lande aufzuſparen. Dort baute der Schöpfer dieſes Sees, Amenemhe III., der griechiſche Möris, der letzte König

des alten Reichs im dreiundzwanzigsten Jahrhundert das Labyrinth zu seinem Palast und in einer Flanke die Pyramide zu seinem Grab.

Der preußische Plan zeigt eine Menge von Gemächern und Gängen, die Wände allerdings ziemlich unansehnlich aus geformter Nilerde, deren Bekleidungsplatten fehlen. Es erweist sich, wie schon aus den Berichten der Alten abzunehmen, daß der große viereckige innere Hof mit seinen zwölf Palästen von drei Seiten durch den tiefen Wall einer labyrinthisch geordneten Zimmermasse umgeben war, während die Pyramide auf der vierten Seite schließt. Diese Gemächer, die alle mit einander in Verbindung standen, aber nicht gerader Richtung, und völlig dunkel waren, konnten den Fremden leicht irre führen, wenn er durch sie hindurch in den Hof der Paläste wollte. Dort sei der Plan weniger klar, heißt es bei Lepsius, wo die zwölf Paläste oder säulengesäumten Höfe, sechs nach Norden, sechs nach Süden offen standen. Durch die niedrigen Schutthügel, zu denen sie geworden sind, schneidet ein moderner Kanal.

Das Labyrinth mit seiner Pyramide liegt so abseits im Fayum, daß mich nicht wundert, wenn man noch nie daran gedacht hat, es mit den assyrischen Palästen zu vergleichen. Und doch stimmt diese Anlage ganz auffallend mit der Palastterrasse von Nimrud, jenem südlichsten Ruinenhügel im Gebiet der alten Niniveh. Dort haben wir ja gleichfalls einen genügend labyrinthisch geordneten Plan und am Ende des Palasthügels die große Pyramide, offenbar das Grab des

Erbauers. Sie überragt deſſen Palaſt, den ſog. Nordweſt-Palaſt, von dem ſie jetzt durch eine kleine Schlucht im künſtlichen Hügel der Plattform getrennt iſt. Sogar der Stil iſt ganz derſelbe. Erdwände hier wie dort, die mit Platten bekleidet wurden, und auf dieſen Platten Inſchriften und hiſtoriſche Skulptur. Die Gemächer des Labyrinths waren großentheils dunkel — ſo brauchen wir uns auch nicht abzuquälen mit der Unterſuchung, wie wohl der aſſyriſche Palaſt erleuchtet wurde, wofür ſich ſo wenig Rath findet. Er war ohne Zweifel gleichfalls großentheils dunkel. Zwar hat man neuerdings im Basrelief die Abbildung eines aſſyriſchen Palaſtes gefunden, welcher ganz ſchöne viereckige, und durch kleine joniſche Säulen getheilte Fenſter zeigt. Aber immerhin giebt es Gemächer genug, welche durchaus dunkel waren und deren Wandſkulpturen nur bei Fackellicht ſichtbar wurden. Die Pyramide von Nimrud iſt von Layard bei ſeiner zweiten aſſyriſchen Expedition unterſucht worden. Es ergiebt ſich ein vierſeitiger Unterbau von ſolider Quaderfügung, worauf wahrſcheinlich in verſchiedenen Stufen die geformte Erdmaſſe von ungebrannten Backſteinen ſich erhob, die jetzt herabgebrochen jenen Unterbau bedeckt. Im Innern, über jenem Unterbau, und in gleicher Höhe mit der Palaſtterraſſe fand ſich ein gewölbter Gang aus denſelben ungebrannten Backſteinen, aber ohne alle Verbindung nach außen. Er war offenbar das Grabgemach, ergab aber nichts, weil nach deutlichen Spuren die Plünderung von Alters ſchon eingedrungen war. Die ganze Höhe des Grabes mochte

zweihundert Fuß betragen. Es ist das Grab Sardanapals, das auch die Griechen als am Thor von Niniveh liegend erwähnen, oder Assardanpals, wie nach Rawlinsons Lesung der Gründer des damit verbundenen Palastes heißt. Nach dem jetzigen Stand assyrischer Chronologie würde er in's zehnte Jahrhundert fallen, Gründer des ältesten uns erhaltenen Palastes von Niniveh, was auf's Alter der Stadt allerdings noch keinen Schluß erlaubt. Dieses, wie wir sehen werden, weicht ganz bedeutend weiter zurück. Wie der Zusammenhang auch zu denken sei — und Niniveh oder Assur wird schon von den ältesten Königen des ägyptischen neuen Reichs, das im achtzehnten Jahrhundert beginnt, als unterworfenes Land erwähnt — wir dürfen die Uebereinstimmung einer so auffallenden Bauweise nicht übersehen: Erdwände, die mit Skulpturplatten bekleidet sind, und Pyramiden, die, gleich viel ob glatt oder in Stufen, als Königsgrab an dessen labyrinthischen, theilweis dunkeln Palast sich anschließen. Daß Assyrien trotz seiner eigenthümlichen Entwickelung in letzter Instanz von der ägyptischen Kultur abhängig ist, geht ohnedieß aus hundert und aber hundert Zeichen hervor.

Und wenn die Pyramide zu Nimrud in Niniveh ein Königsgrab war, was wird dann der gewaltige Backsteinhügel Birs Nimrud zu Babylon anders gewesen sein? Es ist der Hügel am Westende des alten Stadtgebiets, der die weiten Euphratsümpfe überschaut und die zeitweis bebaute Ebene bis zum Euphrat. Diese war wohl die Westseite der Stadt. Aber die Stromüberschwemmung hat alles geebnet und jede

Spur der Stadt diesseits aufgelöst. Aus dem Gipfel von Birs Nimrud ragt eine ungeheure Backsteinmasse, der thurmartige Kern der vermuthlichen obersten Stufe einer Stufenpyramide. Alle beschriebenen Backsteine zeigen Nebukadnezars Namen. Es ist allerdings kaum zu hoffen, daß wir dort sobald in's Klare kommen, wo vor den ungeheuren formlosen Backsteinmassen und dem unüberwindlichen Schutt jeder Versuch zur Ausgrabung ermüden muß.

Wir könnten manch andern, noch entschiedener pyramidalen Bau im Ausland noch anführen, z. B. oberhalb Argos, am Weg nach dem Innern, ist auf einem Hügel die Pyramide, die von Pausanias als das Grab argivischer, siegreich gegen Sparta gefallener Krieger bezeichnet wird. Man hat den Golf von Argos noch im Gesicht, Nauplia gegenüber im Meer schwimmend unterhalb seiner steilen Palamide, und die Ebene von Argos, die als Fortsetzung des Golfs in die Berge hineindrängt, hinterwärts bis Mykene. Große, polygone Blöcke bilden die Wände des Grabs, innen senkrecht, außen pyramidal geneigt. Eine Thür, durch gegeneinander geneigte Blöcke spitz gedeckt, führt längs der linken Massenwand in einen Gang und an dessen Ende rechts in den innern Raum. Er ist ungedeckt und die Balkenlöcher zeigen, daß man mit flacher Decke, vielleicht Erde darauf, sich begnügt hat. Beide Flächen, die innere senkrechte und die äußere pyramidal geneigte, treffen in derselben Höhe bereits zusammen, so daß die Spitze sich nicht vollenden konnte. Ein anderes Polyandrion erwähnt Pausanias und bezeichnet es

ausdrücklich als Pyramide, mit argolischen Schilden behangen, drunten in der Ebene, am Weg von Argos nach Tirynth hinüber.

Aber viel bedeutsamer, als das bloße Verfolgen einer architektonischen Form muß uns die Frage sein nach dem religiösen Boden, aus dem solche Riesenlasten, wie die von Gizeh gewachsen sind. Was dachten denn diese Menschen schon bei der unendlichen Mühe, die sie mit der Leiche hatten, wenn diese von Gehirn und Eingeweiden befreit, wie Herodot berichtet, in ihren Salzen und Oelen ein siebenzig Tage beizen muß, den Leib mit Gewürzen erfüllt, bevor sie mit ihren Bändern umwunden und verleimt wird? Die Pyramiden selbst geben keine Kunde von den Vorstellungen, die dies Geschlecht von Tod und Zukunft haben mochte. Auch die offenen Felsengräber nebenan aus derselben Zeit geben in ihren Wandskulpturen nichts als häusliche Scenen, Ochsenschlachten, Weinpressen ꝛc., die Abbildung von allerlei Geräth und Schmuck und Reichthum, oft ganz interessant, weil z. B. ganz dieselbe Brustplatte eines Priesters hier schon abgebildet ist, wie jenes große pelasgische Grab von Cäre in Etrurien sein Exemplar in Gold getrieben, aufbewahrt hat.

Wenn aber die Pyramiden, diese Königsgräber des alten Reichs, uns keinen Aufschluß über die Theologie vom Sterben geben, so wollen wir nachsehen bei den Königsgräbern des neuen Reichs, die in ihren Wandgemälden so überreich ihren Glauben bekennen. Es sind die unterirdischen Grabpaläste im thebeischen Wüstengebirg. Wir wollen sehen, wie viel

oder wie wenig von jenen entwickelten Vorstellungen sich auf's Pyramidenalter zurückbeziehen lassen, was sie mit diesem gemein haben, wie viel daran neu ist.

Wir gehen hinauf nach der Thebais, drei Wochen weit den Nil hinauf, bis zur Rechten und Linken weit auseinander die einzelnen Trümmergruppen von Theben, der Hauptstadt des neuen Reichs erscheinen. Wir haben mit diesen nichts zu thun, noch mit dem weiten grünen Feld zwischen ihnen, worein die Stadt sich wieder aufgelöst hat, sondern folgen dem schmalen, steilen Felsenpfad, wo man lieber zuweilen absteigt, an der Bergwand des gelben libyschen Wüstengebirgs hinauf. Die Sonne der Thebais kann bereits im Februar drückend werden, zumal im grellen Widerschein der Kalksteinwände. Oben stehen wir endlich auf den Gebirgspfeilern, aus Feuerstein, Muscheln, Kalk zusammengebacken, die sich in's völlig öde Thal der Königsgräber hinabsenken. Wir lassen die Aussicht über die grüne Thebais hinter uns — dort sitzen unten im jungen Saatfeld die beiden Memnonkolosse, durch die Entfernung klein — und steigen auf Händen und Füßen in enger Spalte zwischen zweien jener Gebirgs-Pfeiler in die Tiefe. Die Pferde läßt man oben, die in weiterem Umweg hinabgehen. Hohe Hügel kleiner Gesteintrümmer häufen sich am Fuß jener Pfeiler — es ist der Bergschutt aus den ungeheuren Aushöhlungen der Königsgräber.

Zu beiden Seiten in der Tiefe des Thalbetts öffnen sich schwarze, viereckige Löcher, oft halb verschüttet. Es sind die Eingänge zu den unterirdischen Palästen, welche die Könige

dieſes neuen Reichs, vom achtzehnten Jahrhundert an, für ihre künftige Mumie in den Berg hinein treiben ließen, ganz wie die Pyramiden auch — größer, kleiner, je nachdem die Regierungszeit reichte. Mit der Thronbeſteigung ward begonnen, und je größer ihr Grab iſt, um ſo länger, zuverſichtlich, haben ſie regiert.

Wir verlangen vom Führer das Grab Nr. 17, nach der Nummer, welche Wilkinſon beigeſchrieben und die in Uebung bleibt, oder Belzonis Grab, wenn es nach ſeinem glücklichen Entdecker genannt wird. Ein unter den ungeheuren Regenſtürzen, wie ſie hier zuweilen vorkommen, eingeſunkener Boden hatte es verrathen. Die ſteilen, bis obenan gefüllten Felſentreppen wurden geräumt, bis wo ſie durch eine verſchloſſene Thür in einen Gang und ein Gemach führten, welches das letzte ſchien. Aber Belzoni ließ den Brunnenſchacht davor, welcher den Sucher mißleiten konnte, füllen und die ſkulpturbedeckte Wand dahinter, welche hohl klang, mit einem Palmſtamm durchrennen. Da thaten die verborgenen Räume ihren ungetrübten Farbenſchimmer auf, Pfeilerhallen, Treppen, endlich der gewölbt geſchnittene Hauptſaal mit dem Alabaſterſarkophag des Königs Seti, Seſoſtris Vater. Aber der Sarkophag war leer, der Deckel lag zerbrochen. Offenbar war man ſchon vor Alters auf anderm Wege hier eingedrungen. Treppen, die jetzt verſchüttet ſind, führten in der That noch tiefer.

Aber während wir das Grab uns beleuchten laſſen durch eine Bande lanzenbewaffneter Beduinen, die mit Stroh und

Brennzeug uns unvermuthet aus dem kühlen Dunkel entgegen steigt, müssen wir vor Allem fragen: Wozu diese Grabespaläste, welche die Farbenpracht ihrer Wandgemälde in ewige Nacht verschließen? Woher die furchtbare Angst, seine Mumie zu verstecken, da die Seele doch den Leib verläßt nach ägyptischer Lehre, um entweder in's Thierleben zurückzukehren, oder, wie wir sogleich in andern Gräbern sehen können, durch die himmlischen Räume zu schiffen? Wir wollen ein anderes Grab suchen, um diese Lehre, wie sie hier sich ausgebildet hat, von den Wänden selbst zu lesen.

Das Grab, welches wir brauchen, öffnet sich zuhinterst in die Thalrinne. Es hieß bei den Alten Memnons Grab, und wie die zahlreichen Inschriften zeigen, war es bereits von altgriechischen Touristen viel besucht und bewundert. Einer davon versichert, er sei so und so viel hundert Jahr nach dem göttlichen Plato hier gewesen — gar nicht unbedeutsam, wenn wir den Plato mit diesen Wandgemälden vergleichen. Ein Anderer, ein sicherer Epiphanios gesteht uns, daß er sich kolossal ennuyirt habe.

Hier müßte man lang verweilen, wenn man die astronomische Mystik, welche in unzählbaren Figuren Decke und Wände überzieht, studiren wollte. Wir wollen nur heraus fassen, was auf's Schicksal der Seele im ägyptischen Jenseits sich bezieht und überraschende Aufschlüsse bis in die modernsten Vorstellungskreise giebt.

Unter dem sternbesäeten blauen Leib der Himmelsgöttin, der sich ungeheuer in die Länge zieht, um alles zu über-

ſpannen, ſehen wir den Gang der Sonne durch die zwölf Stunden des Tages und die zwölf der Nacht. Der Sonnengott fährt in ſeiner Barke, jede Stunde in einer anderen Begleitung von Göttern, die entweder mit ihm in der Barke ſitzen oder auf dem Flußufer mitziehen. Der himmliſche Strom, worauf er fährt, fließt von Oſten nach Weſten in einen großen See, woraus der Gott auf dem Strom der Nacht, der von Weſten nach Oſten fließt, wieder nach Oſten zurückkehrt. Unverkennbar haben wir hier den homeriſchen Okeanos, worauf das Schiff des Sonnengottes um die kreisrunde Erdſcheibe herum während der Nacht wieder zurücktreibt.

Aber vor Allem iſt wichtig, was der Gott in den verſchiedenen Stunden ſeiner Fahrt alles ſieht und erlebt. In den höheren Tagesſtunden durchzieht er das Land der Seligen. Wir ſehen ſie mit der Straußfeder, dem Zeichen der Gerechtigkeit, auf dem Kopf, wie ſie die Götter verehren, wie ſie himmliſche Früchte von den Bäumen pflücken, mit der Sichel auf jenen Feldern erndten, in himmliſchen Waſſern baden und jubeln ꝛc.

Wer könnte hier die ägyptiſche, d. h. pythagoreiſch vermittelte Weisheit Pindars verkennen, wenn er ganz entſprechend von jenen Gefilden ſagt:

Dort, wo auf der Seligen Eiland
Milde Meereslüfte wehen
Und wie Gold die Blumen blühen —
Blumen, welche hier am Lande
Sich von ſtolzen Bäumen neigen,
Blumen auch, vom Quell getragen.
Und ſie flechten d'raus ſich Kränze
Um die Hand und um die Schläfe.

Aber andere Dinge sieht der Gott, der selber schwarz wird, auf seiner unterirdischen oder nächtlichen Reise. Seine große Götterbegleitung ist verschwunden, und nur die Tme, Themis, die unterirdische Gerechtigkeit, ist noch bei ihm. Die Barke wird von untergeordneten Genien, deren Zahl in verschiedenen Stunden wechselt, am Strick gezogen.

Hier sind wir in der Hölle, wie kein Dante sie vollständiger malen kann. Wir sehen die schlimmen Seelen auf jede mögliche Art mißhandelt, und hieroglyphische Texte dabei, worin ihre Zuchtmeister die Verbrechen ihnen vorwerfen. Die Seelen sind bald an den Füßen aufgehängt, marschiren ohne Kopf, oder schleppen ihr Herz hinter sich her, die Hände auf den Rücken gebunden, werden lebendig in großen Kesseln gesotten ꝛc. Die Seelen sind schwarz und ihre Zuchtmeister roth.

Aber, müssen wir fragen, was sollen diese Höllenstrafen, wenn die verurtheilte Seele nach bekannter Lehre in den Thierleib zurückkehrt? Dort, an der Wand, in der Folge des Gemäldes, während dem Aufsteigen des Sonnengotts, sehen wir wirklich das Seelengericht im Raum, den er in den ersten Stunden erreicht, und sehen eine verdammte Seele, wie sie in Gestalt eines Mutterschweins durch die Affengestalt des Thot, den Hermes Todtenführer auf die Erde zurückgepeitscht wird. Sind jene mißhandelten Seelen vielleicht die ganz unverbesserlichen, denen auch die Wanderung nichts genützt hat?

In jenem angeführten Lied Pindars von ägyptisch-pythagoreischer Färbung heißt es:

> Aber die zum dritten Male
> Hier und dorten von Verschuldung
> Unbefleckt die Seele wahrten
> Diese sind's, die auf des Zeus Bahn
> In die Burg des Kronos eingehn —
> Andre dulden unanschaubar.

so daß es scheint, es hätte eine einmalige Wanderung gar nicht genügt.

Hier sehen wir den König, den gestorbenen Rhamessiden, dem das Grab gehört — er lebte vielleicht im zwölften Jahrhundert aufwärts — an der Spitze der Königsseelen, seiner Ahnen, in himmlischen Regionen der aufsteigenden Barke des Sonnengottes anbetend entgegenkommen. Er nimmt in höheren Tagesstunden am Kampf der Götter gegen den Riesen Apophis, der im Ocean steckt, Antheil — es ist der böse Zeitgott, Kronos, der in vorweltlicher Empörung gegen die guten Götter die vorher rein himmlische Welt zerriß. Wie es scheint, ist überhaupt der Menschenleib nur gebildet, um die von ihm, dem schlangengestaltigen Verführer, zum Abfall gebrachten, ehemals reinen Geister darin einschließen und abbüßen zu lassen, nachdem sie verstoßen sind aus dem Paradies in's Leben. Bestehen sie schließlich vor dem Göttertribunal der Zweiundvierzig, dann gut. Wo nicht, so können sie die Wanderung von Neuem beginnen.

Es fragt sich nun, wie viel von diesen entwickelten Vorstellungen wir auf's Pyramidenalter zurückbeziehen dürfen.

Wir finden, daß damals noch nichts davon vorhanden war. Als jene Phöniker, nachdem sie Jahrhunderte über Aegypten geherrscht, endlich zum Abzug gezwungen wurden, etwa im achtzehnten Jahrhundert, das Volk der Hyksos, und den ganzen übrigen Glaubenskreis nach Phönikien und Griechenland hinübernahmen — eine Annahme, die wir nicht mehr entbehren können — da gab es noch immer keine Seelenwanderung, denn sie fehlt im älteren Griechenland und Phönikerland, deren Götterhimmel sonst der treueste Abdruck des ägyptischen ist, wenn auch aus den Fugen gegangen, trümmerhaft und später vielfach umgebildet und mit fremden Elementen untermischt. Wir werden nachweisen, wie auch die dorische Architektur nur solche Formen umfaßt, welche vor jener Phönikerzeit schon in Aegypten vorhanden waren, also von jenen Phönikern mitgebracht sein mußten. Der dorische Stil ist der ägyptische des alten Reichs, der später aus der Mode kam. Aber was für Vorstellungen hatten denn jene Pyramidenkönige von Tod und Zukunft, wenn jene entwickelte Theologie ihnen nicht zukommt? Genau das, was jene Phöniker nach Griechenland mitgebracht haben, eine homerische Schattenwelt.

Es ist ganz dieselbe Angst, welche bei Homer die Seele des Patroklos treibt, sich rasche Beerdigung zu erflehen, wie die, welche die Pyramidenkönige bestimmt, den Riesendeckel der Pyramiden auf ihr Grab zu stellen. Die Leiche muß gesichert sein, denn das Schicksal der Seele, die Ruhe des Schattens hängt davon ab, in Aegypten, wie in Griechenland.

Weiter ſpekulirt wurde noch nicht, — ſtatt der theologiſchen Bekenntniſſe malt man die heiteren Beſchäftigungen des Lebens und die Reichthümer des Todten auf die Grabwände.

Aber warum fährt man fort in der Mumienbereitung, in der Angſt um die Grabesſicherheit, zur Zeit des neuen Reichs, wo man's beſſer weiß? Wir könnten nachweiſen, wie auch der Leib nach ägyptiſcher Lehre göttliches Eigenthum iſt, von Göttern auf der Töpferſcheibe gebildet, eben um einen ſchuldigen Geiſt aus höheren Regionen darin einzuſchließen, und von unterirdiſchen Göttern wieder in Beſitz genommen.

Wenn aber auf dieſe Art auch im neuen Reich die treue Sorge für die Mumie ſich eine Bedeutung ſichern könnte, ſo iſt doch jedenfalls die zähe ägyptiſche Gewohnheit, die fortgeerbte Angſt, daß von der Sicherheit der Leiche das Schickſal der Seele abhänge, das ſtärkere Motiv, jene Angſt, die auch den Griechen mitgetheilt wurde. Trotz all jener ſchönen Bekenntniſſe der Wandgemälde, wo die Königsſeele vor dem Göttertribunal beichtet, bleiben ſie bei der Sitte, ihre Leiche in möglichſt impoſanten, aber auch möglichſt unzugänglichen Räumen beizuſetzen, ganz wie im Pyramidenalter, wo die Könige die ganze Dauer ihrer Regierung, die ganze Kraft des Landes nur darauf verwandten, ihre künftige Mumie ſicher zu legen.

II.

Aegyptiſch Theben.

Um unſern vorläufigen Farbengrund ägyptiſcher Anſchauung zu erweitern, wollen wir noch eine Rundſchau in der oberägyptiſchen Hauptſtadt Theben halten. Sie iſt die Hauptſtadt des neuen Reichs, ſowie Memphis die des alten war. Dieſes neue Reich beginnt etwa im achtzehnten Jahrhundert aufwärts. Eine vielhundertjährige Fremdherrſchaft phöniziſchen Stammes, das Reich der Hykſos, das ſich hereingeſchoben, war überwunden, die Aegypter gingen ihrerſeits in Aſien vor und feierten hier ihre Triumphe. Die Denkmale von Theben ſtammen meiſt aus den erſten Zeiten dieſes weltbeherrſchenden Reiches. Hier müſſen wir verweilen, um eine Anſchauung ägyptiſcher Größe zu gewinnen.

Unſere Barke liegt am rechten Ufer, dem Strand von Luxor, links beim Hinaufgehn, wo bereits viele andere der eleganten Fahrzeuge, wie ſie heutzutage den Nil beleben, meiſt engliſche und amerikaniſche Flagge, ſich finden. Wir

ſind froh, nach dreiwöchentlicher Fahrt von Kairo herauf zu ſein. Die Fahrt geht Tag und Nacht aufwärts, wenn der Wind in unſer großes, dreieckiges Segel drückt, das in ungeheurem Bogen ſich über den Kopf des Vordermaſtes legt. Wenn der Wind nachläßt, wird die Barke bald vom einen, bald vom andern Ufer durch die Mannſchaft gezogen, wozu die Ufer allenthalben frei ſind, und wenn die Barke aufrennt in der Segelfahrt, dann ſpringt das ganze nubiſch braune Schiffsvolk über Bord, um im Takt ihres Arbeitsgeſanges das Fahrzeug mit dem Rücken wieder flott zu tragen.

Alſo das iſt der Boden, wo einſt der Nilſchlamm zuckte, wie Diodor verſichert, und Menſchen daraus wurden. Es gebe noch jetzt Exempel davon, ſagt er, nämlich wenn der Strom zurücktritt ſehe man oft halbausgebildete Mäuſe, vorne Maus und hinten Dreck. Die Luft muß ſchwüler geweſen ſein damals, denn jetzt geht der Strom in glänzender Breite, aber unverdächtig vorüber. Es iſt auch erſtaunlich lange her, ſeit er Menſchen ſchuf, und die Aegypter haben ſchon ſehr vergnügt an den Statuen gepinſelt, während anderwärts die Welt noch nicht erſchaffen war.

Zu beiden Seiten dieſes Stroms lag die große Thebä. Ihre koloſſalen Tempel und Königsburgen aus dem ſolideſten Quaderbau ſind übrig, hier und drüben, meilenweit aus einander, während die Stadt ſelbſt, die natürlich, wie alle heutigen Orte, aus geformter Nilerde beſtand, längſt wieder in grünes Fruchtland aufgelöst oder fortgetragen iſt. Man

nennt die einzelnen Ruinengruppen nach den Dörfern, die jetzt dran oder drin liegen, und ſind auf dem rechten Ufer die Tempel oder Tempelpaläſte von Luxor und Karnak, auf dem linken der von Kurna und das ſogenannte Memnonium, das einſam ſteht, und der Tempel und die Königsburg von Medinet Habu, das verlaſſen iſt, am bedeutſamſten.

Wir gehen hinauf nach Luxor. Es krönt maleriſch die Höhe einer trockenen Abdachung, die zum Strom herabzieht, mit ſeinem Obelisken, mit der großen, ſchon von ferne durchſichtigen Mittelkolonnade inmitten der aufgethürmten Erdbuden, ein prächtiger Anblick vom Strom aus. Wir halten vor dem gewaltigen Pylonbau, der ſeine Fronte aber nicht dem Strom, ſondern nordwärts dem entfernten Karnak zuwendet — wie immer eine hohe, ſenkrechte Pforte, die man Pylon nennt, zwiſchen ihren höheren, pyramidal geneigten Flügelmaſſen. Statt dieſes Pylons hängt jetzt eine Lehmwand mit kleinem Loch dazwiſchen, das Stadtthor von Luxor. Aber die Flügel ſind ſtark wie Baſtionen und großentheils noch reinlich eingefaßt von ihren runden Kanten, zwiſchen denen das große, unten breitere Viereck ihrer Wandflächen etwas zurücktritt, und ſind oben von den Reſten eines weitausgeladenen Hohlgeſimſes gekrönt. Die ganze Fläche iſt bedeckt mit eingeſchnittenen Hiſtorien, die nicht eben leicht zu erkennen ſind über die Fugen des Quaderbaues weg. Aber klar iſt der König, ſechsmal ſo groß als die Andern und ſechsmal ſo tief geſchnitten, der große Rhamſes Seſoſtris, links, wie er gleich Diomed mit ſeinen Roſſen

in den Feind ſprengt, und rechts, wie er auf ſeinem Wagen thront, inmitten ſeines Lagers, und Geſandte empfängt, ſtolz und unerbittlich wie Achilleus.

Vier ſitzende Koloſſe deſſelben Königs, ſchwarzer Granit, ragten vierzig Fuß hoch, alſo über die Hälfte der Maſſenflügel. Drei ſind noch übrig, aber bis an den Hals in aufgehäufter Erde begraben. Die Geſichter unter der hohen, kolbenförmigen Königsmütze und dem geſtreiften Kopftuch, das ſich auf die Schultern legt, ſind zerſtört, aber die Königsringe auf dem Oberarm und im Hieroglyphenband des Rückens nennen ſeinen Namen. Wenn wir ſie aufwühlen könnten, ſo hätten wir die nackte, ſitzende Geſtalt in ägyptiſcher Weiſe, mit der engen, geſtreiften Hüftenbekleidung, die Hände auf dem Knie, den Bart in architektoniſch ſteifer Flechte.

Aber jetzt dürfen wir aufſchauen zu dem Obelisken, der zu unſrer Linken roſigroth in den blauen Himmel ſteigt, der ſchönſte und erhaltenſte von Allen. Kein ſeelenvolles Marmorbild kann mehr und wohlthätiger feſſeln, als dieſes wunderbare Werk. Im vollen Glanz ſeiner Politur ſehen wir drei Hieroglyphenkolonnen herabſteigen, die mittelſte am tiefſten, aber ſo rein und ſicher geſchnitten, mit ſo tiefen Schatten in dem herrlichen Granitkryſtall, ſo leicht und genial, daß wir verzagen müſſen vor einer Zeit, die den unerbittlichen Stoff dermaßen zu beſiegen wußte. Die Hieroglyphen, dieſe Eule, dieſe Gans ꝛc. ſind wie mit einem großen Siegel eingedrückt, ſo daß ſie erhaben ſind in der Vertiefung ihres

Umriſſes. Sonſt überall, ſelbſt in Rom müſſen dieſe Steine uns kalt laſſen, auch wenn ſie nicht vom Klima angegriffen wären.

Aber die wahre Seele des Obelisken iſt ſein Platz, und geht verloren, wenn man ihn losreißt von ſeiner Bedeutung, von dem Bau, deſſen Namen er trägt und von deſſen Vollendung er die Triumphſäule iſt. Unſer Obelisk, deſſen Kanten noch eine feine Schwingung nach der Mitte zeigen, ſo wie ſein früherer Nachbar, denn man pflanzte immer zwei vor einen Tempeleingang: ſie waren aufgerichtet vom großen Rhamſes, um in der Weihinſchrift zu ſagen, daß Er, Herr des oberen und des unteren Landes oder Aegyptens, Sohn der Götter und Herr der Welt, wachende Sonne der Gerechtigkeit ꝛc. dieſe Werke, den Tempel von Luxor, hat erbauen laſſen für ſeinen Vater Amun Re, eben den Hauptgott von Theben.

Sein früherer Nachbar zur Rechten iſt jetzt in Paris, wo er auf den weiten Feldern des Concordeplatzes eine ziemlich traurige Rolle ſpielt. Statt ihn zu einem Denkſtein der franzöſiſchen Armee in Aegypten zu machen, wie vorgeſchlagen war, hat man ſich begnügt auf ſeinem Unterbau in goldnen Linien die Maſchinen abzubilden, mit denen es möglich war dieſen großen Stein wieder aufzurichten. Er iſt alſo nichts wie ein großer Stein.

Wir ſchlüpfen durch's Stadtthor und ſind in der Gaſſe von Lehmwänden, hoch genug, um die Ausſicht zu rauben. Zur Linken ragt die geweißte Dorfmoſchee, die am Rücken

des Pylonflügels hängt. Der hat oben kleine quadratiſche Fenſter und birgt in ſeinem Innern Treppen und Kammern, war einſt Wohnung für Prieſter und Sterndeuter und zugleich ihre Feſtung. Es iſt demnach ſchwer, hier des Tempelplans inne zu werden. Aber wir wiſſen, daß er keine gerade Axe hat, ſondern der vordere Säulenhof, der dieſen Raum einſt einnahm, mit ſeinem Pylonſyſtem ſich vom Strome ab und mehr einwärts wendet, um mit dem entfernten Karnak ſich in Verbindung zu ſetzen. Könnten wir nur Eine Säule dieſes Vorderhofs aus Schmutz und Erde heraus, und in ganzer urſprünglicher Farbenpracht vor uns ſehen! Ein Schaft von runden Gliederungen oder Pflanzenſchäfte, die durch Querbänder von gelben, rothen, blauen Streifen geſchnürt und mit dem Kapitäl von Form einer Lotosknospe oder zuſammengeſchloſſener Knospen durch einen wahren Panzer von farbigen Bändern verbunden und verflochten waren. Der runde Fuß war mit einem Kelch von ſpitzen roth und blauen Blättern bekleidet.

So weit gehört die Anlage dem großen Rhamſes Seſoſtris. Ein halbbegrabener Pylon zwiſchen jenen Erdwänden führt in die große, offene, ältere Mittelkolonnade, die dieſen Vorderhof mit dem Heiligthum verknüpft, zwei Reihen gewaltig dicker Säulen, tief begraben, rund und ſkulpturbedeckt, mit kelchförmig ausgeladenem Kapitäl und durch ihre Architrave noch verbunden. Die dummen Büffelkälber reiben ſich an den Namensringen König Amenoph III., dem der weitere, ältere Theil des Tempels angehört.

Folgt ein innerer Hof, der seine Flanken einfach, seine Tiefe vierfach mit Stellungen jener Knospensäulen säumt. Wie leicht wird ein Gebälk, das allein von den steifen, gestutzten Kelchblättern einer Knospe kann getragen werden! Es ist dieser Hof, in den wir tief hinabsehen, das wahre Lager für ein halbnacktes Volk, das um Bakschisch herauf schreit, und die Kothnester für sich und seine Büffel zwischen die alten Prachtsäulen klebt, ähnlich wie jene Kothwespe, die am Obelisken von Heliopolis so eifrig schafft, dessen sämmtliche Hieroglyphen mit einer Kothdecke zuzubauen.

Das Allerheiligste dahinter ist unzugänglich durch die größeren Häuser, die es verbauen. Er war von den Persern zerstört, und trägt den Namen des jungen Alexanders, des Sohnes vom makedonischen Alexander als Wiederhersteller, also aus jener ersten Zeit, wo der regierende Ptolemäer sich noch nicht König nannte. Auch für jene Zeit ist die Nische in der Mitte der Vorderwand bemerkenswerth, die das schönste Keilgewölb zeigt.

Wenn schon die große Pyramide in ihrem Innern, um die eigene Last zu tragen, ungeheure Steinblöcke über ihren Gemächern gegeneinander stemmt, oder die Reihenblöcke in den Wänden ihrer großen Gallerie nach oben in Stufen übereinander vortreten läßt — wenn die ältesten Felsengräber, wie die von Beni Hassan, ihre Felsendecke in Bogenform schneiden, und der Bogenschnitt durch wagrechte Blocklagen in die Glanzzeit Thebens gehört, wie ein Palast eben

unſers Rhamſes Seſoſtris in der Decke ſeiner ſcheinbar gewölbten Eingänge zeigt, ſo iſt doch das Keilgewölb aus großem Stein verhältnißmäßig ſehr ſpät, auch in Aegypten, und nicht älter als die große Kloake von Rom. Nur mit Backſteinen, wo das Bedürfniß viel dringender iſt, geht das Keilgewölb auch mehr als tauſend Jahr weiter zurück. Wir haben drüben am weſtlichen Wüſtengebirg gewölbte Eingangsthore, Niſchen, ausgekleidete Stollendecken, ſelbſt Reſte von gewölbten Privathäuſern — Beiſpiele, welche meiſt durch die älteſten Königsnamen Thebens verbürgt ſind.

Jene perſiſche Zerſtörung hat indeß Einiges übrig gelaſſen. In einer Kammer links von dem erneuten granitnen, immer vereinzelten Heiligthum, das ſich mit kleineren Höfen und Säulenſtellungen umgiebt, zeigen die Wandſkulpturen König Amenophs Geburt, des urſprünglichen Gründers. Seine Mutter auf dem Bett, von einer Göttin unterſtützt, das Kind von einer Amme getränkt. Der Knabe wird dem Gott Amun vorgeſtellt, von himmliſchen Genien auf ſeinem Thron getragen, als Herr von Ober- und Unterägypten eingeſetzt. Gott Amun, dem er bald eine Antelope opfert oder verſchiedenfarbige Kälber vorführt, bald die reichſten Gaben in den Tempel tragen läßt, ſchreibt ihm dafür ſelber ſeine Titel auf ein Blatt, das der König hinhält. Wir müſſen den Abbildungen glauben, wenn wir ſelber uns nicht hindurchwühlen können durch die Race, die heutzutage drin haust, Abbildungen wie ſie im Werk der toskaniſchen Expedition, durch Roſellini gegeben ſind.

Zuhinterſt auf dem Erdhügel überſchaut ſich eine angenehme Landſchaft mit dem Nilarm und grünem Feld bis an's arabiſche Wüſtengebirge. Unter den Palmen zunächſt iſt eine eigenthümliche Kolonie zu gewahren, wie ſie jeder Stadt in Oberägypten eigen iſt, die Almehs, Tänzerinnen in blauen, rothen, gelben Gewändern, von anderer Race als die Fellahs. Es ſind meiſt ſchlanke, junge Geſtalten, die ein gauklendes Leben in dieſe ernſten Ruinen bringen, zumal Nachts beim Feuerſchein, wo ihre Gewänder beim Tanz gegen das Feuer ſo durchſichtig werden, als die der altägyptiſchen Almehs und Harfenmädchen in den Wandſkulpturen der Gräber.

Es iſt oft ganz gut, von ſolchem Anblick weg durch die kühle Mondnacht hinaus im Galopp auf Karnak zu gehen. Dort vergißt man die offenen, jugendlichen Formen in den Schauern der monddurchſchienenen Rieſenhalle, wo man ordentlich leiſe auftritt, weil die Dinge gar ſo mächtig wirken und mit der Flinte vorgeht, weil zuweilen ein Schakal ausreißt oder in der Ferne eine Hyäne heult. Ein ganzer Himmel voll Götter und Geiſter ſteht dann ſtrahlenhell darüber, Orion faſt im Scheitel, und tief unter ihm ſüdwärts geht ein Stern erſter Größe auf, den wir im Norden nicht ſehen. Das iſt Kanopus.

Aber wenn wir was lernen wollen, müſſen wir bei Tag kommen. Von der großen Pforte von Luxor führte einſt eine Sphinxallee nach dem Tempel von Karnak. Jetzt reiten wir den Feldweg durch bebautes Land und Weide,

bis die Palmen anfangen, die immer eine Ortſchaft bergen. Eine eigenthümliche Erinnerung an die Größe Thebens begegnet uns dort: hinter hohen Erdwällen iſt ein Fachwerk von Waſſerbecken, worin man Salpeter gewinnt. Dieſe Erde, wo ſo viel Millionen Menſchen gelebt haben mit menſchlichen Nothwendigkeiten, iſt von gewiſſen Salzen reichlich durchdrungen, die niemals verloren gehn.

Zerbrochene Sphinxe beginnen aus der Erde zu ſteigen. Die Sphinx, haben wir geſagt, iſt ein Bild des welt-überwachenden Sonnengotts. Der Löwe bedeutet Wächter, und die oder vielmehr der Sphinx iſt ein Löwe mit dem Kopf und Kopfputz des Sonnengottes. Wenn aber kein menſchliches Haupt darauf ſitzt, ſondern wie hier der Widder-kopf, dann bedeutet es die Sonne als Verkörperung der widderköpfigen Urgottheit, des verborgenen Urgeiſtes Amun Kneph — alſo Amun als Sonne oder Amun Re, eben der Gott, dem die Tempel von Luxor und Karnak, ſo wie die großen jenſeits geweiht ſind. Aber hier liegen nicht blos Widderſphinxe, ſondern ganze Widder auf ihren Thronen über dem Hohlweg der Allee, die ſie bilden — alſo einfache Zeichen des verborgenen Urgeiſtes Amun Kneph, denn der Widder iſt die Hieroglyphe ſeines Namens.

Der Kopf der Widder, wo einer übrig blieb, iſt wunder-ſchön, der Leib, um dem Ganzen einen architektoniſchen Charakter zu geben, iſt ſtatt der Haare arabeskenhaft mit Schuppen bekleidet. Bekanntlich haben die Aegypter in ſolchen Darſtellungen eine Meiſterſchaft erreicht, wie ſie beim

Gebundenſein durch heiligen Stil nach unſern Begriffen ſonſt nicht überall möglich war. Aber betrachten wir ihren Löwenleib, einfach oder als Sphinx, welch ungeheure Kampfkraft in dieſen Schultern, welch ungeheure Sprungkraft in dieſer ruhenden Hüfte, um die der Schweif ſich herumlegt. Dieſe tiefe Sehne längs des liegenden Vorderarms, dieſe ſcharfe Hauptſpannung, die vom Vorderbug den Leib nach hinten zeichnet, wenn ſie ſo ſtark in der Natur nicht ſind, bezeichnen ſo vortrefflich die überlegene Erfindung. Keine Zottel, keine Kleinigkeit — der Löwe oder Widderſphinx dient im architektoniſchen Ganzen, muß mit entſprechender Strenge gebildet ſein, um als Architekturtheil durch ſeine Reihen einen Tempel zum andern fortzuleiten. Davor zerſchmilzt manches moderne Wildpret. Man kann nicht vorüber ohne anzuhalten vor jenen altägyptiſchen Baſalt- oder Dioritlöwen, die auf den untern Pfoſten der Kapitoltreppe zu Rom liegen, ihre Mähne eine einfache Arabeske, und das ernſte Geſicht, der ordentlich ehrwürdige Schädel zwiſchen dem hängenden Oval eines ſcharfgeſchnittenen Bartes.

Zwiſchen den Palmen erſcheint ein Pylon, freiſtehend, ohne Flügelmaſſen, aber majeſtätiſch hoch, für Rieſen gebaut, ſollte man meinen, für jene Könige auf ägyptiſchen Bildern, wo ſie ſechsmal ſo groß als ihre Völker einhergehen. Wie über jedem Thor erſcheint oben die geflügelte Sonnenſcheibe, von Uräusſchlangen umgeben, hier ungeheuer groß unter dem hohlrunden Geſims von ſcharfen Kanten. Zwiſchen der geringen pyramidalen Neigung nach vorn und hinten,

rechts und links, iſt die Oeffnung ſelbſt immer ein ſenkrechtes, ſcharfes, hochgeſtrecktes Viereck. Und dieſe höchſte Pforte, die wir je paſſiren können, iſt von oben bis unten, innen und außen mit Skulptur bedeckt. Es iſt Ptolemaios Euergetes, der Erbauer des Pylons, der in den einzelnen Feldern übereinander verſchiedenen Göttern ſeine Opfer bringt. Dieſe Griechen und ſelbſt die Römer ſind ganz und gar im ägyptiſchen Stil aufgegangen. Doch erſcheint hier Ptolemaios in einem der Felder ausnahmsweiſe im griechiſchen Mantelumwurf.

Laſſen wir den kleineren Tempel, zu dem die Sphinxallee weiterführt — anderswo wär' er groß mit dem wohlerhaltenen Syſtem der Maſſenflügel ſeines Eingangs, die er uns entgegen, alſo ſüdwärts wendet, und ſteigen wir um ihn herum, dem großen Tempel zu, der nach Weſten Front macht. Hier wachſen freilich die Pylonflügel zu ganz andern Baſtionen an. Sie ſind noch rauh, ungeglättet, aber die Kanäle, die ſenkrecht von oben in die pyramidale Neigung der Front ſchneiden und die ſteinernen Haften aufwärts deuten auf die Flaggenmaſte, die einſt hier eingefügt waren und über das Ganze ragten und wehten, wie ein Skulpturbild an einem der Seitentempel es aufbewahrt hat.

Die linke, erſteigbare Maſſe müſſen wir ſogleich erſteigen. Da liegt die Thebais in ihrem weichſten Grün, gegenüber das libyſche Gebirg in maleriſchen Formen, gelb mit den prächtig blauen Schatten. Da ſind reiche Palmgruppen in der Nähe, die unteren Schwungblätter immer etwas gelblich

und noch goldener in der Abendsonne, und dazwischen oder frei sehen wir ringsum stolze, gerade Pylonen gewesener Tempel, zwischen den geneigten Flächen ihrer ganzen oder gebrochenen Pyramidalflügel, so viel, daß es schwer ist sich zurechtzufinden. Sie hingen einst alle von unserm großen Tempel ab, waren sämmtlich durch Sphinxalleen mit ihm verbunden von rechts und links.

Und vollends wenn wir in diesen, in das größte Tempelepos hineinschauen! Er ist ein Epos, denn wie das wahre epische Gedicht immer neue Geschichten ansetzen kann, deren jede ihren eigenen Schwerpunkt hat, ohne Ende, so kann der ägyptische Tempel immer neue Vorhöfe, Säulensäle und wieder Vorhöfe und Pylonsysteme vor sich hinlegen, immer neue Tempel als Episoden an sich anknüpfen. Anders der griechische Tempel: der ist ein Drama, hat nur einen Schwerpunkt, nach dem alle seine Kräfte hinstreben, ist abgeschlossen, kann mit nichts anderem in Verbindung treten. Diese innere Bestimmtheit ist von bedeutenden praktischen Folgen. Wenn der griechische Tempel kolossal werden soll, so muß er gleich im ganzen Umfang begonnen werden, und das allgemeine Schicksal war, daß alle die größten niemals zur Vollendung kamen. Aber der ägyptische Tempel ist immer fertig, und immer fortschrittsfähig — jeder König konnte streben seinen Vorgänger durch größere Ansätze zu übertreffen: so haben diese Tempel in der That ihre staunenswerthe Größe erreicht, die sonst eine Unmöglichkeit wäre.

Der griechiſche Tempel iſt eine Zelle für's Götterbild, der ägyptiſche iſt für's ganze Volk. Schon von ferne wird die Proceſſion aufgenommen durch Sphinxalleen, fortgeleitet durch übermenſchlich hohe Thore, durch Säulenhöfe, gedeckte Rieſenhallen, Obelisken, neue Thore bis gegen das unnahbare Allerheiligſte. Man trug die heilige Barke des Gottes, wie Seſoſtris Rhamſes nach Diodors Erzählung eine ſtiftete, ungeheuer groß, außen golden, innen ſilbern, von Cedernholz. Wir finden ſie abgebildet hier am großen Säulenſaal außen, mit ihrem Aufſatz von ſymboliſchen Figuren und Geräthen in der Mitte, überſchattet von den vier hohen Sonnenfächern, halbkreisrunde Scheiben an langem Stiel und den Widderkopf des Amun mit der Sonnenſcheibe darüber als Vorderende. Viermal zehn Prieſter, kahlköpfig wie immer, marſchiren in vier Kolonnen darunter als Träger, alſo je zehn in einer Breite, was für die Größe der Eingänge maaßgebend ſein muß.

Steigen wir herab in den erſten, verſchütteten Hof, der ſich rechts und links mit faſt begrabenen Gallerien ſäumt, in deren rechte das Pylonſyſtem eines kleineren, wohlerhaltenen Seitentempels eintritt. Mitten hindurch führten einſt zwei Reihen von je ſechs koloſſalen Säulen. Sie liegen in ihre Schichten gebrochen am Boden und nur eine ſteht noch aufrecht, ſkulpturbedeckt, mit weitem Kelchkapitäl und dem kleineren Würfel drauf, der in ägyptiſcher Ordnung ſich zwiſchen Kapitäl und Decke ſchiebt. Aber dieſe trugen keine Decke, ſondern vermuthlich nur die

Hieroglyphe irgend eines Götternamens, den heiligen Sperber ꝛc. Einſt mußte ohne Gnade ſterben, wer ſo einen Sperber freiwillig oder unfreiwillig tödtete — jetzt wo ſie noch immer zahlreich über uns kreiſen und halten, ſind ſie ein reizendes Ziel zum Schuß.

Wir ſtehen im zweiten Pylon, der zwiſchen dem ungeheuren Quaderſturz ſeiner Flügel noch aufrecht hält, wie im Innern eines ſkulpturbedeckten, oben offenen Thurms und treten in die große Halle. Dort kann man ſeine Orange oder was Proviant man mit hat, ungegeſſen wieder einſtecken, in jener Mittelkolonnade von zwölf Säulen, den gewaltigſten, die ſind. Ohne ihr begrabenes Fußgeſtell und den Würfel oben haben ſie ſechsundſechszig Fuß Höhe, ſechsunddreißig im Umfang, zwölf im Durchmeſſer, wie die Handbücher uns im Voraus belehrt haben. Zu jeder Seite ſteht ein Wald von ſiebenmal neun Stämmen zu achtundzwanzig Fuß Umfang, die in ſieben Reihen auf jeder Seite der höheren Mittelkolonnade von vorn nach hinten folgen, nicht abzuſehen, wenn man nicht mitten in der Allee ſteht. Dort fällt eine der dicken Säulen aus der Reihe — der Nachbar gegenüber natürlich ſtark genug, um ſie angelehnt zu halten.

Sie ſind meiſt noch durch Architrave verbunden, die einen lebhaften Farbenſchmuck von Hieroglyphen nach unten wenden. Aber die Mittelreihe iſt höher, und um ihr gleich zu kommen, bis zur ſelben Dachhöhe, müſſen beide Nachbarreihen, ſie ſelber ſchon einige vierzig Fuß hoch, einen hohen

Fenſterbau aufſetzen, die Fenſter durch Reihen von ſenkrechten Steinſtäben eigenthümlich geſchloſſen. Alles iſt ſkulptur-bedeckt — wenn wir dieſe aufrollen vom Umfang der Säulen, von der Decke und den Wänden, ſo weit ſie ſtehen, ſo giebt's, wie ſich ſchnell berechnen läßt, zweimalhunderttauſend Quadratfuß. Dieſe Könige brauchten Geduld, ſo gut wie ihre Völker. Aber was die ungeheure Arbeit jetzt noch wirkt, das iſt eine eigenthümliche Wärme in dieſen ungewohnten Räumen, ein Behagen unter dieſen Steintapeten, die ſie wohnlich machen, während die kahlen Maſſen kalt und drückend wären.

Auf dem Umfang der dicken Säulen und auf den Wänden erſcheinen die Könige in gewohnter Weiſe mit ihren Opfergaben vor den Göttern von Theben. Dieſe Götter heißen Amun Re, Muth und Chonſu. Der erſte, Amun Re iſt durch die zwei hohen, geraden, architektoniſch ſteifen Straußfedern auf ſeinem Kopf bezeichnet und durch den Phallus. Es iſt Amun, die verborgene, geiſtige Urgottheit in ihrer Verkörperung als Sonne oder Re, alſo Amun Re. Er wird immer völlig blau dargeſtellt. Hinter ihm, und ſtehend auch wenn er ſitzt, erſcheint ſeine Gemahlin Neith, die Göttin der Urgewäſſer, Urmaterie. Sie iſt ſeine Mutter, wenn man ihn als Sonne faßt. In menſchlicher Erſcheinung iſt Neith, oder Muth, wie ſie hier ſich nennt, d. h. Mutter, Göttermutter, von Angeſicht gelb und trägt das vollſtändige Pſchent, die hohe kolbenförmige Königsmütze, die in ihrem unteren Stück wie in einer Scheide ruht. Die dritte Figur

mit der Baris, der Barke des Vollmonds auf dem Kopf und jugendlicher Haarflechte heißt Chonſu, Regler des Monats, und iſt der Mond. Wir haben nicht immer nöthig ein enges, inneres Verhältniß zwiſchen den drei Götterfiguren zu ſuchen, die in einem ägyptiſchen Tempel gewöhnlich zuſammen verehrt wurden.

Der opfernde König iſt der Vater des großen Rhamſes, König Seti. Und damit eine große hiſtoriſche Weihe nicht fehle, die uns unentbehrlich iſt zum Genuß, hat jener Erbauer dieſer Halle auf den Außenwänden ſeine Kriegsthaten eingegraben. Wenn man ſich Mühe giebt, werden die Umriſſe allmählig klar, ſo weit die tiefe Verſchüttung des Quaderbaues es geſtattet. Es ſind theils ſymboliſche Bilder, wenn der König ein ganzes Dutzend Gefangene verſchiedener Geſichtsbildung, verſchiedene Nationen andeutend, am Schopf zuſammenpackt, um ſie vor Amun abzuſchlachten, theils hiſtoriſche Kampfſcenen, wobei freilich der Phantaſie und Loyalität ägyptiſcher Künſtler von den übermenſchlichen Großthaten der Könige das Meiſte zufallen wird. Jene Könige, die damals ſchon ſich ſelber Tempel bauten, unter dem bequemen Namen des Sonnengotts, und ſich ſelber Opfer brachten, fanden gewiß ganz in der Ordnung, daß alle Schlachten durch ihren eigenen Arm entſchieden werden, ob ſie nun dabei waren oder nicht.

Auf der beſſer erhaltenen Nordſeite ſehen wir den König, der immer hoch und groß voraus iſt, wie er bald zu Wagen über Roſſe und fliehende Völker wegſprengt, bald

zu Fuß kämpft und den einen feindlichen Führer niederſtößt, während er dem andern auf den Kopf tritt, — eine geniale kecke Zeichnung, die aber an hiſtoriſchem Werth dadurch verliert, daß dieſelbe Gruppe anderwärts unter andern Königsnamen ſich wiederholt. Einmal trägt der König unter jedem Arm zwei Gefangene auf einmal davon. Das Gewimmel unter ihm zeigt angegriffene Feſtungen, fliehende Heerden, Geſandtſchaften, die ſich unterwerfen, und die mehrfach zerſprengten Haufen der Rotno, wie das Volk ſich nennt, während andere Namen, wie Kanana, Lemanon, der noch dazu durch Bäume, alſo Cedern bezeichnet wird, bekannter klingen. Endlich feſtliche Rückkehr nach Aegypten, wo die Prieſter und Beamten gebückt und mit erhobenen Händen entgegenkommen. Nach jedem Treffen oder nach jedem Feldzug bringt er ſeine Gefangenen dem Amun Re, drei Reihen über einander, hinter ihm, jede an einer Schnur, die in des Königs Hand läuft. Sie ſind durch breite Bärte ausgezeichnet, und oft bösartig geknebelt.

Wir kehren durch die große Halle zurück, deren nördliche Außenwand, ſo weit ſie noch ſteht, dieſe Darſtellungen zeigt. Zum Glück iſt das Innere der Halle von Schutt ziemlich frei. Ihre Kapitäle ſind in der großen Mittelkolonnade von weitausgeladener Kelchform, auf deſſen Mitte der Würfel mit dem Steingebälk ruht. Die hundertzweiundzwanzig Stämme in den Seitengängen haben die ſchwellende, ſich nach oben verjüngende Knospenform als Knauf, auf deren gekapptem Ende gleichfalls der Würfel ſitzt.

Wir steigen über den Trümmersturz eines gewesenen Pylons und zwischen dem Rest der Massenflügel, welche die große Halle einst nach dem Hinterhof abschlossen und dessen Schutt noch tragen, weiter. Ein Obelisk steht rechts, ein zertrümmerter liegt links. Abermals ein Portal, von großen Steinen gedeckt, zwischen den ruinirten Quaderwänden seiner Flügel, und kündet einen inneren Hof in diesem Hinterhof an. Ein Obelisk, mächtig hoch und schön — er könnte mit dem von Luxor um den Preis streiten — steht links, das obere Ende eines gleichen liegt rechts. Wir könnten darauf reiten und mit unserer Leibeslänge messen, daß sie seine oberste Breite kaum ausfüllt. Wo beide Obelisken standen war der Vorderhof jenes inneren Hofs im großen, hinteren Raum. Dieser Vorderhof, jetzt ein großer Schutthaufen, war von Osiridenpfeilern umstellt, jenen geduldigen Figuren in hoher Königsmütze, die mit gekreuzten Armen, die Zeichen des Osiris: Krummstab und Geißel in den Händen, an ihrem Pfeiler lehnen. Dieser Vorderhof führte in den innersten Hof, wo die granitne Kammer des Allerheiligsten selbst stand, isolirt, wie immer, aber von Kammern umgeben. Wir können hinabsteigen, wo sie von wildem Sturz mächtiger Steine begraben ist, und ihre Decke berühren, die noch ein lebhaftes, sternenbesäetes Blau zeigt.

Das Allerheiligste trägt den Namen des Philipp Arrhidäos, jenes blödsinnigen Halbbruders und Nachfolgers Alexanders von Makedonien, unter dessen vermeintlicher Regierung der erste Ptolemäer hier wie in Luxor die

Heiligthümer wieder herſtellte. Die urſprüngliche Anlage gehört Thotmes III. aus der achtzehnten Dynaſtie, der erſten des neuen Reichs im ſiebzehnten Jahrhundert aufwärts. Ihm gehört auch der Obelisk neben dem Lateraniſchen Palaſt in Rom, der von Kaiſer Konſtantinus ſicherlich hier herausgeriſſen ward, gewiß nicht ohne große Zerſtörung in der Nähe. Der Obelisk zeigt in ſeinem oberſten Feld unter dem Pyramidion auf allen vier Seiten den König Thotmes III., wie er knieend ſeine Opferſchaalen dem ſitzenden Amun Re von Theben darbringt, und die Hieroglyphenkolonnen, die in der Mitte herabſteigen, die älteſten, denn die andern ſind nicht von ihm, ſprechen von ſeinem Bau in Theben und von zwei großen Obelisken, die er aufſtellte dort, alſo eben den Lateraniſchen und einen andern, der verſchwunden iſt; denn die, die hier noch aus dem Schutt ragen, führen andere, ältere Namen.

Der Obelisk, den wir haben, blieb bei Konſtantinus Tod in Alexandrien liegen, bis deſſen Nachfolger Konſtantius ihn auf eigenthümlich gebautem Schiff von dreihundert Ruderkraft nach Rom ſchickte, wo er, der größte von allen, auf der Spina des Circus Maximus mit ungeheuren Maſchinen, wie Ammianus Marcellinus meldet, und ungeheurem Volkszudrang aufgerichtet wurde. Er lag in der Folge im Circus Maximus begraben, bis er zu Sixtus V. Zeit gefunden und durch den berühmten Obeliskenerrichter Fontana vor den Seiteneingang der großen Lateraniſchen Baſilika gepflanzt wurde.

Den hinterſten Theil des großen Hinterhofs nimmt ein umfaſſender Palaſt deſſelben Thotmes ein, als Schluß der ganzen zwölfhundert Fuß langen Anlage, die ein langgeſtrecktes Viereck bildet. Der Hauptbau von etwas ſchwerfälligem Anſehen mit Pfeilern unten und einer Reihe quadratiſcher Fenſter oben — ſeine Außenwände fehlen — legt ſich querüber und viele Kammern reihen ſich rechts und links und nach hinten an die Außenwände des Hofs.

Wir wollen das laſſen, um uns auf dem andern, weſtlichen Nilufer, der libyſchen Seite von Theben, umzuſehen. Wir wollen aber nicht gerade hinüber, ſondern einen kleinen Umweg machen, erſt acht Tage weiter den Nil hinauf nach den Katarakten.

Es ſind die ſogenannten Katarakten, die noch immer, zumal bei geringerem Waſſerſtand, ein ſehr ſicheres Steuer brauchen. Elephantine, die Inſel unterhalb, hat ihre Denkmale außer den Reſten eines Nilmeſſers, vollſtändig, und zwar erſt neuerdings eingebüßt, — ihre höhere Hälfte ein Berg von Schutt, durch alte Quais getragen, ihre tiefere grünes Feld unter den Palmen, die ungeheuer mächtig, oft zehn, zwanzig Stämme aus einer einzigen Wurzel aufſchwingen laſſen. Gegenüber, auf dem rechten Ufer, liegt Aſſuan, Syene gleichfalls von prachtvollem Palmenwald umgeben, unter dem die großen Lager der Sklavenhändler hauſen, meiſt ſchwarzbraune nubiſche Mädchen, faſt völlig nackt, die ihr Getreide zwiſchen den Steinen reiben und wie jene nubiſchen Waſſerſchöpfmaſchinen dazu ſingen. Am

eigenthümlich belebten Strand laden die Sklavenbarken. Man reitet gewöhnlich durch die Wüste, wo gleichfalls jene Granitmaſſen, welche die Kataraften bilden, aus dem gelben Sand ſtoßen, und in ihren Brüchen noch einen zerſprungenen Obelisken zeigen. Er haftet mit einer Seite noch am Boden, während drei Seiten ſchon geglättet ſind — Beweis genug für eine großartige Sicherheit der Arbeit. Man reitet links von den Kataraften, um nach der herrlichen Tempelinſel Philä, welche oberhalb liegt, überzuſetzen. Sie liegt in ihrem ſeeartig ſtillen Waſſer auf gewaltige Quais geſtützt, von Palmen und Hennaſträuchern geſäumt, mit ihrem großen, ſchönen, wohlerhaltenen und farbenreichen Ptolemäiſchen Tempel, zu dem wir ſpäter noch zurückkehren müſſen, inmitten der Erdwände eines verlaſſenen Dorfes. Das arabiſche Ufer und die Nachbarinſel abwärts ſtarren von den dunkeln Maſſen des rund und hochgethürmten Granits. Die hellgelbe nubiſche Wüſte hebt ſich im Hintergrunde, im Ganzen ein düſteres Bild. Und doch kann Einem nirgends wohler ſein als auf dieſer ſtillen Inſel, die nur von einigen ſchwarzen Familien mitbewohnt wird, unter der mildeſten Winterſonne, ſo fern von allem europäiſchen Hader. Es iſt eine wilde Freude, die Kataraften hinabzuſchießen, durch die aufhüpfenden, toſenden Schaumwellen zwiſchen den glänzend ſchwarz und rundgewaſchenen Granitfelſen. Schwarzbraune Nubier ſchießen ſchwimmend mit herab. Es iſt eine herrliche Werkſtatt der Natur, die offenbar hier nichts machen wollte als den prächtigen Roſengranit für die ägyptiſchen Obelisken.

Wenn wir eine Felseninsel erklimmen, wir können nicht fertig werden, lose Stücke zu zerschmettern, um der Bruchflächen willen, immer neue, immer schönere Gemenge, feiner, gröber, bald Quarz, bald Feldspath reicher. Man sieht, die Natur ist nicht überall fertig geworden, ganze Massen weißer Quarz liegen unverknetet, ganze Mauern rothen Feldspath muß der Strom durchbrechen. Wir schießen durch solche Thore herab, und lassen das Boot zwischen den glänzend schwarzen Hieroglyphenfelsen wieder im stilleren Wasser schwimmen, wo der Nil seinen schönen, halbdurchsichtigen Lehmthon hat. Sein Wasser, das wir schöpfen wie es ist, kann zu wahrer Leidenschaft werden als Getränk. Kein Wunder, wenn dieser Strom hier in den Katarakten seine Priester hatte, und für den herabgestiegenen guten Urgeist Kneph Amun selber galt, Hor Nophre, der gute Gott. Diese Wasser, die so unerforschlich weit herkommen, schon mehr als doppelte Donaulänge, daß man hinaufkam und noch lang kein Ende — der größte Strom der Welt in seinem Höhestand, denn ganz Aegypten ist ja nur ein grünendes Flußbett von der Länge Italiens.

Es wohnen aber in der Gegend ober Elephantine schon Aethioper, sagt Herodot. So ist's noch immer, denn bei den Katarakten fängt die schwarzbraune nubische Race an. Die Männer sind immer bewaffnet mit Lanze, Schild und langem Ritterschwert, so daß es oft ganz bedenklich aussehen könnte, wenn wir nicht wüßten, wie zahm sie's meinen. Wenn wir eins dieser seltsamen Schwerter uns ausbitten,

dürfen wir überzeugt ſein, den Fabrikſtempel Solingen auf der Klinge zu finden. Dort werden ſie eigens nur für hier ſo gemacht. Die Mädchen erſcheinen in einer Kleidung, die ſich unmöglich weiter reduciren ließe, da ſie lediglich nur in einem Franzengürtel beſteht. Ihr Haar iſt in altägyptiſcher Weiſe in ſteifen Röllchen nebeneinander gelegt und reichlich mit Fett getränkt.

Wir kehren von den Katarakten zurück, um die Weſtſeite der großen Diospolis oder Ammonsſtadt Theben nachzuholen. Weil dort die Ruinen vom Strom entfernter liegen, ſetzen wir mit Tagesanbruch über den Nil. Die Sonne geht hinter uns auf ohne ſich lang anzukünden, denn bei der völlig reinen Luft fällt alles Farbenſpiel der Atmoſphäre weg. Schon von Weitem ſehen wir drüben die Pferde auf und nieder galopiren, mit denen man den Fremden erwartet. Ein ganzes Heer von Roſſen und Reitern ſtürzt uns in den Strom entgegen, ſchreiend und wälſchend mit einigen engliſchen und italieniſchen Worten. Mit geſchwungener Flinte muß man ſich Bahn brechen, um endlich eins der feurigen, roth-gedeckten Pferde, die oft ſtatt der Bügel ein paar Blech-rinnnen haben, zu erhaſchen. Der Führer galopirt zu Eſel mit langem Stab voraus. Die Beſitzer der Thiere folgen zu Fuß und rennen den ganzen Tag unermüdet hinterher, eine fabelhafte Eigenſchaft dieſes Volks.

Es geht über ſandigen Grund und grünes Feld und Nilſumpf nach dem entfernten Medinet Habu am Rand der Wüſte und am Fuß des Wüſtengebirgs, wo vor Zeiten eine

koptiſche Stadt ſtand. Sie iſt längſt wieder in Erde zerfallen, aber aus dem Schutt ragt die Königsburg des dritten Rhamſes Meiamun, der einige Generationen auf den zweiten Rhamſes oder Seſoſtris folgte. Wir wollen den drei gewaltigen pyramidal geneigten Quaderthürmen dieſer Burg — es ſind zwei nach vorn, einer nach hinten — heute vorüber gehn, ſo wie dem großen, innen farbenreichen Tempel, der ſich hinterwärts erhebt. Wenn wir ungeduldig werden, iſt's auch kein Wunder, denn draußen im grünen Feld, nordwärts, ſehen wir die zwei Koloſſe ſitzen, deren Einer einſt der Memnon der Griechen war. Dorthin reiten wir auf ſchmalem Feldpfad, wo das junge Saatfeld ſo viel Trümmer von Koloſſen, ſoviel Unterbauten von Paläſten birgt. Der Boden ſpaltet in polygone Blöcke, aus denen der Waizen in ungeheurer Mächtigkeit aufbuſcht. Durch die feuchten Spalten dazwiſchen ſehen wir zuweilen auf reinliche gelbe Quaderſteine. Natürlich die Nilerde rückt vor mit der Ueberſchwemmungsgrenze, und wir können am Unterbau jener Koloſſe, der nicht in der Nilerde, ſondern auf dem Sandboden darunter ruht, meſſen, wie viel ſeit dieſer Gründung der Nil an Erde abgeſetzt hat. Es wird ein ſieben, acht Fuß ausmachen. Alſo um eben ſo viel hat der Strom ſein Bett erhöht, und wenn wir ſeinen ruhigen Gang ſehen, wird die Möglichkeit uns einleuchten. Raſchere Waſſer, wie der Tiber, der ſonſt an Farbe und Uferbildung dem Nil am meiſten gleicht — man kommt ebenſo in Verſuchung auf ſteilem, überhängendem Ufer die halb

losgetrennten Stücke ſo lange mit dem Fuß zu treten, bis ſie hinabſtürzen — der raſchere Tiber, ſag' ich, erhöht ſein Bett nicht, ſondern wälzt ſeine gelben Wirbel noch immer durch die antiken Brückenbogen, ohne daß dieſe kleiner werden.

Da ſitzen die Beiden, jeder mit dem Thron auf ſeiner Platte, die einem Reiter noch immer über den Kopf reicht. Sie ſchauen nach Oſten, ihre Hände vergnüglich auf die Knie gelegt, ein beneidenswerther Sitz. Sie überſchauen die grüne Thebais bis zur fernen Kolonnade von Luxor jenſeits und der Feſtungsfront von Karnak. Unterhaltung genug für ihresgleichen ſind die Heerden von Rindern und Pferden und Eſeln und Kameelen im tiefen Klee ringsum. Schwarze Schaafe mit langen, hängenden Ohren, und Büffel, denen eine ſchneeweiße Ibisart das Ungeziefer vom Leibe pickt. Jetzt können die Beiden ſich noch der blühenden Repsfelder freuen, und jener Frühlingsluft, wo das bloſe Athmen Genuß und Tagesarbeit genug iſt. Noch waltet Oſiris in der Sonne, der die wohlthätige Wärme leitet, aber bald kommt Typhon dran, der die ſchädliche ſendet. Der Chamſin, Typhons Wind naht wie ein zehnfacher Scirocco aus der arabiſchen Wüſte jenſeits, und legt ſich heiß und ſchwer auf die Seele. Der tiefzerriſſene Boden trocknet aus. Dann werdet ihr euch freuen, bis die Thebais wieder als weiter, rother See um eure Sitze ſpült. Keine fremde Flagge geht mehr den Strom herauf, und die Alterthumskrämer, die uns bis hierher nachlaufen, haben Zeit, einen neuen Vorrath anzufertigen.

Der Koloß zur Rechten, wenn man davor ſteht, war der wunderbare Memnon der Griechen. Trotz aller Verſicherung der ägyptiſchen Prieſter, es ſei nicht Memnon, ſondern König Phamenoph, konnten die eiteln Griechen nicht umhin, den Lieblingshelden ihrer Sage in ihm zu erkennen. Jener Memnon, Sohn der Eos, der im trojaniſchen Sagenkreis mit ſeinen Aethiopen dem Priamos zu Hülfe kommt und von Achilleus erlegt wird, — in einer Tragödie des Aeſchylos konnte man den Kampf der Beiden ſehen, wie das Todesloos des Memnon in der Waage, welche Zeus von oben hält, ſinkt, und im ſelben Augenblick Eos herabfällt, um ihren todten Sohn zu entführen. Es war vermuthlich einer der beiden Rhamſes Meiamun, jener großen Eroberer in Aſien — Rhamſes II. Seſoſtris oder Rhamſes III., von deſſen Burg wir kommen, aus deren Beinamen Meiamun, oder Amunlieb der griechiſche Memnon geworden iſt.

Und als die Griechen nicht abließen, ihren Helden anzuſtaunen, von dem ein Erdbeben die obere Hälfte herab geworfen, da fing der Reſt allmählig an, bei Sonnenaufgang ſeine Mutter Eos, der er entgegenſchaut, mit ſeinem wunderbaren Klang zu begrüßen. Zu Nero's Zeit war ſein Ruf bereits groß, man wallfahrtet ordentlich, um ihn zu hören und ſeine Beine ſind hoch hinauf mit Inſchriften bedeckt, welche die meiſt glücklichen Hörer hinterlaſſen haben, ganz im Poeſieſtil unſerer Fremdenbücher an romantiſchen Stellen.

Wir hören gleichfalls ſeinen Ton, denn ein Araber iſt hinaufgeklettert und ſchlägt einen klingenden Stein in ſeinem Schooß an, vermuthlich wie Wilkinſon, der Topograph von Theben, ihn gelehrt hat, d. h. der ganze Koloß iſt aus einem Stück, einer ſandigen Breccia, mit härteren Beſtandtheilen verbacken, aber vielen Riſſen und die angeſchlagenen Stücke tönen verſchieden, je nachdem ſie von ſolchen Riſſen näher oder weiter begrenzt ſind. Es fehlt auch oben nicht am Verſteck für den Thäter, um mit dem Hammer jenen Ton zu erwecken, den ſie bald mit einer ſpringenden Saite, bald mit angeſchlagenem Kupfer vergleichen. Zuweilen blieb der Ton aus, vermuthlich weiſe Berechnung, und die Andächtigen mußten hoffen, ein ander Mal glücklicher zu ſein. Als aber Kaiſer Hadrian hier war, da hat Memnon ausnahmsweiſe und aus Reſpekt dreimal gegrüßt, was auch von ſeiner Majeſtät dreimal erwidert wurde. Das ſteht hier in den abgeſchmackten griechiſchen Verſen einer Hofdichterin Balbilla zu leſen, die ſehr viel von ihrer eigenen hohen Abkunft ſpricht. Wir finden dieſe Inſchriften bequemer in der Herausgabe von Letronne, von der einfachen Namens- und Datumsangabe römiſcher Centurionen bis zu den erhabenen, aber lendenlahmen Verſen griechiſcher Poeten oder griechiſch dichtender Präfekten. Memnon ſpricht noch, meint Einer, Achill iſt ſtumm. Memnon nämlich bekam noch mehr Intereſſe für die Römer, weil er ihr Verbündeter war, ſofern ſie Erben der Trojaner ſind. Die obere Hälfte vom Koloß iſt aus wagrechten Steinlagen ergänzt, man

weiß nicht genau, wann. Er tönte, ſo lang ſie fehlte, nach Juvenal zu ſchließen:

Dort, wo der magiſche Klang der Memnonhälfte gehört wird.

Seltſam, daß trotz ſolcher ohne Zweifel einträglicher Wallfahrt die Thebäer Nationaleitelkeit genug haben, den Pauſanias, einen griechiſchen Reiſenden aus Hadrian's Zeit zu verſichern, es ſei nicht Memnon, ſondern Phamenoph, kein Aethiope, ſondern ein Thebäer. Hätte man damals hieroglyphiſche Königsringe griechiſcher Seits geleſen, ſo hätte man dieſen Namen erkennen müſſen auf der Seitenwand des Thrones, wo er auf einem Tiſch zwiſchen zwei Geſtalten des als fetter Alter dargeſtellten Nilgotts ſchwebt, oder im Hieroglyphenband auf dem Rücken des andern Koloſſes, welcher gleichfalls denſelben König Phamenoph oder Amenophis III. vorſtellt. Von ihm, wie wir geſehen haben, iſt der ältere Theil des Luxorpalaſtes und war ein Palaſt hinterwärts dieſer Koloſſe, der von den Perſern zerſtört ward.

Wir klettern von den großen, glatten Füßen Memnons herab, um nach dem ſog. Memnonium aufzuſitzen. Es geht Trümmern von Koloſſen vorbei, von Sandſtein, Kalkſtein, rothem und ſchwarzem Granit, halb begraben im Saatfeld, und den Spuren jenes Amenophiums unter Buſch und Hügel oder in den Löchern der Ausgrabung, jenes Tempelpalaſts König Amenoph III. Dieſer Bau müßte ſich würdig unter die drei großen, noch ſtehenden dieſer Seite als vierte Hauptgruppe einreihen mit ſeinen koloßbeſetzten Straßen, die er nach Norden und Oſten ſandte — auf der Straße nach

Wo man einſt in den zweiten Hof eintrat, links von der Thür ſaß eine Granitſtatue des Königs, der größte Granitblock, der je bewegt wurde. Sie liegt, natürlich Eins mit ihrem Sitz, in zwei ungeheuern Brocken, den Kopf nach hinten und tief am Boden. Wenn ich an ihrem Hals mich hinaufbeuge, ſo reiche ich mit der Flinte kaum bis an den Anfang ihrer Bruſt. Der Kopf iſt ſchwer zu erklettern, und noch ſchwerer die Bruſt, da ſie noch glatt polirt iſt. Dreimal die Maſſe des großen Karnak-Obelisken war in dieſem Koloß enthalten, der natürlich wie ein Thurm aus dieſem einſtigen erſten Hof über den ganzen Bau emporragte.

Zur Rechten, und mit dieſen Koloßtrümmern die zweite Ruinengruppe des Memnoniums bildend, ſteht noch ein Stück von der Vorderwand des zweiten Hofs, nach innen mit den Pfeilern verbunden, an denen die Oſirisgeſtalten mit gekreuzten Armen in ſchuldigem Gehorſam noch lehnen. Die Wand zeigt nach innen, den kühnen Angriff eines Feindes von ſeiner feſten Stadt aus, über Strom und Brücke den anrückenden Aegyptern entgegen, was freilich mit ſchrecklicher Niederlage und theilweiſem Untergang im Strom endet. König Rhamſes verfolgt die Wagen, die über die Ebene fliehen, ganz wie ſie einſt nach Troja zurückjagten, als Patroklos vordrang.

Wir treten in die große Halle oder den Vielſäulenſaal, ähnlich wie in Karnak, wenn auch lang nicht ſo koloſſal. Wie dort hat der Mittelgang die ſtärkeren und höheren

Säulen mit dem Kelchkapitäl. Von den Seitenreihen, welche die gestutzte Knospe als Knauf haben, setzt die nächste rechts und links noch einen Fensteraufsatz drüber, um den mittleren gleich zu kommen. Die Halle ist offen und von prächtigster Frühlingsluft durchweht, während sonst die ägyptischen Denkmale durch ihre Grabesluft oft unerquicklich werden.

Auf dem kleinen Stück Wand, das links vom Eintritt gegen den Hof noch steht, ist nach innen eine Festung auf steilem Fels zu sehen, die von den Aegyptern bestürmt wird. Da sind Schilddächer, unter denen man die Füße ihrer Träger sieht, und darauf steht die Leiter, auf der die Kämpfer emporsteigen, während die Vertheidiger getroffen herabstürzen.

Wir treten weiter in die nächste, kleine Halle, die ihre ganze gemalte Decke, von acht Säulen getragen, noch besitzt. Das war die Bibliothek, Saal für die Bücher des Thot. Und auf den beiden Seiten der Thürnische, die in eine ähnliche Halle weiter führt, ist links der ibisköpfige Thot, der Vorstand der Priesterwissenschaft und rechts Chaseph, die Vorsteherin des Bücherſaals und Muse der Geschichte dargestellt. Die Thür, der sie entgegenschauen, von Rhamses dem Amun geweiht, hatte kostbaren Goldschmuck, wie die Hieroglyphen sagen. Beide Figuren empfingen also den König, wenn er aus seinen innern Gemächern kam, die jetzt fehlen.

Im astronomischen Deckengemälde dieser Bibliotheks-halle gewahren wir eine weibliche Figur mit hohen Federn auf

dem Kopf und einem Stern zur Seite, die durch ihren beigeſchriebenen Namen ſich als Darſtellung des Sterns Sirius ausweist. Sie hat über ſich das Zeichen des Monats Thot, bedeutet alſo den Sirius in Verbindung mit dem Monat Thot, oder den heliatiſchen Aufgang des Sirius, d. h. den Aufgang des Sirius unmittelbar vor der Sonne am erſten Tag des ägyptiſchen Monats Thot. Dieſer Aufgang iſt für die Aegypter ſehr wichtig. Denn da ſie kein feſtes, volles, natürliches Jahr hatten, ſondern ein zu kurzes von 365 Tagen, dem alſo die fünf Stunden ꝛc. fehlen, mußten die Jahreszeiten fortwährend verrücken. Wenn alſo der Sirius einmal der Sonne vorausging am erſten Tag des Monats Thot, ſo wird er bereits nach vier Jahren ihr nicht mehr am erſten, ſondern am zweiten Tage dieſes beweglichen Monats unmittelbar vorangehen. Und wenn er dieſen erſten Thot einmal verlaſſen hat, dann kehrt er nicht vor 1461 ſolcher beweglicher, etwas zu kurzer Jahre wieder zu ihm zurück, denn 1461 ägyptiſche Jahre machen genau 1460 natürliche. Alſo eine ſolche Periode vermochten die Aegypter damals ſchon zu überſchauen, als dieſe Halle gebaut wurde, im dreizehnten Jahrhundert. Alles Weitere, was noch daraus folgen könnte, müſſen wir hier übergehen.

Laſſen wir die Gräber hinter dem Memnonium, die ſich diesſeits des Wüſtengebirgs öffnen. Wohl iſt eines darunter, das an unterirdiſcher Ausdehnung ſogar die Königsgräber jenſeits des Gebirges übertrifft, mit ſeinen Vorhallen, Gängen, Treppen, Pfeilerhallen, Mumienſchachten,

Kammern, Niſchen, Götterſtatuen, Brunnen, die in Gemächer hinab, durch deren Boden abermals hinab und durch die Decke des unterſten in weitere wieder hinaufleiten — wie ſich berechnen läßt hat dieſes Grab, das in verſchiedenen Zweigen in's Geſtein eindringt, vierundzwanzigtauſend Quadratfuß Ausdehnung. Es war ein reicher Prieſter, Namens Petamunap, der es für ſich und ſein Haus baute. Aber er gehört einer ſpäteren Zeit an, wo Aegypten zwar am reichſten, aber an Kunſtgeſchmack mit den Werken der alten Pharaonen nicht zu vergleichen war. Laſſen wir auch die Andern, meiſt Prieſtergräber aus beſſerer Zeit, in deren Wandgemälden wir längſt bekannte Scenen von Jagd und Arbeit, tributbringende Völker ꝛc. erkennen, meiſt wagrechte Stollen mit einem Quergang davor und ſitzen oft Statuen in den Endniſchen. Sie ſind großentheils bewohnt und haben darum eine unerquickliche Luft. Andere öffnen ſich in dem durchwühlten Lager von Bergſchutt, halbverſchüttet — ſolche, die erſt neuerdings geöffnet wurden, natürlich nagelneu in ihren Skulpturen und Hieroglyphen. Wenn ſie auch ſämmtlich den Namen von königlichen Offizieren, Schreibern, Prieſtern tragen, ſo ſehen wir doch, daß es damals anders war wie heute, wo der Paſcha der einzige reiche Mann im Lande iſt. Den Weg an der Bergwand hinauf nach dem Thal der Königsgräber hinüber haben wir bereits in unſrer erſten Vorleſung gefunden.

III.

Aegypten und die griechiſche Religion.

Homer I.

Wir haben eine Rundſchau in Memphis und Theben gehalten, um eine gewiſſe Summe von Vorſtellungen voraus zu ſchieben, bevor wir an eine Entwickelungsgeſchichte gehen. Unſer Hauptintereſſe wäre, dem Kulturzuſammenhang aller alten Völker nachzuſpüren, denn wir ſind überzeugt, daß ohne dieſen zu finden, wir eine Einzelkultur niemals verſtehen werden. Da iſt Aegypten jedenfalls der erſte Hafen, von dem wir auslaufen müſſen. Sollte es auch noch nicht möglich ſein, den ganzen unbekannten Boden dieſes zerriſſenen Archipelagus zwiſchen Europa und dem Orient in grünen Thalen wieder heraufzuheben, oder die mannigfaltig zerriſſenen Kulturteppiche in ihren tauſend Maſchen wieder in einander zu hängen, damit wir die Zeichnung des einen durch die des andern verſtehen lernen, ſo giebt es doch anfangs Winke genug dieſe unſichtbaren Kulturſehnen, die ſich über's Mittelmeer ſpannen, mit dem Finger fühlen zu lernen. Da iſt die Religionsgeſchichte die erſte und bedeutſamſte Spur,

der wir folgen müſſen. Wir werden unſere griechiſchen Dichter aufſchlagen und den ganzen Kreis ihrer unverſtandenen und mißgedeuteten Ideen — wie es bei den herrſchenden Iſolirſyſtemen nicht anders möglich war — durch die Vergleichung mit einem älteren Syſtem, deſſen Erben ſie ſind, zu begreifen ſuchen. Da dieſe Pfade bereits ausreichende Sicherheit bieten, wird es um ſo weniger ſchwer ſein, den Gang der Kulturentwickelung auch in der Kunſtgeſchichte zu ergänzen. Wir werden die ſteinernen Reſte griechiſchen Bodens aufſuchen und uns fragen, ob ſie nicht gleichfalls uns erinnern an anderwärts ſchon Geſehenes und Aelteres. Und wenn die Pfade gefunden ſind durch dunkle Zeiten — in denen aber, genau betrachtet die Sonne gerad ſo hell ſchien, wie heutzutag — dann werden wir abermals eine Laſt unnützer Bibliotheken bei Seite ſchieben und den grünen Boden der Geſchichte ſehen.

Alſo im Intereſſe der Religionsgeſchichte, wenn wir in Griechenland uns umſehen, wollen wir nur gleich an eine Perſönlichkeit erſten Ranges anknüpfen. Das iſt Homer. Ueber ſeine Perſönlichkeit und Umgebung müſſen wir vor Allem uns klar werden und haben hoffentlich die Mittel, ſowohl die Theaterfigur eines göttlichen Homer, der mit ſeiner Lyra aus roſenfarbigen Wolken tritt, zu beſeitigen, als jene flatternden „Volksſagen," die ganz von ſelbſt aus purem Nationalinſtinkt zu einer Ilias zuſammenſprangen. Was uns bleibt iſt ein Mann, der akkurat wie heutzutag — ob ſein Schreibtiſch nun mit Papier oder Fellen bedeckt iſt,

ob er ſelber ſchreibt oder einem Schreiber diktiren muß — denkt und ſtudirt, verzweifelt und jubelt und Alles wieder liegen läßt, bis ihm's nach langen Jahren endlich zuſammengeht, Alles, wie wir ſehen werden, unter nichts weniger als patriarchaliſchen Verhältniſſen.

Der römiſche Dichter Horatius rühmt von Homer, wie er ohne viel Umſchweife gleich in die Mitte ſeiner Thatſachen falle. Wir wollen auch mitten hineinfallen und ſagen: Er ſtand als Mann am breiten, ſtrömenden Hellespontos und ſuchte die Spur jenes Walles, der das achäiſche Schiffslager ihm bezeichnet hätte. Aber da war nur die Spur der Wintergewäſſer, die nach Laune im Sand wühlen — Poſeidon muß es geweſen ſein, der aus Eiferſucht das Werk der Achäer in's Meer ſtürzte und das große Geſtade wieder mit Sand bedeckt hat, unter Mitwirken aller Idabäche. Es iſt nichts dran verloren, denn weit bedeutſamere Male, die auch Homer ſchon von der Höhe des Hellesponts aus erblickt hat, kann man heut noch mit der Hand berühren. Und wenn Homer auf dem vorderſten dieſer Heroenhügel ſtand, und ſich die Gegend überſchaute — dort hinaus über die Mündung des Hellesponts das blaue Meer und die blaue, langgeſtreckte Inſel Imbros drin, über welche die höhere Kuppe von Samothrake vorragt, als ob ſie eins damit wäre, und landeinwärts gegenüber im Oſten der Idagipfel, den ſein Schneemantel aus der Ferne hervorhebt — wenn Homer von hier aus in genialem Kommando ſeiner unſichtbaren Streitkräfte dort auf Samothrake den lauernden

Poſeidon, hier auf den Ida den abwägenden Zeus ſetzt — da zweifelte er am allerwenigſten, daß es das Grab des Achilleus ſelber ſei, das er unter ſich hatte. Ich habe vorigen Sommer gleichfalls hineingeſchoſſen und den Argwohn abgeſchüttelt, den eine zweideutige Ausgrabung des vorigen Jahrhunderts anregt — es könne jener Freigelaſſene des Caracalla, den dieſer, wie es heißt, umbringen ließ, um ſelber Achills Trauer nachzuahmen, ſich unter die Heroenhügel gedrängt haben. Die alte Geographie nennt hinter einander des Achill, des Patroklos, des Antilochos Grab. Drei Hügel ſind auch jetzt noch vorhanden, aber wenn der letzte, allein unterſuchte, jenem Feſtus zufiele, dann würden die Namen verrückt und müßte der vorderſte, der des Achilleus ganz wegfallen. Oder wenn man, wie Homer den Achill und Patroklos in einen einzigen Hügel ſchiebt, was bedeutet dann der dritte, der doch laut der alten Geographie vor Caracalla ſchon vorhanden war, und von Strabo dem Antilochos zugeſchrieben wird? Wenn wir auch noch ſo gern mit aller möglichen topographiſchen Genauigkeit ſchwärmten, ſo wird doch der Fehler keinesfalls groß ſein: wenn nicht auf Achilleus Grab, dann ſtehn wir auf Patroklos oder Antilochos ſeinem.

Das iſt der Hügel — wenn es der des Achilleus iſt — den Alexander opfernd umſchritten hat. Dann glimmt in ſeinem Innern noch jenes Feuer genialer Leidenſchaft, woran die Fackel gezündet iſt, die den Palaſt von Perſepolis verbrannte. Aber an dieſer Achilleusſeele iſt auch Alexanders

Größe ſelbſt gewachſen. Es iſt Homer, der die Flamme auflodern ließ und ſtark genug war, ſie gebändigt in dieſen Hügel zu ſetzen.

Wenn Homer dermaßen im Stand iſt, ſeine Handlung moraliſch zu beherrſchen, ſo wird er auch lokal in die Länge und Breite drüber Herr werden. Das könnten wir nicht von ihm rühmen, wenn Troja wirklich dahinter läge, wo man's noch immer anſetzt, drei oder vier Stunden aufwärts, an dem oder jenem Ende des Skamanderfeldes. Eine Stadt auf ſo geniale Entfernung belagern zu laſſen, iſt ſelbſt für Heroenzeiten zu viel. Die armen Helden würden z. B. im Schwanken eines einzigen Kampfnachmittags den ganzen vier Stunden langen Weg zweimal hin und zurückgeſprengt, und wenn die ſiegenden Troer vor dem Schiffslager ſchließlich um ihr Abendbrot nach Hauſe ſchicken, dann können ſie gut noch weitere acht Stunden Geduld haben, denn das Vieh läuft langſam. Und ſieht man denn nicht, wie die Figuren winzig werden, wenn ihr ſie ausſtreut auf einen vier Stunden langen Weg?

Aber muß denn der Dichter eine Landkarte beigeben? Kann er nicht ſein Feld zuſammenziehen, ſelber ſchaffen? Im Gegentheil, ich glaube, das in's Geſichtſchlagen von Zeit und Raum wäre kein Zeichen von Stärke, ſondern von Schwäche des Dichters und ſeine Figuren verlieren, wie jener Antaios, ihre beſte Kraft, ſobald ſie vom wirklichen Boden losgeriſſen werden.

Zum Glück hatte Homer nicht nöthig, an ſeinem Feld zu ändern. Dort drüben liegt Ilion, der vorderſte Hügel,

der zwiſchen Skamander und Simois tritt, kaum eine halbe Stunde von hier, die aber in heißer Juliſonne uns lang genug wird. Wir reiten von Achills Grab erſt nordwärts, um auf der Brücke, oder durch die Fuhrt daneben über den Skamander zu kommen. Ein ſtarker Strom, dieſer Mendere, meint mein türkiſcher Pferdeknecht — ſein Haupt iſt ein Schneeberg! Homer hatte ſeine Fuhrt weiter aufwärts zwiſchen Stadt und Lager, und der Skamander, deſſen Lauf jetzt weſtwärts gegen die Gräber und ihr Vorgebirge drängt, ſuchte damals, mit dem Simois vereint, eine öſtlichere Mündung. Die ganze Bucht, wie ſie zu Homers Zeit war zwiſchen beiden Vorgebirgen, dem ſigäiſchen oder der Ecke vom Helleſpont zum Meer mit dem Grab von Achill, und dem rhöteiſchen oder dem nächſten helleſpontaufwärts, mit Aias Grab — ſie iſt verſchwunden und das ſandige Feld hat ſich noch weit hinaus in die Mündung des Helleſponts geſchoben. Es trägt auf ſeiner Ecke das Dardanellenſchloß Kumkale, das ſelbſt im Sande ſchier umkommt. Das Grab Achills, das am Ufer lag, damit die Welle des Meeres, wie ein Epigramm ſagt, ihm ſein ewiges Lob rauſche, hat nun das ganze Sandfeld vor ſich. Der Simois, damals Nebenfluß des Skamander, mündet nun eine Stunde oſtwärts bei Aias Grab am Rhöteum in den Helleſpont.

Der Raum zwiſchen Schiffslager und Stadt wird von Homer immer raſch durchmeſſen. Außer dem Skamander, der noch immer ſeine tiefen Wirbel unter dichtem Baumwuchs von Ulmen, Pappeln, Tamarisken daher wälzt, ähnlich

wie der Jordan, nennt Homer unterwegs nur den Grabhügel des Ilos, die große Eiche und den Feigenbaum, also Anschauungen, die nothwendig ein beschränktes Feld verlangen. Das Grab des Ilos, das in der Mitte des Feldes lag, und gleichwohl so nah bei den Schiffen, daß Hektor, der sie belagert, von dort sich zur Berathung an den Iloshügel zurückzieht — wir dürfen ihn dort in jenem Hügel auf der Brust des Feldes, die von der Ueberschwemmung nicht erreicht wird, auf dem Throsmos des Homer erkennen. Und jene Eiche war die immergrüne Vallona-Eiche, von welcher einzelne Gruppen über's Feld verstreut sind, während ihr Gebüsch die Höhen überzieht.

Wir halten vor der Höhe von — Neu-Ilion, wie unsre Gelehrten mit einem selbsterfundenen Namen es nennen, oder Ilion, wie's in Wahrheit von Anfang bis Ende hieß. Zahlreiche kleine weiße Marmortrümmer auf dem dürren, distelbewachsenen Hügel sind die letzte Spur der oftmals erneuten Stadt. Und wenn wir uns Alt-Troja mit kyklopischen Mauern und Thürmen, wie Tirynth oder Mykene vorstellen sollen und sein Skäisches Thor wie das dortige Löwenthor, so haben wir nur aus Homer's Worten, wenn er sie die gottgebaute, mauerstarke, hochthorige nennt — Ausdrücke, die sonst den sog. kyklopischen Bau bezeichnen — ein Recht dazu. Vorhanden ist nichts mehr. Aber ihre Trümmer hat Homer noch durchwandert, Priamos Palast und die Akropolis, bevor sie in andern Bauten der sehr bald äolisch bevölkerten Gegend vollends aufgiengen und bevor Ilion selbst als äolische Stadt wieder aufstand.

Jeder unbefangene Leſer hat, wie Homer ſelbſt, immer Stadt und Schiffe zugleich im Geſicht. Aber wenn Homer von dieſer Höhe der Stadt aus auch noch ſo gut nach dem Schiffsſtrand der Achäer hinabſah, ſo konnte ihm gleichwohl einfallen, einen trojaniſchen Späher, der auf die Schnelligkeit ſeiner Füße vertraut, möglichſt nah an die Schiffe zu ſchieben. Hinterm Baumwuchs des Skamander konnte ſich Manches noch verbergen. Gleichwohl iſt dieſer unglückliche Späher ein Hauptanſtoß geworden und von dem Grab des Aeſyetes, aus, worauf er ſitzt, und welches vermuthlich vom Skamander mitgenommen iſt, hat man verſucht, ganz Troja aus den Angeln zu heben und unſichtbar nach hinten zu verpflanzen. Wozu einen Späher, hieß es, wenn man Alles von der Stadt aus ſieht? Strabo, durch den älteren Skrupel eines ſichern Demetrius von Skepſis angeregt, polemiſirt mit ſolchen höchſt unglücklichen Gründen gegen Ilion und ihren Anſpruch, auf der alten Stelle zu ſein. Unbegreiflich, wie er behaupten kann, Ilion ſei unumlaufbar. Nämlich eine Hauptbedingung einer wahren Troja iſt die, daß Achill den Hektor dreimal muß herumjagen können. Ich würde ſie aber gleichfalls und in raſcherer Gangart umreiten, wenn der Tag nicht ſo heiß wäre: ſo gering iſt die Höhe, durch welche der vorderſte Hügel, der die Stadt trug, oſtwärts mit den Hinterhöhen zuſammenhängt. Er tritt in die Ebene heraus, wie es ſein muß, und trennt das Simoisthal, das von Oſten kommt, vom Skamanderthal, das von Südoſten kommt.

Wir könnten ganze Reihen von Gründen anführen zum Beweis, wie der ganzen Ilias bis in die letzten Züge nur dieſe eine Anſchauung zu Grunde liegt. Heißt es nicht von jenen Feuern, die Agamemnon nächtlich von ſeinem Lager aus ſieht, daß ſie vor Troja brennen und die Stadt beleuchten? Jener Herold, der wegen Todtenbeſtattung in der Früh nach den Schiffen geht, in die Stadt zurückkehrt und mit ſeinem Volk wieder im Feld erſcheint, ſieht jetzt erſt die Sonne aufgehn. Falls Agamemnon noch ſo früh zu ſprechen war, ſo iſt das nicht möglich, wenn die Stadt vier Stunden entfernt lag. Der Kampf iſt zwiſchen Simois und Skamander, in ihrer gemeinſamen Ebene unterhalb der Stadt, und wenn der erbitterte Skamander den Simois aufruft, um den Achill zu begraben am Meer unter Kies und Muſcheln, ſo muß das unterhalb ſein, denn über die Berge kann Simois nicht kommen. Achill hat aber ſoeben erſt einen Theil der Troer über's Feld nach der nahen Stadt gejagt, und kehrt zurück, um die im Strom zu ermorden. Die Stadt iſt durchaus nicht auf ſo unbeſtimmte Ferne belagert, denn ſie trauen ſich ſonſt nicht aus den Thoren, und um Holz vom Ida zu haben, braucht Priamos Achills Erlaubniß. Auch iſt Ilion die einzige von den ſtreitigen Stellen, die Zeus vom Ida herab ſehen kann — ich möchte glauben, Homer ſelbſt habe den Gargarosgipfel dort erſtiegen, wovon uns der unſichere Zuſtand des Landes abhält. Zeus, den er die Augen von Troja abwenden läßt, um ihm das herrliche Panorama zu zeigen, Meer und Land und Inſeln, wie es

da droben ſich eröffnen muß. Die Tanne, worauf der Schlaf ſitzt, um auf Zeus zu lauern, war eine Pinus larix, lichtgrünen Gefieders.

Das ganze Alterthum, vor und nach den Skrupeln jenes Demetrios, die von Strabo nachgeſchrieben ſo viel Verwirrung in unſre Gelehrſamkeit gebracht haben — wußte nicht anders, als daß Ilion Troja ſei. Hier opferte Xerxes ſeine tauſend Stiere der iliſchen Athenäa, hier nahm Alexander jene alte Rüſtung und ließ ſich krönen als Priamos Erbe. Seinem Wunſch, die Stadt wieder aufgebaut zu wiſſen, entſprach ſpäter Lyſimachus. Sie zerfiel gleichwohl wieder, und Sulla, Cäſar, die ſich hier auf heimathlichem Boden fühlten, die römiſchen Kaiſer hatten immer wieder Raum genug, die Stadt mit Wohlthaten zu überhäufen. Es half nichts. Die letzten Säulen ſind jetzt hinweggeſchleppt und ragen als Grabſteine aus den türkiſchen Kirchhöfen der Nachbarſchaft.

Wozu das Alles? Einzig nur zum Beweis, daß Homer dieſe Orte betreten und ſtudirt hat. Er iſt ſo daheim hier, daß er, ohne je zu beſchreiben, keinen Zug, keinen leichten Farbenton anders als naturtreu geben kann. Er hat lang in die Wirbel des Skamander hinabgeſchaut vom hohen Ufer, an die Tamariske gelehnt, wo einſt Achill ſeine Lanze ließ, um ſtark wie ein Dämon hinabzuſpringen. Er ſah das Waſſer noch fließen in den zerſtörten Waſchgruben der Troerinnen, wo Hektor fiel. Jetzt ſind ſie verſchwunden. Er kehrte bei dem Hirten an, der ſich herzlich freut ob der

ſternenvollen Nacht — ſo viele Feuer brannten einſt in der Ebene! In dieſen Tamariskenbüſchen des Feldes konnten die Pferde hängen bleiben mit dem Geſpann, und dort unten iſt der ausgeſchwemmte Grund, wo im Weg, den die Wintergewäſſer ſich gewühlt, die Wagen der Wettfahrt faſt zuſammenrannten. Alles paßt, wenn Ilion Troja iſt, aber jeder Wühlerei iſt Thür und Thor geöffnet, wenn wir's anderswo dulden. Ich aber ſage, wir hätten gar keine Ilias, wenn Ilion nicht Troja wäre. Homer, der ſich ſo meiſterhaft verſteht auf die Lehre vom Geſichtswinkel — der z. B. ſeinen Hermes nicht wie die ſchlechten Nachahmer in Vogelperſpektive ſchweben läßt, ſondern ſogleich auf's Meer bringt, uns nichts zeigt als den Hermes und die Spitze der Welle, auf die er gerade tritt, damit dieſes Bild allein unſer Auge fülle und um ſo größer werde — er hat ſeine Helden auf dieſes Feld berechnet, von hier bis dort, und wenn dieſes Feld um drei Stunden länger würde, dann würde Homer's Kraft um ſo viel ſchwächer, dann hätte er keine Ilias, oder eine andere geſchrieben.

Der Plan der Ilias beruht aber allein auf der Beſchränktheit dieſes Raumes, vom Meer bis zur Höhe der Stadt und von den Höhen im Oſten bis zu denen im Weſten. Da iſt nichts, was die Helden hindern könnte, möglichſt groß anzuwachſen, nichts, was mit mährchenhaftem Reiz feſſeln, die Natur des Landes in's Intereſſe ziehen könnte. Das Feld iſt ſo einfach und dürr, daß es ſogar durch zahlreichere Gleichniſſe von außen her erfriſcht werden

muß, was die Odyſſee, die von einem farbenreichen Ort zum andern eilt, nicht nöthig hat. Um ſo mehr muß die Ilias in die Tiefe gehn, Menſchenkräfte aufbieten, aus deren gewaltigem Spiel der Boden eine Weihe empfängt, die keine Schönheit der Natur ihm zu geben im Stande wäre.

Der Plan wächſt einzig nur aus der Beſchränktheit dieſes Feldes, und damit zugleich der ganze Fortſchritt, die ganze Neuheit der Ilias vor den Dichtungen ihrer Zeit. Wenn Homer nur hätte fortmachen wollen, wie es damals üblich war, die hergebrachten Sagenſtoffe zu behandeln — die Odyſſee erwähnt, was ein Sänger bereit haben mußte, Stücke wie das hölzerne Roß, der Helden Heimfahrt ꝛc. — dann hätte er nicht nöthig gehabt, Troja ſelber aufzuſuchen. Den epiſchen Standpunkt hatte Homer bereits überwunden, ſobald jene verbrauchten Sagen, in denen er natürlich ſelber mitgemacht, und die er ſpäter um ſo gewiſſenhafter vermeidet, ihm zum Ueberdruß geworden waren. Eine Iliuperſis ſuchte er nicht. Es iſt eben jene leere Beſchreibung, jene Reihe von Geſchichten, die in rein epiſch lahmem Fortſchritt ihm des Reizes entbehren, von dem er bereits eine Ahnung hat. Und dieſe Ahnung wird zur Klarheit, ſobald er ſich zurechtgefunden in den Kuliſſen dieſes Feldes, es von Geſchichten gereinigt, mit Anſchauungen erfüllt hat. Hier, wo die Kräfte, über die er gebietet, ſich im Staub deſſelben Feldes hin und wieder wälzen müſſen, und höchſtens andre aus den Wolken niederſteigen, da gieng ihm die Idee einer

Handlung auf, die nicht mehr endlos, Stück für Stück in's Weite ſchweift, ſondern in ſich ſelber ſich zurückſpannt. Er fühlte ſich auf dem neuen, dramatiſchen Boden.

Was iſt der Inhalt der Ilias? Eine Verherrlichung von Achills Heldengröße? Bewahre, nein. Das ſah Homer wohl, wenn er ein Epos von Achilleiſchen Thaten ſchrieb, die er ohnedieß ſelbſt hätte erfinden müſſen, weil der epiſche Stoff dazu mangelt — daß dann kein Raum mehr war für andere Charaktere. Ganz im Gegentheil, er muß im Intreſſe ſeiner Dichtung den Achill unſchädlich machen, bei Seite ſchieben, damit auch noch Andre, wie Diomed, Agamemnon, Patroklos anwachſen können. Der Inhalt der Ilias, wenn ich einen Titel ihr zu geben hätte, ſind: „die Leiden der Achäer vor Troja". Der ganze Körper des Heers iſt die dramatiſche Perſon, um die ſich's handelt, die Perſon, die echt dramatiſch ihr Schickſal ſelber verſchuldet und durch Einlenken zu rechter Zeit ſich vom Untergang rettet. Achill zu Anfang und Achill zum Schluß — er iſt der übermenſchliche Schutzgeiſt des Heeres, er, deſſen Beleidigung das Unheil bringt, deſſen Verſöhnung das dramatiſche Ziel der Ilias iſt, ein Ziel, das nur durch die ungeheuerſten Opfer erkauft wird.

Die Ilias iſt ein Drama, im ganzen und vollſten Sinne unſres Begriffs von einem ſolchen. Wann wird man aufhören, ein Gedicht Drama zu nennen, blos darum, weil über den geſprochenen Worten ein Name ſteht und die Handlung in Parentheſe beigegeben wird, oder ein

Gedicht Epos, weil es ſtatt deſſen heißt: „er ſagte.“ Wann wird man aufhören, die Regel für's Epos aus der Ilias zu ziehen, und ſich mit einem einzigen Beiſpiel auf neun und neunzig Ausnahmen zu begnügen, ſtatt daß man die neun und neunzig Ausnahmen zur Regel macht und die Ilias zur Ausnahme?

Wollen wir nach dem innern Bau einen Charakter feſtſtellen, ſo iſt das Epos die Dichtung, welche Abenteuer an Abenteuer reiht, ohne ein anderes inneres Verhältniß, als das der natürlichen Aufeinanderfolge. Jedes Glied hat ſeinen Schwerpunkt in ſich ſelbſt und kann ſelbſtſtändig ſein, eine ganze geſchloſſene Geſchichte. So ſind die epiſchen Gedichte aller Völker. Und wenn ein ſolches Epos ſich auch in dramatiſcher Form darſtellt, wie Göthes Fauſt, erſter Theil — eine Reihe von Geſchichten, die demſelben Helden widerfahren, ohne Schluß und beliebig weiter zu führen — ſo wird es damit dennoch kein Drama.

Das Drama aber hat nur Einen Schwerpunkt, nach dem alle ſeine Kräfte hinſtreben. Der einzelne Theil iſt nicht denkbar, außer in Bezug auf's Ganze. Ein ſolches Drama kann in epiſcher Form beſtehen, wie unſre Ilias. Sie hat nicht bloß ein Ende, ſie hat einen Schluß, nicht einen beliebigen, ſondern Alles allein beherrſchenden Anfang. Wenn im Leben eines Fauſt epiſche Bilder vorüberziehen, ſo können ſie anheben, aufhören, wo ſie wollen, zuſammenſtehen, einzelſchweifen — im wahren Drama, in der Ilias aber iſt kein Zug, der frei von dem ſpannenden Nerv, des

Achilleus Zorn, überhaupt nur ein Recht auf Exiſtenz hätte. Sie kämpfen ja nur, weil Zeus, um den zürnenden Achilleus zu rächen, ſie mit Siegeshoffnung betrogen hat.

Das Epos, haben wir geſagt, verhält ſich zum Drama, wie der ägyptiſche zum griechiſchen Tempel. Das wahre Epos kann immer neue Geſchichten anſetzen und der ägyptiſche Tempel immer neue Vorhöfe, Säulenſäle, und wieder Vorhöfe, Pylonſyſteme, Obeliskenpaare, kann immer neue Tempel als Epiſoden durch Sphinxalleen an ſich anknüpfen. Anders der griechiſche Tempel, der als Drama nur eine einzige Mitte hat, mit nichts anderem in Verbindung tritt, abgeſchloſſen und nicht zu erweitern iſt. Dieſe innere Beſtimmtheit ſei von bedeutenden praktiſchen Folgen. Wenn der griechiſche Tempel koloſſal werden ſoll, ſo muß er gleich im ganzen Umfang begonnen werden, und das gewöhnliche Schickſal war, daß gerade die größten nie zur Vollendung kommen. Aber der ägyptiſche Tempel, das Epos, iſt immer fertig und immer fortſchrittsfähig, jeder König konnte ſtreben, ſeine Vorgänger durch größere Anſätze zu übertreffen, und ſo haben ſie in der That ihre ſtaunenswerthe Größe oder Länge erreicht. Alſo am Epos, am ägyptiſchen Tempel können verſchiedene Baumeiſter fortdichten, aber das Drama, der griechiſche Tempel, die Ilias hat nur einen einzigen gehabt.

Im Zorn des Achilleus, vielleicht auf ſeinem Grab, hat Homer den Nerv gefunden, ſiegesfroh, der die wogenden Geſtalten ſeiner Phantaſie in gewaltige Ordnung ſtellt. Sie

erſchienen ihm wohl, wie er ſie dem Odyſſeus in der Unterwelt zeigt, und wie ſie ſpucken mochten in der Volksſage: Agamemnon kummerſchwer, deſſen Unglück ſeinen Wankelmuth vergeſſen macht; Aias, der in's eigene Schwert gefallen, einſam grollend auf ſeinem einſamen Hügel jenſeits der Bucht; Achilleus, ſo übermenſchlich groß, wenn er auf die Bruſt des fallenden Feindes tritt, er konnte gleichwohl nichts beſſeres thun für die Sage, als mit unverſehrter Kraft hinabzuſteigen.

Und Homer bezwang ſeine Geiſter. Achilleus zum Anfang und Achilleus zum Schluß — dazwiſchen dürfen mit ihren Ariſteien Diomed, Agamemnon, Aias, Patroklos anwachſen, aber in gemeſſener Entfernung von einander, damit keiner dem andern Schaden bringt. Sie ſind die Pfeiler des Gedichts. Kann ein ſolcher Pfeiler ſich auch aufbauen ohne Rückſicht auf's Ganze? Hat ein Gedicht von den Thaten des Diomed gegen einige Götter, ohne weiteren Sinn und nicht getragen von einem großen Rahmen, ein Recht und eine Möglichkeit der Exiſtenz? Kann man beſingen, wie Aias die Schiffe vertheidigt hat? Es hätte nicht Hand noch Fuß. Wo ſind nun aber die Sagen, woraus der Dichter geſchöpft hat, wie wir immer wieder ſo gedankenlos wiederholen hören? Wo iſt ein einziger Zug, der dem Dichter ſchon könnte vorgelegen haben? Wißt ihr, wie die Sage gebaut ſein muß, die in den Wellen der Völker und Zeiten ſchwimmen und oben bleiben will? Sie muß ſich vor Allem erzählen laſſen. So erzähle doch Einer was aus der Ilias?

Das wird man uns ſchuldig bleiben, denn die Ilias, ſo wie ſie kein Epos, ſondern ein Drama iſt, ſo iſt ſie auch keine Geſchichte, ſondern ein großes Lebens- und Charakterbild.

Patroklos ward von Hektor erſchlagen und Achill nahm Rache dafür — das iſt auch der ganze mit dieſen Gräbern überlieferte Kern, dem Homer die Ilias entſpinnt. Wie kam es, daß Patroklos erſchlagen ward? ſpekulirt er weiter und findet, mit oder ohne hiſtoriſche Berechtigung: Achilleus war nicht bei ihm, er lag zürnend fern bei den Schiffen. Aus dieſem Zorn ließ ſich noch mehr gewinnen, ließ der ganze Siegesſturm der Troer ſich motiviren, der dann ſtufenweis, dramatiſch geſpannt vorrücken muß und nicht eher überwältigen darf, als bis alle Kräfte und Charaktere beiderſeits entwickelt ſind. Von Sagentrümmern, die verwerthet wären iſt keine Spur. Der plutoniſche Gebirgsgang Homers ſetzt energiſch durch all jene epiſchen Niederſchläge. Homer, der einfache, kindliche, wie man gewöhnlich meint, hat die Sage abſichtlich zerſtört und ſetzt eine ganze Welt zerſetzter Stoffe voraus. Warum hat er denn die ächten troiſchen Sagen, wie des Odyſſeus und Aias Streit um Achills Waffen, des Aias Wahnſinn und Selbſtmord, oder die Geſchichte, wie Troja durch den hölzernen Gaul — gewiß das populärſte von allem — erobert ward ꝛc. ſo abſichtlich vermieden? Andre Dichter ſind gierig hergefallen über alles, was er bei Seite ſchob: auf ſeinem Standpunkt konnte die Dichtung ſich nicht behaupten, und ſo wie ſie vor ihm epiſch geweſen war, ſo iſt ſie mit den ſog. cykliſchen Dichtern

epiſch geworden. Jener verſchmähten Sagen hat auch ſpäter die Tragödie ſich bemächtigt, und wenn Aeſchylos ſeine Stücke Abfälle von der reichen Tafel Homers nennt, ſo iſt das ein Ausdruck, den wir erſt hiermit verſtehn werden.

Die Ilias, wie wir geſagt haben, iſt kein Epos, ſondern ein Drama, keine Geſchichte, ſondern ein Gemälde. Damit wird hoffentlich auch jene berühmte Frage, ob ſie urſprünglich ſei geſchrieben worden, erledigt ſein. Man kann aus der Ilias nichts erzählen, außer mit den Worten Homers, d. h. wenn man auswendig lernt, und auswendig lernen kann man nur, wenn eine kalligraphiſche Behandlung vorliegt. Ich hoffe auch, daß die engen Begriffe, die man ſonſt vom Alter und Gebrauch der Schrift in Griechenland hatte, durch die neueſten Studien älterer Kulturen beſeitigt ſind. Wenn die griechiſche Religion und Architektur, wie wir nachweiſen werden, ſich direkt aus jenen ſchriftgewohnten Völkern des Orients entwickelt, ſo iſt auch die Schrift zweifelsohne dabei geweſen. Selbſt die vorhandenen Denkmale, obgleich man längſt diktirt hat, daß keine Inſchrift über's ſechste Jahrhundert hinausgehn dürfe, laſſen ſich anſtändig vermehren. Am großen Höhlentempel zu Abu Simbel in Nubien ſind griechiſche Inſchriften aus König Pſametichs Zeit, alſo dem achten Jahrhundert. Und wenn mit dieſem Datum joniſche Kriegsknechte ihre Namen und Meinungen an nubiſche Tempelwände kratzen, dann wird wohl ein Zweifel ſein, ob der nicht viel ältere Homer ſich der Schrift bedient habe! Es wäre lächerlich, noch Worte drum zu verlieren. Die

Schriftübung war natürlich, wie bei uns im Mittelalter, auf gewiſſe Klaſſen beſchränkt — zu ihrer allgemeinen Kenntniß bei uns haben wir's bekanntlich kaum heutzutag gebracht.

Der Ausbau einer Ilias bedarf ein reiches Maaß von Ruhe. Wir können die Geſchiebe des Dichters, ſo klar ſie oft liegen, jene bald ſonnige Windſtille über den durchbildeteren Geſtalten der erſten Bücher, bald den raſcheren Schwung, wie unter bewegtem Himmel, hier nicht bis in's Einzelne verfolgen. Es giebt indeß kein beſſeres Mittel als das Zetergeſchrei der Kritik über hundert und aber hundert Widerſprüche zum Führer zu nehmen, wenn wir die ganze Ueberlegenheit des Plans erkennen wollen. Wie dort die feinſte Berechnung tragender Kräfte und Motive ſich in üppigen Schmuck verſteckt, während die Kritik mit Gewalt nicht begreifen kann, wozu die Roſette da iſt — wie Homer hier ein Stück Dichtung zerreißt und da und dorthin vertheilt, weil er daſſelbe Kolorit an zwei Stellen nöthig hat: dann wittert richtig die Kritik, das müſſe eigentlich zuſammen gehören! Und wenn ein wirklicher Widerſpruch aufgefunden wird, dann zeugt er eben ſo ſehr für die Größe deſſen, der ihn ſtehen ließ, als für die Kleinheit derer, die ihn finden.

Bevor die Ilias ſich abſchloß, war, wie es zu geſchehen pflegt, der Plan zur Odyſſee ſchon gefaßt. Es mußte dem Dichter eine Nothwendigkeit ſein, auch die andere Hälfte ſeiner Sagenwelt zu bewältigen, beziehungsweiſe zu zerſtören, d. h. ſtatt dem reinen Epos ein Drama, ſtatt den Geſchichten ein Gemälde darin zu gründen. Auf dem dunkel gebliebenen

Grund einer vermiedenen Iliuperſis ruhen ſeine neuen Schöpfungen um ſo reizvoller: in der Ilias das Hinſtreben nach dem fernen, aber ſchickſalverhängten Ziel — einſt wird kommen der Tag ꝛc.! — und in der Odyſſee das Nachzittern des großen Wehs — dort liegt Aias, ein Held wie ꝛc.!

Wenn wir auf Ithaka uns umgeſehen, auf ſeinen ſteinigen Pfaden und Olivenfeldern, den mühſamen Terraſſen für's wenige Getreide, bei ſeinen ſtillen Buchten und den hohen, meiſt mit immergrünem Gebüſch überzogenen Bergen, und ſchließlich oben ſitzen auf der windumwehten Burg des Odyſſeus — vor uns der ſchöngeſchwungene Rücken des Iſthmos, der den Blick nordwärts hinüberleitet auf einen Berg von ſteilen Hängen, der wie das Haupt dieſes Iſthmosnackens im Meere liegt: es iſt der blätterſchüttlende Neritos, der freilich heutzutag nicht mehr viel zu ſchütteln hat — zur Linken der faſt ſeeartig geſchloſſene Kanal und die langen Küſten von Kephallonia, zur Rechten der tiefe Buſen, der von Oſten eindringend Ithaka faſt entzwei ſchneidet, und hinter uns nah das Gebirge, das die ſüdliche faſt losgetrennte Hälfte von Ithaka bildet — es iſt der Neios —, wenn wir bedenken, wie treu im ganzen Charakter, wie gewiſſenhaft ſelbſt in der Benützung der kleinſten Lokalitäten die Odyſſee verfährt, da kann uns nicht zweifelhaft ſein, daß auch Homer einſt hier oben ſaß. Er thut ſo vertraut damit, daß er ſich die Mühe einer Beſchreibung niemals giebt. Wie hoch die Burg lag, merken wir nur daraus, daß Telemachos von ſeinem Fenſter eine weite Ausſicht hat; daß die Freier

ihr ausgeſandtes Schiff von oben erblicken, wie es im Hafen anlegt; daß es eine ſo gar ſchwere Arbeit für die Mägde war, das Waſſer heraufzuſchleppen. Sie gingen natürlich nach dem einzigen Brunnen dort unten hinter uns, zwiſchen dem Berg Neios und dem Fuß der Stadt, demſelben, wo auch der Geishirt dem Odyſſeus, der vom Neios herunter kommt, an die Hüfte ſprang. Dieſe Burg ſelbſt, auf ihrer einſamen Höhe am Anfang des Iſthmos, ſo viel von ihr übrig iſt, und die Stadt, welche *ὑπονήιος*, dem Neiosgebirg ſüdweſtwärts zugewandt, ein unregelmäßiges Dreieck hinabzieht — ſie zeigen in ihren Umfangsmauern, Terraſſen, Thorſtumpfen den vortrojaniſchen Stil der Burgen von Tirynth und Mykene, kyklopiſche Mauern aus mächtigen, regelloſen Blöcken, die noch kaum eine Neigung zur Reihenlage zeigen. Rechts, am Nordabhang des Neios gegen den großen Golf von Oſten, der Ithaka theilen möchte, verbirgt ſich jene Phorkysbucht, wo Odyſſeus ſchlafend von den Phaiaken abgeſetzt ward. Dort, wo wirklich ein Schiff im weichen Sand aufrennen kann, wie jenes phaiakiſche, was ſonſt nicht möglich wäre in Ithaka, und wo die große Nymphenhöhle mit ihren zwei Eingängen, die jetzt zerſtört iſt, genauer für Homer zeugte, als wir's nöthig hätten. Dort iſt der Neritos! ſagte Athene zum ungläubigen Odyſſeus und deutete über den Golf, wo das Gebirge ruht, das die nördliche Hälfte von Ithaka bildet. Hinter uns, auf der Südplatte des Neios, hauste Eumaios der Schweinehirt. Nichts fehlt, weder Korarfels und Arethuſaquell, noch die Klüfte, wo die

Schweine Schutz finden vor dem Nordwind, noch die weite Aussicht, noch ähnliche Hütten, wie die des Schweinhirten war, inmitten eines dornbesetzten Steinwalls.

Mag den Homer hierher gebracht haben, was da will — und warum nicht das bloße Interesse seiner Dichtung, da er von Troja her weiß, wozu solches Studium nutz ist — mag er in den alten Mauern noch gastliche Bewohner gefunden haben, oder nur Trümmer, die er sich eintheilen konnte zu Odysseus Wohnung: kurz, hier oben ist er gestanden auf diesen Aito, Adler, wie es jetzt heißt, und was an Cicero's Ausdruck erinnert, wenn er des Odysseus Burg ein Vogelnest auf rauhen Felsen nennt — hier oben stand Homer und nahm diese Insel Ithaka zum Leib seines Gedichts, den festen, steinigen Boden, an den er nach rechts und links zwei farbenreiche Flügel anhängt, des Odysseus Fahrt und Telemachos Fahrt. Die Odyssee ist ein Schmetterling und wer hier oben sitzt, dem kann es vorkommen, als ob er selbst drauf ritte.

Nämlich, der Leib des Ganzen, worin die Säfte kreisen, ist abermals ein straffgespanntes Drama. Es heißt: „Schuld und Buße der Freier in Odysseus Haus." Odysseus selber ist so wenig Centrum des Ganzen, als Achill in der Ilias. Wir wissen ja nicht einmal das Ende, denn die Odyssee schließt, bevor Odysseus seine Aufgabe vollendet hat. Sondern wie in der Ilias das ganze achäische Heer die dramatische Person ist, welche sündigt und büßt, so ist es hier die ganze Schaar der Freier, die auf ihren eigenen Untergang losarbeitet,

ob dieſer nun Odyſſeus heißt oder nicht. In der Ilias wird Achill beleidigt, überläßt aber die Rache Anderen, in der Odyſſee wird Odyſſeus beleidigt und übernimmt die Rache ſelbſt. In der Ilias kommt Verſöhnung und Rettung vor dem Untergang — ſie iſt ein Schauſpiel, wie wir's nennen — in der Odyſſee iſt keine Rettung: ſie iſt ein Trauerſpiel. In der Ilias ruht die dramatiſche Spannung in dem Entwicklen immer neuer Kräfte auf beiden Seiten, und deren Hin- und Herſchieben auf dem Schlachtfeld, in der Odyſſee ruht ſie in den Gefahren, die Odyſſeus und Telemachos laufen bei ihrer Vorbereitung zum Verderben der Freier.

Aber zwei wahre epiſche Gedichte ſind kunſtreich an jenen dramatiſchen Kern angeknüpft, der eine Flügel mit den Fahrten des Odyſſeus, der andre mit denen des Telemachos. Man könnte ſie losreißen, ohne die Lebensfähigkeit des Leibes zu verletzen, und wie viel dramatiſche Kraft dieſer kahle Reſt noch hätte, das zeigt die rein homeriſche Tragödie Ponſards: „Ulysse", welche gegenwärtig die Pariſer entzückt.

Der Flügel des Odyſſeus iſt einfach angefügt durch jenes Boot der Phaiaken, das ihn leiſe auf Ithaka ausſetzt, aus dem epiſchen Gebiet in's dramatiſche, aus dem Traumland in die Wirklichkeit. Die Phaiaken ſind eine reine Phantaſie-ſchöpfung Homers, erfunden lediglich zu dem Zweck, daß Odyſſeus ſeine Abentheuer dort erzähle. Es muß ein halb fabelhaftes Land ſein, wo er das ganz Fabelhafte erzählt — auf dem natur- und lebenstreu geſchilderten Boden von

Ithaka würde man derlei nicht geglaubt haben. Aber das freundliche Gebiet des Wunders, die wahren Schätze der Sage wollte Homer nicht opfern um dramatiſcher Strenge willen, ſondern läßt ſie mit Auswahl ruhen in der dramatiſchen Verſchlingung, wie wir das Zuckerwerk in den Schlingen eines Weihnachtsbaums. Die Erzählung des Odyſſeus iſt ein reines Epos, das in ein anderes Epos, jenen ganzen Flügel von des Odyſſeus Fahrt, ſich einfügt.

Obgleich nun dieſes Phaiakenland ſich ſo klar unterſcheidet von Allem, was Homer ſelber geſehen — ſchon darum, weil er beſchreibt, was er nirgends thut, wo er daheim iſt — obgleich es ein Wunderland iſt mit übernatürlich begabten Schiffen, hat man doch von jeher geglaubt, es in der Geographie nachweiſen zu müſſen. Von der Burg des Odyſſeus aus zeigt man uns in weiteſter Ferne die Inſel Korfu. Und dieſes Korfu, obgleich die glückliche Fahrt eines einzigen Tages hier herüberträgt, hat man von jeher für's Phaiakenland genommen, ein Fabelland im Angeſicht von Odyſſeus Burg, während das ferne Aegypten nichts weniger als fabelhaft iſt, ſondern wohlbebaute Aecker und ein ſtreitbares Volk aufweist, das gegen die, wie es ſcheint, zahlreichen Verſuche griechiſchen Seeraubs ſich zu wehren weiß. Ich will etwas Anderes vorſchlagen: die Inſel Korfu iſt Dulichion. Wo iſt ſie denn hingekommen, jene waizenreiche Inſel Dulichion, die vierzig Schiffe gegen Troja ſtellte, während das ganze übrige Reich des Odyſſeus nur zwölf aufbringt; die zweiundfünfzig Freier nach Ithaka liefert,

während die nächſt große Zahl der Inſel Samos oder Kephallonia mit vierundzwanzig zukommt? Iſt ſie in Wahrheit verſunken, wie man wahrhaftig ſchon gemeint hat? Ich glaube, nur die fixe Idee, daß Korfu das Phaiakenland ſein müſſe, hat ſchon die alte Geographie irre geführt. Dulichion wird mit den Echinaden zuſammen genannt — die Echinaden ſind aber die kleinen Inſeln vor der akarnaniſchen Küſte, welche ſammt dieſer über den großen Golf von Ithaka weg unſern Horizont im Oſten ſäumen. Den Kräften von Dulichion aber entſpricht nah und fern nur Korfu. Allerdings und in jedem Fall giebt Homer die Lage der Inſelgruppe falſch an, wenn er ſagt: Ithaka habe die andern Inſeln gegen Eos und Helios, gegen Oſten und Süden. Aber wer iſt denn jemals an einem fremden Ort geweſen und erinnert ſich von jedem noch haarſcharf, wo die Sonne aufging? Oder iſt's nicht erlaubt, von Homer etwas Menſchliches anzunehmen? Muß Alles, um nicht trivial zu ſcheinen, recht verſchroben und undenkbar lauten? Es iſt ſo in Uebung.

Der Flügel des Odyſſeus alſo verwerthet eine ganze Zauber- und Wunderwelt, wie ſie noch daheim war in den weſtlichen Meeren. Es iſt freilich die höchſte Zeit, denn neben jenen Kyklopen Siciliens, neben Skylla und Charybdis ꝛc. hören wir auf Ithaka vom ſikeliſchen Volk, dem man gelegentlich einen Sklaven verkauft. Es ſind alſo zwei Lesarten: die eine iſt die Sage, und die andere die Kenntniß zu Homers Zeit. Es hat aber die Odyſſee um ſo mehr

nöthig in's Gebiet des Wunders zu greifen, wenn ſie außermenſchliche Scenerie will, und ſelbſt in die Unterwelt zu tauchen, da ſie ihrem ganzen Plan gemäß ſeltener Gelegenheit hat, ihr Webeſchiff in die Wolken zu werfen. Schon weil ſie wandert von Ort zu Ort, iſt der Himmel weniger hoch, als überm Feld von Troja. Und jene übermenſchlichen Gewalten, wie ſie dort ſo impoſant zuſammenprallen, ſie zeigen ſich in der Odyſſee nur von fern, ohne Kampf, oder wandern vollkommen bürgerlich dazwiſchen.

Aber nicht blos aus der Mährchenwelt, in die er vielleicht zum erſtenmal ſeinen Helden hineinführt, wenn auch nach älterem Muſter, etwa dem einer Argofahrt — hat Homer dies und das zu verwerthen, ſondern auch die hiſtoriſche Sage hat noch Momente, die ſeiner würdig ſind. Es iſt die hochtragiſche Geſchichte Agamemnon's, der er nicht vorüberkann, und eine gewiſſe ſchöne, falſche Frau, das Lieblingskind ſeiner Dichtung, iſt es, die ihn nach Sparta an Menelaos Hof zieht. Er muß die Helena noch einmal ſprechen, und ſchickt zu dieſem Zweck den Telemachos auf Reiſen. Um Kunde von ſeinem Vater zu ſuchen, heißt es. Aber wir wiſſen ja im Voraus, daß er keine Kunde dort erlangen wird? Und damit ein guter Ruf ihm unter den Menſchen werde! fügt Athene bei, als ob ſie ſelber jenem dichteriſchen Motiv mißtraute. Dieſer epiſche Flügel von Telemachos Fahrt muß um des Gleichgewichts willen faſt denſelben Raum im Gedicht einnehmen, wie der des Odyſſeus, denn das Verderben der Freier liegt im Zuſammentreffen Beider.

Da jene Reiſe des Telemachos aber erfolglos iſt, würde der ganze Flügel ziemlich lahm und unnütz daneben hängen, wenn Homer nicht Mittel hätte, ihn ſehr ſtraff in's Intereſſe zu ziehn und an den Leib des Dramas zu feſſeln. Die Freier ſenden ein Schiff, um dem Telemachos aufzulauern. Nun iſt Telemachos in derſelben Gefahr, wie Odyſſeus, nicht mehr heim zu kehren, nun ſind ſie ebenbürtig an dramatiſchem Intereſſe.

Zu wiſſen, wo die Ilias geſchrieben wurde, iſt gleichgültig. Sie iſt herausgewälzt einzig aus der eigenen männlichen Bruſt in Thatendrang und Schmerz, unbefriedigt von der Gegenwart. Ihr erſter Charakter in Achilleus, der Held der Leidenſchaft, der eine ganze Welt opfert um ſeiner Rache willen. In ſolcher Stimmung hat auch der Dichter keine Zeit, nach ſeiner Umgebung zu fragen — er iſt am Hellespont in Gedanken und nirgends anders. Und wenn Homer ſeine Heimath auch verräth durch ſeine Gleichniſſe, Jugenderinnerung an den ſchönen gygäiſchen See hinterwärts Smyrna; an die aſiſche Au, Kayſtros Gewäſſer, wo des Geflügels unzählbare Schaaren hauſen; an die einſamen Berghöhen des Sipylos, wo Niobe noch weint, ſelber in Stein verwandelt; wenn die wildreichen Berge, in denen die Jugend ſeines Volks der Jagd nachgeht, gleichfalls nach Smyrna nöthigen, wo ich ſelber friſch erlegte Pardel einbringen ſah; wenn Smyrna ein Recht auf den Dichter aus ſeinen ſämmtlichen Naturbildern ziehen kann, die gleichfalls nur auf den Hintergrund des ſmyrnäiſchen Golfs paſſen, wie z. B. ein weites Saatfeld, das vom Weſtwind gebeugt wird — ſo iſt es doch wahrhaftig

nicht ſein Ueberfluß an ſtädtiſchem Patriotismus, der ſeinen Aufenthalt kenntlich macht, und jene Städte hätten ſich vielleicht weniger eifrig um ihn geſtritten, wenn ſie gewußt hätten, was ſeine Meinung von ihnen war.

Anders iſt's mit der Odyſſee. Dieſe ſchaut nicht in ſich ſelber hinein, ſondern mit weiteſtem Horizont nach außen und trinkt mit vollen Zügen Himmel- und Erdenſchönheit. Es ſind natürlich beruhigtere Jahre, die das gedichtet haben. Der erſte Charakter iſt Odyſſeus, der Held der Klugheit, der alle Gefahren überwindet, um in ein ruhiges Alter einzugehen, während der Held der Ilias, der die Wahl hat zwiſchen jähem Tod und langem, glücklichem Leben, den Tod wählt um ſeiner Rache willen. Für die Odyſſee, die genießt und genoſſen hat, und in milder Naturfreude ſich vollendet, dürfen wir mit ganz anderem Recht uns nach einer Heimath umſehen.

Und dieſe iſt die Inſel Chios. Er ſagt es ſelbſt:

Ein erblindeter Mann, der die felſige Chios bewohnet,
Deſſen Geſang unerreicht noch herrſchen wird in der Zukunft.

Wer darf ſo ſagen als Homer? Von wem ſonſt hätte man's aufbewahrt? Die Nachricht im Alterthum von ſeiner Blindheit ſtammt allein aus dieſen Zeilen, und wie Thukydides zeigt, war man nicht anders gewohnt, als unter dem Sänger des Hymnos, dem Blinden von Chios, Homer zu verſtehen. Sein Vortrag findet beim Feſt auf Delos ſtatt. Und Homer pflegte nach Delos zu kommen — läßt er nicht den flehenden Odyſſeus zu Nauſikaa ſagen:

So in Delos einſt am Altar Apollon's erblickt ich
Hochaufblühend an Wuchs die jungentſproſſene Palme,

d. h. Homer verwerthet ſeine eigene Erfahrung.

Der Dichter der Hymne, die trotz aller Verſtümmelung einen homeriſch hellen Kern aufweist — er ſagt von ſich, daß er die „felſige Chios" bewohne. Wenn ich nun auf Chios mich umſehe, wo ſie felſig ſei, an was könnte man eher denken, als an jenes bekannte Homereion, die ſogenannte Schule Homers? Gerade vor der furchtbarſten Felſenſchlucht, wo das himmelhohe, graue Felsgebirg faſt bis an's Meer tritt, ragt jener große Block aus dem Weinberg, und aus der Mitte ſeiner Platte ein Thron oder Altar, auf deſſen vier Seiten die Löwenfiguren in erhobener Arbeit zu erkennen ſind. Andere Sitze nehmen den Rand der Platte ein. Möglich, daß ein Lieblingsaufenthalt Homers in der Folge zu dieſem Heiligthum wurde, dem man Opfergaben aus der Ferne ſandte. Zum Glück iſt der Fels ſehr hart, ſonſt wäre ſchon lange nichts mehr übrig. Ich riß ſelber einen Liebhaber gewaltſam weg, der ſich zum Andenken ein Stück Löwe vom Altar losklopfen wollte.

Wer der ganzen Inſel Chios ſich gegenüberſtellt, wird ſie gewiß nicht die felſige nennen, ſondern wie der Dichter ſelbſt in unſerm Hymnos, wo er ſie unter den von Leto durchirrten Ländern aufführt, die üppige, geſegnetſte von allen. In der That, ſolch einen Blick, wie vom Gebirg herab in die Gartenkampagne von Chios, mit ihren ungeheuren Reben und Feigenbäumen, jenen Orangenhainen, deren Duft

dem Schiffer meilenweit entgegenkommt, haben wir im ganzen Umkreis des Mittelmeers nirgends wieder. Aber vom Felsen Homers aus sehen wir nichts, als den kleinen sandigen Vorgrund mit wenigen Bäumen vor dem hohen Felsspalt der steilen, grauen Massen und über's Meer die blauen Linien der Küsten Asiens.

Möglich, daß hier, wo zur Rechten die letzten Gärten der Kampagne gegen die Felswand drängen, die Odyssee sich vor ihm abgeklärt hat, und das Licht und die Naturwärme vollends eingesogen, die ihr eigen sind. Hier ist es, wo

Pandaros Tochter, falben Gefieders,
Holden Gesang anhebt bei des Frühlings junger Erscheinung,
Unter's dichte Gezweig umlaubender Bäume sich setzend.

Hier wächst ein Wein, dessen Duft mit göttlicher Kraft den Mischkrug umhauchen konnte, wie Homer begeistert mittheilt. Wenn wir nur so glücklich wären, ihn zu kosten, bevor die moderne Sitte ihn mit eklem Harz verpestet hat. Hier springt eine Quelle in der Schlucht, deren Wasser berühmt ist im Osten und darum in die Fässer rinnen muß, statt seinen Weg in die Bucht zu finden. Wir sind in der Grotte der Kalypso, und in diesen rebenumrankten Felswänden hausen dieselben Ziervögel, wie dort bei der Göttin: Habichte, Krähen, Baumeulen.

Wir müssen uns aber hüten, Homers äußeres Leben uns allzupoetisch vorzustellen. Die Wirklichkeit mag ihn oft widerwärtig genug berührt haben. Seine Umgebung, also vermuthlich in Smyrna, war Demokratie, sonst würde er nicht gegen diese polemisiren:

Nimmer Gedeihn bringt Vielherrſchaft; nur Einer ſei Herrſcher
Einer ſei Fürſt, dem's ſchenkte der Sohn des verborgenen Kronos.

So iſt's aber nicht vor Homers Augen. Es ſind keine Könige, die patriarchaliſch Recht ſprechen, ſondern Richter, vor denen der Proceß den ganzen Tag nicht aufhört, und welche ſpät zum Eſſen heimkommen

Wenn ſie den Hader und Zank der Jünglinge abgeurtheilt.

Es ſind Richter erwähnt

Welche gewaltſam richtend im Volk die Geſetze verdrehen
Und ausſtoßen das Recht —

Wenn einem Solchen über Nacht ſein Weinberg weggeſchwemmt wird, dann iſt es ſicherlich Zeus Strafe.

Wie aus dem Hymnos indeß hervorgeht, ſind die Wanderſchaften des Sängers noch immer nicht aus. Er will den Ruhm der Delierinnen verbreiten, wohin er nur in menſchenbewohnte Städte kommt. Trotz der Blindheit iſt nach dem Ton des Liedes ſein Alter ein rüſtiges und freudiges.

IV.

Aegypten und die griechiſche Religion.

Homer II.

Als ich einsmals im Abenddunkel draußen im Hellespont ſchwamm — das Minaret des Dardanellenſchloſſes leuchtete im Feuerkreis ſeines Rundbalkons, denn es war Ramazan — da hätte ich um Alles gern einen ſchweren Pack unſrer Wiſſenſchaft gehabt, um ihn als Sühnopfer in den tiefen, heiligen Strom zu verſenken, zur Verſöhnung von Thetis und allen Nereiden, hier dem dunkeln Ufer gegenüber und dem Schatten Homers, gegen den ſo viel geſündigt wurde. Aber noch viel ſchlimmer als die berührte homeriſche Frage iſt jene andere größere, die von der Herkunft der ganzen griechiſchen Kultur handelt. Es war bisher üblich, und die allerachtenswertheſten Namen ſind dieſen Weg gegangen, die griechiſche Religion und Kunſt rein aus ſich ſelbſt zu erklären. Wir rechten mit denen nicht, welche ſo thaten, ſo lange die ewigen Züge Aegyptens noch nicht lesbar waren oder Niniveh in ſeinem Schutt begraben lag. Aber nun bitten wir um

geneigte Einsichtnahme vom neuen Material. Die deutsche Gelehrsamkeit soll nicht ferner ihre Augen vor dem Horizont verschließen, um innerhalb selbstgesteckter Schranken möglichst tief in die Tiefe zu gehn. Wenn man nur wüßte, wie viel Arbeit zu sparen wäre! Wie viel Licht ein durchforschtes Kulturgebiet auf das andere zurückwirft und auf die dunkeln Stellen zwischen beiden. Es ist indeß nicht zu verkennen, daß die Krise nun eingetreten. Statt daß ein Jeder in seinem eigenen Trümmerhaufen weiter wühlt, wird man nun genöthigt sein, der flüchtenden Idee, wie einem aufspringenden Hasen, von einem zum andern zu folgen.

Wir haben ein rührendes Beispiel am ersten und ältesten Geschichtsschreiber, der uns überliefert ist, unserm braven Herodot. Mit einem Horizont, der das enge Griechenland weit überspannt, ist er in den Orient gegangen und als er dort ganz dasselbe Wurzelgeflecht von Ideen, aber hohe und alte Religionsbäume fand, da konnte er nicht umhin zu schließen, daß die jungen Sprossen derselben Art, wie er sie in Griechenland wußte, eben Ableger davon seien. Herodot ist in Aegypten, wo er eben nach dem Dienst des Herakles sich erkundigt, und hört, daß ein sehr heiliger Tempel dieses Gottes zu Tyrus im Phönikerland stehe. Sogleich fährt er nach Tyrus, sieht die Wunder jenes Tempels, forscht nach seinem Alter, seiner Herkunft — wie er aber hört, daß ein anderer Herakles jener Stadt den Beinamen „der Thasier" führe, da kommt Herodot auch nach der entlegenen Insel Thasos, Alles, um jenem innersten Trieb zu genügen,

der im verdunkelten Gemälde mit einzelnen gesunden Stellen nicht zufrieden, den ganzen ursprünglichen Zusammenhang wieder aufdecken will.

Dieser Zusammenhang ist aber vorhanden und muß vollends an's Licht treten. Zwar je größer auf einem Feld des Irrthums die Literatur angewachsen ist, um so weniger wird sie geneigt sein, sich antiquiren zu lassen. Wer aber solche Bücher noch nicht geschrieben, aber durch's ganze Irrsal von Mythendeutung ꝛc. verzweifelt sich durchgeschlagen, dem wird das Wohlgefühl verzeihlich sein, endlich festen Boden unter den Füßen zu haben. Wir haben allerdings eine Arbeit, die uns statt zerfallender Nilschlammhütten einen festen ägyptischen Quaderbau giebt, und dürfen eine solche Thatsache von Ausdauer und Scharfsinn unserer Wissenschaft in die Hand geben, wie der ägyptischen Götterstatue den sog. Nilschlüssel, das Zeichen des Lebens.

Wir meinen das Röth'sche System der ägyptischen Religion. Es ist damit der Schlüssel gegeben, den griechischen Götterhimmel in seine letzten Tiefen aufzuthun. Jede einzelne Figur hat ihren Heimatschein. Da wir aber nicht voraussetzen dürfen, daß dieses Verfahren so allgemein gebilligt und angenommen sei, so müssen wir seine Hauptzüge erst wiederholen. Wir sind zwar weit entfernt, irgend ein Stück Wissenschaft für unverbesserlich zu halten, und sogar überzeugt, daß künftige Schuljungen über jetzige Denkerqualen lachen werden. Aber bis jetzt haben alle Anfeindungen uns jene Hauptzüge des Systems nur befestigen können. Haben wir damit vom

griechiſchen Religionsboden zu Homer's Zeit ein klares Bild gewonnen, dann wird es uns auch leicht ſein, zu unterſcheiden, wie viel etwa Homer ſelbſt beigetragen, aus dem Schwankenden ein Feſtes, aus dem Alten ein Neues zu machen.

Der wahre Boden griechiſchen Götterdienſtes ruht bekanntlich in einem ganzem Volk, das von den Urzeiten der Erinnerung an mit barbariſcher, den Griechen unverſtändlicher Sprache zwiſchen den durch keinen gemeinſamen Namen noch vereinten Griechenſtämmen ſaß, in Arkadien, Epirus, Attika, auf den Inſeln ꝛc. Es ſind die Pelasger. Ihre Sprache gieng allmählig verloren, ſie verſchmolzen meiſt mit den Griechen, giengen unter, wie die Wenden und andere ſlaviſche Völker vor den Deutſchen, und behalten nur an einzelnen Stellen, wie auf der Inſel Samothrake, ihren eigenthümlichen Myſteriendienſt in fremder Sprache bei. Wer waren dieſe Pelasger und was war ihre Religion?

Ihre Religion war die ägyptiſche, wie wir ganz genau nachweiſen werden, und ſie ſelber ſind höchſt wahrſcheinlich jene phönikiſchen Stämme, die einſt — die Chronologie iſt freilich ſchwankend — etwa vom dreiundzwanzigſten bis achtzehnten Jahrhundert eine verhaßte Gewaltherrſchaft über Aegypten behauptet hatten. Wir wollen die Hypotheſe nicht in alle Einzelheiten wiederholen. Sie iſt uns aber unentbehrlich zum Verſtändniß griechiſcher Kultur, und es giebt keine andre Brücke der Vermittlung. Ein ganzes Volk muß es geweſen ſein, das den Grund griechiſcher Götterdienſte bis

in die Hochthäler von Epirus und Arkadien hinauf legte, und reichen dazu einzelne späte Kolonien nicht aus. Was diese neu mitbringen, ist immer unter älteren Namen, die auf pelasgischen Ursprung deuten, anderwärts schon vorhanden. Der Grund aber ist das ägyptische System, wenn auch noch so zersungen und aus den Fugen gegangen. Die es gebracht haben, sind Phöniker: dafür zeugen die vielen phönikischen Namen griechisch-ägyptischer Götter, dafür zeugt auch, daß alles das im Griechischen fehlt, was auch im phönikischen System von ägyptischer Lehre fehlt, also erst nach dem Abzug der Phöniker sich in Aegypten ausgebildet hat, wie die Lehre von der Seelenwanderung. Es ist nun höchst auffallend, wie auch in der Architekturgeschichte der Griechen nur solche Formen vorhanden sind, wie das altägyptische Reich vor dem erzwungenen Abzug der Phöniker sie kannte. Ich werde nachweisen, daß der sog. dorische Stil der Stil des ägyptischen alten Reichs war, der im neuen Reich, etwa vom achtzehnten Jahrhundert an, außer Mode kam, von jenen phönikischen Pelasgern aber ganz und gar noch herübergenommen wurde.

Wenn der religiöse Entwicklungsgang mit der Architekturgeschichte in demselben Wendepunkt dermaßen zusammentrifft, dann ist, wie ich denke, der Beweis schlagend genug, daß damals mit dem Abzug der Phöniker das Pelasgische vom Aegyptischen sich getrennt hat. Ein pelasgisches Schriftdenkmal von hoher Bedeutung hoffen wir in der vom Duc de Luynes herausgegebenen cypriotischen Tafel zu besitzen — es sind

einige achtzig Zeichen des Alphabets, meiſt aus der hieratiſchen Schrift der Aegypter gezogen. Das wäre jenes pelasgiſche Alphabet, in welchem, wie uns berichtet wird, Orpheus ſchrieb, und das ſpäter durch das vereinfachte phönikiſch-joniſche erſetzt wurde.

Alſo die Pelasger giengen unter, ihre Götterbegriffe wucherten fort. Aber falls auch das ägyptiſche Syſtem unverſehrt und geſchloſſen auf griechiſchem Boden ankam, ſo mußte es unrettbar und früh aus den Fugen gehn. Im Phönikerland, wo es eine ſtehende Prieſterſchaft, eine heilige Literatur gab, blieb Alles beiſammen. Bei den Griechen, denen der Prieſterſtand fehlt, der eine Ueberlieferung hätte tragen können, und die ſelbſt noch auf unterſter Bildungsſtufe ſtanden, konnte jenes Syſtem nicht einmal begriffen werden.

Wir lernen, daß die Aegypter als erſte Schicht ihres Götterſtoffes einen etwas rohen Pantheismus hatten. Eine Welt, die ſich aus Göttern zuſammenſetzt, oder Götter, welche Theile der Welt ſind. Inmitten einer Urgottheit entwickeln ſich die großen kosmiſchen Mächte: Himmel und Erde, oberer Raum, unterer Raum, Schöpfergeiſt und Urfeuer, Sonne und Mond, natürlich weit entfernt von menſchlicher Art. Was konnten aber die Griechen daraus machen, welche die ägyptiſchen ſinnvollen Namen nicht verſtehen? Jene Götter führen verſchiedene Namen, je nachdem ſie da oder dort, in dieſer oder jener Faſſung verehrt wurden. Es konnte nicht ausbleiben, daß für die Griechen menſchenähnliche

Wesen daraus wurden, da jene Namen nur zu leeren Eigennamen werden konnten, und zwar aus jedem ägyptischen Götterbegriff so viel griechische verschiedene Wesen, als jener verschiedene Namen zählt. Eine Erinnerung an die Gestalt des Gottes ist meist noch übrig, aber selbst wenn die ganze Gestalt, in hieroglyphischer Weise bestimmt, da oder dort, in einem Lokalkultus, wie zu Phigalia, sich behauptet, so versteht man später die Bedeutung nimmer und schließt den Tempel.

Eine zweite Schicht im ägyptischen System umfaßt jene Götter, welche Abstractionen aus einem entwickelten Staatsleben sind, wie Thot, der Gott der Priesterwissenschaft, Figuren, denen wohl eine geschichtliche Persönlichkeit bereits zu Grunde liegt. Was sollen aber die Griechen damit, wenn sie den Staat nicht haben, aus dem solche Begriffe hervorgegangen sind? Die Bedeutung wird verändert werden, wenn sie die Figur auch beibehalten.

Die dritte Schicht ägyptischen Glaubenskreises ist ein vergöttertes Königsgeschlecht, das ganze Haus des Osiris mit seiner Sagengeschichte. Das sind nun vollends menschenähnliche Figuren mit begreiflichen Schicksalen. Diese mußten in den Vordergrund treten, und es bildet in der That ihre Sagengeschichte die Hauptmasse griechischer Mythologie. Aus der Familie des Osiris wurde die Familie des Zeus. Einige große kosmische Götter, die ihre Bedeutung allmählig abgestreift hatten, werden in diese Familie untergebracht. Andre ließen nur ihren Namen übrig, die sich bald an diese, bald an

jene jüngere Figur als Beinamen anhieng. Ganz ebenso war's in Aegypten selbst gegangen, wo gleichfalls diese menschenähnlich, sterblich gedachten Götter auf Kosten der Alten gewannen, deren kosmische Aemter übernahmen, und dadurch zu der heillosen Verwirrung Anlaß gaben, in der die ägyptische Religionsgeschichte bisher stak.

Diese Verwirrung sucht man womöglich wieder einzuführen, wenn in Polemik gegen Röth Osiris wieder unter die ältesten Götter geschoben wird. So vereitelt man jene für's Verständniß griechischer Religion so unendlich fruchtbare Anschauung, daß die Osirissage nichts sei, als eine alte Königsgeschichte. Dann hat man freilich wieder Gelegenheit, in der Skandalgeschichte jenes Königshauses voll Brudermord und Nothzucht allerlei physikalische und philosophische Ideen zu ahnen. Ist doch nichts unwahrscheinlicher, als daß in Aegypten, wo die Könige, wie Sesostris, sich selber Tempel bauen und sich als Sonnengott verehren lassen, daß da wirklich einmal ein Königshaus im Volksbewußtsein zum Götterhaus geworden sei.

Also derlei empfangen die Griechen von den Pelasgern. Aber hatten denn die Griechen selbst gar keine Religion, bevor die Pelasger kamen? Gewiß, denn sie sind ein Volk hochasiatischer Verwandtschaft, gehören jener großen Sprach- und Religionsfamilie an, die theils nach Indien, theils nach Europa abdacht. Aecht griechisch oder asiatisch sind jene Naturwesen, wie Zeus als Himmels- und Wettergott, sodann Sonne und Mond in andrer Weise — eine Mondgöttin statt dem ägyptischen Mondgott, dann die Fluß- und Quell- und

Berg- und Baumnymphen, Flußgötter, Winde — Theile einer Naturreligion, die ihre urſprüngliche Friſche mitten zwiſchen jenen von der Hiſtorie ſo oft umgebildeten Geſtalten der ägyptiſchen Ueberlieferung bewahren.

Wenn ich auf dem Gipfel der Inſel Aegina ſtehe und eine wunderbare Rundſchau gehalten habe — von den Nebelzügen der Kykladen bis Akrokorinth, und von Cap Sunium und der Akropolis Athens herüber nach den Bergen von Epidaurus: hier der letzte Fels oben war ein Altar des panhelleniſchen Zeus, von Aeakos geweiht. Da wird uns klar werden, daß hier wirklich der helleniſche Zeus, der blaue Himmel, gemeint iſt, dem wir um ſo viel näher ſind und deſſen leuchtend blaues Bild ein herrlicher Meeresſpiegel uns zurückgiebt. Aber woher hat dieſer Naturgott Zeus ſeine Familiengeſchichte? die Geburt von Kronos und Rhea, die Jugendverfolgung durch Kronos, ſeinen Kampf gegen dieſen, und endlich ſeinen Tod und ſein Grab, das auf Kreta gezeigt wurde? Es iſt die Geſchichte des Oſiris, die auf den helleniſchen Himmelsgott, den wolkenſammelnden, blitzeſchleudernden, hochdonnernden Zeus ſich übertrug. Das Grab, in Oſiris Geſchichte eine Nothwendigkeit, konnte man freilich nimmer gebrauchen und ſuchte es zu vergeſſen. Der oberſte Gott der Griechen durfte nicht ſterblich ſein, wie jener gottgewordene König Oſiris.

In dieſer Weiſe durchdringen ſich die Glaubenskreiſe. Wir müſſen den ganzen Heſiod Zeile für Zeile durchſtreifen, um nachzuweiſen, daß er Zeile für Zeile nur eine Corruption jenes ägyptiſchen Syſtems iſt. Aber vorerſt, weil wir

bereits ausführlicher von Homer gesprochen, wollen wir den Antheil uns klar zu machen suchen, den Homer selbst an dem genannten Religionsproceß gehabt haben mag, und wir finden diesen Antheil durch Vergleichung Homers mit Hesiod.

Wie Herodot meint, haben die Beiden den Hellenen ihr Göttergeschlecht gebildet, Beinamen, Ehren, Künste ausgetheilt und ihre Gestalt angedeutet. In der That vertreten beide Namen, die von den ältesten uns überlieferten Schriftdenkmalen getragen sind, zugleich zwei wohl zu unterscheidende Gebiete griechischer Religion. Zwei Seiten, die wir nach ihnen nennen dürfen, nämlich Hesiod die minder hellenisirte, unbestimmte, mystische, und Homer die vollkommen umgeprägte, fertige und plastische.

Homer, allerdings nicht am Anfang, sondern am Ende einer langen Entwickelung stehend, hat die letzten Reste ägyptischer Ideen — wir wissen freilich nicht, wie viel ihm vorgearbeitet war — wie sie noch spucken mochten in den bunten Klötzen seiner Götteranschauung, dem reinhellenischen Schönheitstrieb geopfert. Das ägyptische Bild ist immer nur ein Buchstabe, der keine andere Aufgabe hat, als seinen Sinn zu sagen. Wenn dieser Sinn verloren ist, dann bleibt nichts als eine Form, die auf Schönheit niemals Anspruch machte, aber oft erschreckend häßlich ist. Was konnte Homer Besseres thun, als schöne Formen daraus machen? Zu philosophiren liebt er nicht, aber kraft seiner nach Sinnlichkeit und Klarheit treibenden Seele verwirklicht er und vollendet

er die vom Volksgeiſt bereits herangebildeten Charaktere zu ihrer blühenden Menſchlichkeit.

Inhalt dürfen wir in der That nicht ſuchen. Was bleibt von einem Apollon, von einer Athene ohne ihre Geſtalt. Und jene Götter, in denen Ideen gähren, wie in Dionyſos, dem Weingott, und Demeter, der Getreidegöttin, die ihren eigenthümlichen Myſteriendienſt bereits hatten — er kann ſie nicht brauchen, eben weil ihr fluthendes Weſen ſich nicht feſſeln läßt, und ſchließt ſie aus von ſeiner Götterhalle. Sein Princip iſt energiſch durchgeführt: Einheit durch die gemeinſame Ausprägung der Form, mögen ſie ſtammen woher ſie wollen, aus Hiſtorie, Natur oder Abſtraktion. Es iſt jene Götterhalle daraus geworden, nach der die Kunſt ſeit Jahrtauſenden wallfahrtet.

Anders Heſiod. Er begnügt ſich aufzuſammeln, was er in ſeiner Nachbarſchaft findet und vermauert die alten Stücke, Kapitäle von Memphis und Theben in die Wände ſeines Provinzialtempels. Die farbigen Skulpturen ſind oft gar nach innen gewandt. Aber wir finden, was wir ſuchen, denn die alten Ideen ſtecken noch im Stein, wenn Heſiod es auch ſelber nicht mehr weiß und ſeine Säulen mit dem Fußgeſtell nach oben richtet. Er iſt nicht Schuld daran, daß aus jener großen kosmiſchen Kataſtrophe der Aegypter, die dort aus dem tiefſten Bedürfniß der Spekulation hervorgegangen mit nothwendiger Sicherheit im Syſtem ſteht, bei den Griechen ein Giganten- und Titanenkrieg, ein Thronkampf des Zeus geworden iſt.

Heſiod's Bau ward wenig beachtet jener ſtrahlenden Götterhalle gegenüber und giebt uns dennoch namentlich die Mittel, jenen undankbaren Kindern ihre Herkunft nachzuweiſen.

Schon beim Zurückdenken an die Heimath beider Dichter müſſen ihre Unterſchiede uns klar werden. Wenn wir über die Karavanenbrücke von Smyrna, über den homeriſchen Meles, gehn — denn auf Smyrna deuten ja alle ſeine Gleichniſſe — und hinter dem Cypreſſenwald des türkiſchen Begräbnißplatzes den nächſten Hügel erſteigen, da ſehen wir zwiſchen einzelnen dunkeln Cypreſſen hindurch über die Gartenſtadt weg auf den warmblauen Golf, der rechts und links von ſteilen waldigen Gebirgen und jenſeits von blauen Linien zum Binnenſee eingefaßt wird. Wir haben hinter uns dieſelbe üppige Gartenebene bis an's mächtige Felsgebirg. Zur Linken, über die ſpitzen Wipfel des Cypreſſenhains, der allen Duft und alle Waldesnacht der Schwarzwaldtannen hat, den gelben Schloßberg Pagus, an dem die Türkenſtadt hinaufklimmt. Im heißeſten Sommer beginnt früh Morgens, wo die See noch ſpiegelglatt iſt, der friſcheſte Seewind erquicklich in die Stadt zu wehen. Es iſt das Land, das nach Herodot den ſchönſten Himmel und der Jahreszeiten anmuthigſten Wechſel hat. Hier mußten andere Geſtalten aus der Tiefe tauchen oder aus jenen Wolken ſteigen, welche eine roſenarmige Eos, eine goldenthronende im Krokosgewand anglüht.

Weniger glücklich iſt Heſiod in den rauhen Hochthälern des Helikon, wo ſeine Heimath Askra auf ſteilem Fels bereits früh verfallen iſt. Wie er ſelber von ſeinem Vater ſagt:

Nah dem Helikon wohnt er im allertrübſeligſten Flecken
Askra, wo bös iſt der Winter und ſchlecht auch der Sommer,
und nichts gut.

Der arme Landbauer, der im Winter um die Hälfte weniger ißt, weil die Tage kurz ſind, und vorübergeht an der Eſſe des Schmieds und dem warmen Wirthsſaal, weil die Arbeit den Menſchen als Pflicht von den Göttern auferlegt iſt, er hat ſeine Scholle nie verlaſſen und iſt in allen Banden örtlichen Aberglaubens befangen.

Wir finden im Homer einen wunderbaren Reichthum von Anſchauung und Genuß. Er hat Himmel und Erde von ganz Griechenland phantaſieklar in Erinnerung. Ob eine Windſtille uns feſthält über „luftfarbiger", d. h. tief blauer Tiefe zwiſchen zwei griechiſchen Inſeln und wir uns ſehnen nach dem Lüftchen, welches unſer Meer „purpurn, weinroth, violenfarb" macht, d. h. es ſind die röthlich ſchimmernden Bruchflächen in dem Netz von blauen Schatten, das im Moment die Spiegelfläche kräuſelt — da kommt plötzlich ein Windſtoß, daß wir kaum die Segel niederbringen und vor dem Wind hinfliehend können wir alle Stufen homeriſchen Sturms ſtudiren. Seine Dichtung wird uns erſt recht lebendig, wenn wir einmal gewohnt ſind, in homeriſcher Weiſe am Wogenſchlag des Meeres die Nacht zu ſchlafen — das giebt ſich nämlich ganz von ſelbſt, ſofern der reine Meeresſand noch immer ein vorzüglicheres Lager iſt als die Bank eines griechiſchen Kaffeehauſes, wo's von gewiſſen untergeordneten Regionen der Schöpfung wimmelt,

ſo daß man draußen ſelbſt in der Wetternacht ſeine Decke um ſich ziehen und wie Odyſſeus ſich tröſten kann:

Dulde nun aus, mein Herz, noch Härteres haſt Du geduldet!

Oder man ſteht im Sonnenlicht auf dem Felsgeſtade einer griechiſchen Inſel und ſchaut in die wunderklare Tiefe, in die unterſeeiſchen Grotten, bunt durch vielfarbige Flechten — da begreift man, welch klare Nereidenleiber daraus auftauchen konnten: an der Weſtküſte von Schleswig, wo das Meer bei der Ebbe meilenweite Schlammwüſten zurückläßt, wird ſich Niemand nach Nereiden ſehnen.

Oder wenn wir durch die Wolken auf die Hochfelder des Parnaß emporklimmen — richtig, ſo eine verwachſene Waldſchlucht war's, aus der jener Eber hervorbrach, um das Bein des Odyſſeus zu verletzen. Homer war drunten in der felſigen Pytho und hat Apollon's Schwelle mit all der Andacht betreten, welche die großartige Natur jenes Felſenthals gebietet. Er macht auch die Feſte mit, die ſeine Jaonen dem Apollon behaglich auf deſſen naturarmer und opferreichen Inſel Delos begehen. Selbſt dem theſſaliſchen Olymp iſt er nicht allzufern vorbeigekommen, vielleicht etwas kopfſchüttelnd, denn wenn er in der Odyſſee vom ewigen Sitz der Götter ſpricht, fügt er ein verdächtiges „Wie ſie ſagen" bei.

Wer einen ſo reichen Horizont gewonnen hat, ſteht nicht mehr unter, ſondern über ſeinen Figuren; wer ſo viele Kultusſtätten geſehen hat, der erlaubt ſich ſelber was zu redigiren. Obgleich Homer im Innerſten fromm iſt, und

als erſte Frage im fremden Land forſchen läßt: Haben ſie Furcht vor den Göttern? was ihm unzertrennlich iſt vom Benehmen gegen die Menſchen — ſo ſpielt er mit ſeinem Götterſtoff doch in ziemlich freier Laune, bildet ſie und bildet ſie um, wie er's eben braucht und beugt ſich zuletzt mit ſammt ſeinen Göttern vor dem Schickſal, dem auch die Götter nicht widerſtreben dürfen.

Dieſe glückliche Freiheit und vornehme Laune iſt dem armen Heſiod nicht zu Theil geworden. Er greift nur auf, was er eben um ſich hat — zum Glück eine ſehr reiche Nachbarſchaft.

Als ich den Helikon herunterſtieg in ſein großes, nördliches Hochthal, eben die heſiod'ſche Heimath, und den vorderen waldigen Gebirgswall, der dieſes Thal über die Ebene trägt, wieder hinauf; als ich plötzlich die ganze Ebene des Kopais-Sees unter mir ſah, nordwärts von ihren Höhen begrenzt, die von den höheren Kuppen auf Euböa überragt werden — da wurde mir ſehr klar, wie nah jene pelasgiſch-ägyptiſchen Götterdienſte einſt hier beiſammen ſaßen. Wir hätten die beſtimmte hiſtoriſche Kunde gar nicht nöthig, daß dieſes Böotien einſt phönikiſches Land war.

Wir ſtehen auf dem Gebirg der Muſen. Der Bach in dem Hochthal hinter uns iſt der Parmeſos, wo die Muſen baden, nnd unter den grauen Gipfelmaſſen der ſchwarz umwaldeten Hauptkuppe droben liegt der Quell Hippokrene, in alten Polygonbau gefaßt. Die Muſen ſind aber nicht abſtrakte Begriffe, die von den armen Helikon-

bewohnern in die blaue Luft hinausgesetzt und angebetet worden wären — eine sonderbare Aufgabe — besitzen vielmehr das feste Fleisch und Blut ihrer ägyptischen Herkunft. Das Thal hinab, rechts oder ostwärts kämen wir nach den Resten von Thespiä, wo der ägyptisch-phönikische weltschöpferische Eros seinen Sitz hatte. Gegenüber, jenseits der Ebene, wo die letzten Wasser des im Sommer trocknen Kopaissees schimmern, hebt sich die Burg von Orchomenos, der uralten Minyerstadt, und wo jetzt das Kloster unten steht war der berühmte Tempel der Chariten, der Huldgöttinnen von Orchomenos. Sie sind ursprünglich mit den Musen Eins. Sollen wir weiter gehn? Lebadea in seiner wasserreichen Thalschlucht westwärts im Helikon haben wir diesen Morgen verlassen mit seiner Orakelhöhle voll ägyptischer Nekromantik und von uralt ägyptischen Sagen umflattert. Theben, nach der andern Seite, ostwärts über Thespiä hinaus, könnten wir heut noch erreichen, eine ganze Stadt voll phönikischer Götterdienste, eine Stadt, die selbst ihren Namen aus Aegypten hat. Jede Ortschaft, wie sie einst in dieser Ebene lagen, verehrt eine andre Gottheit jenes Glaubenskreises, den die Phöniker aus Aegypten mitgebracht. Hier begreifen wir, wie Hesiod die Trümmer jener Lehre sammeln und selbst in der Folge des ursprünglichen Systems noch fassen konnte. Wie jene Götter hier beisammen wohnen, so setzt er sie auch zusammen auf den Olympos, wo er von der Wohnung der Musen spricht:

Wenig vom oberſten Gipfel entfernt des beſchneiten Olympos,
Auch die Chariten dort und Himeros wohnen benachbart —

nämlich die Chariten von Orchomenos drüben, und der Himeros oder Eros von Theſpiä drunten.

Die homeriſche Religion war eine Adelsreligion, gemacht für glückliche Menſchen, die ihr eigenes geniales Leben mit heroiſcher That, Genuß und Gelag, mit allen Lebensreizen muſiſcher und bildender Kunſt verklärt auf den Olympos ſetzen. Homer kennt das Phaiakenleben aus eigener Erfahrung. Aber dieſe adeligen Götter, wie ſie im Feld von Troja aneinander rennen, was gehn ſie den Landbauer Heſiod an? Da ſteht ihm die myſtiſche Hekate näher, die den Viehſtand in den Ställen mehrt, von der er nicht Treffliches genug zu ſagen weiß.

Wenn ein Volk zwiſchen jenen Tempeln und den ſchönen, ſtillen Götterbildern homeriſcher Art wandeln konnte, von ihnen auch in Zucht und Ordnung gehalten wird, ihnen ſeine Feſtzüge, d. h. immer nur die Erleſenſten des Volks hinaufſandte und ihnen Spiele der Kraft und Schönheit weiht, ſo bleibt doch noch ein Bedürfniß des Gefühls, das dieſe homeriſchen Götter nicht zu befriedigen vermögen. Je näher der Menſch der Natur ſteht und ihrem unverſtandenen Werden und Vergehen, um ſo mehr bedarf er Götter von gleicher Unergründlichkeit. Dazu ſind jene homeriſchen zu hell durchſichtig. Aber jener Weingott Dionyſos Bakchos und die Getreidegöttin Demeter, beide in ihrer myſtiſchen

Bedeutung und ausgeſchloſſen von der homeriſchen Götterhalle, eben um ihrer plaſtiſchen Unfaßbarkeit willen, ſie gaben in ihrem Orgiendienſt Raum für jenes Bedürfniß, in gefühlſchwelgender Myſtik auszutoben. Das iſt die wahre Volksreligion. Dieſe ſog. Myſterien ſind jedem zugänglich und kann ihr Vermeiden ſogar von ſchlimmen Folgen ſein. Sie feiern fünfmal ſo viel Feſte, als jene ſtolzen Adelsgötter, und ſind, wie wir wiſſen, nichts als das Weitertoben der ägyptiſchen Myſtik.

Die homeriſche Götterhalle war fertig und abgeſchloſſen. Homer iſt für uns der Anfang — denn wie weit jene allerdings entwickelungshaſtigen joniſchen Kolonien ihm über den heſiod'ſchen Religionsboden hinaus vorgearbeitet hatten, wiſſen wir nicht — gewiß aber der Abſchluß ſeiner Art. Die ſpätere Kunſt hatte ja nichts zu thun, als ſeinen Linien nachzufahren, und der Kultus dieſer plaſtiſchen Götter konnte verſuchen in den plaſtiſchen Spielen der Paläſtra und Rennbahn, nach jenem Geiſt, der das Götterbild ſchuf, auch die eigenen Leiber auszuprägen. So alt die gymniſchen Spiele zu Ehren eines Gottes ſein mögen — ſie gehn gleichfalls nach Aegypten zurück — ihre ganze Bedeutung finden ſie erſt im Dienſt homeriſcher Götter. Zu Olympia, Delphi, Korinth ꝛc. iſt's der rein homeriſche Kultus, dem ſie entſpringen.

Anders iſt's auf myſtiſcher Seite. Jene feſſelloſen, in keine Form gezwungenen Götter, fortſchrittsfähig und weiterſchreitend, ſie haben aus ihrem fluthenden Weſen noch eine

Welt von Geiſt geboren. In ihrem Dienſt, wo man heraustreten will aus der eigenen Natur, erwuchſen die dramatiſchen Spiele. Das geſchah bereits in Aegypten. Was die Aegypter zu Sais auf jenem See hinter dem Tempel der Neith Athene nächtlich aufführten, wovon Herodot ſchweigen zu müſſen verſichert, das waren die Schickſale des Oſiris, ſein Tod und ſeine Auferſtehung. Oſiris iſt Dionyſos, wenn er auch einen Theil ſeiner Geſchichte an den griechiſchen Zeus hat abgeben müſſen. Im Tempel des Dionyſos zu Athen gab man ganz daſſelbe, und ließ vermuthlich bei Gelegenheit der Niederfahrt des Gottes Blicke in die Unterwelt, das Ziel dieſer Myſterien. Und aus dem Tempel iſt mit der Geſchichte deſſelben Gottes die Tragödie auch in der nahen Orcheſtra an's Tageslicht getreten, entwicklungsfähig für alle Zukunft. Merkwürdig, daß die dramatiſche Aufführung ſich ſo ſpät und mühſam erſt durchkämpfen konnte, um ihre Formen zu finden, während das geſchriebene Drama, das ganze Verſtändniß ſeiner Form im Homer ſo vollſtändig vorlag. Dann freilich fieng man an, bei ihm zu lernen, und Homer iſt, können wir ſagen, über den Dionyſos, der ſeiner Götterhalle ſich entzog, erſt im Drama Herr geworden.

Aber hat denn Homer ſelber gar nichts myſtiſches oder gedankenhaftes? So ungern er ſpekulirt, kann er doch in gewiſſen Gebieten ſich dem Bedürfniß nicht entziehen. Ich meine ſeine Vorſtellungen von der Unterwelt. Sie ſind die ägyptiſchen des alten Reichs. Es iſt ganz dieſelbe

Angſt, haben wir geſagt, welche die Könige treibt, den Rieſendeckel der Pyramiden auf ihre Gräber zu ſtellen und dieſelbe, welche die Seele des Patroklos treibt, den Achill um ein Grab zu flehen. Begraben muß ſein, ſo viel iſt gewiß, denn die Ruhe der Seele hängt davon ab. Zwar haben wir von den älteren ägyptiſchen Vorſtellungen wenig Spuren, aber die hebräiſche, die doch gleichfalls daher ſtammt, ſtimmt auffallend mit Homer. Wenn im Scheol bei Jeſaia die Schatten dem König von Babel entgegenzittern: Ah, biſt du nun auch wie wir? Moder dein Lager und Gewürm deine Decke? ſo iſt das die Schattenwelt Homers:

Fürchterlich dumpf, voll Wuſtes, wovor ſelbſt grauet den Göttern,

die er aber dennoch nicht unterlaſſen kann, poetiſch klar zu geſtalten und zu ſäubern.

Im Anfang des neuen Reichs, alſo nach dem Ausſcheiden der Phöniker, die den Griechen ihre Religion brachten, entwickelt ſich bei den Aegyptern die Vorſtellung von der Unterwelt zu reicheren Bildern. Zwar fahren die Könige fort, wenn nicht in Pyramiden, doch in unterirdiſchen Paläſten ihre Mumie zu ſichern, bekennen aber an den Wänden in farbenhellen Gemälden ihren Glauben an Seelenwanderung und Gericht. Wir ſehen Himmel und Hölle dargeſtellt als hätte man den Pindar illuſtriren wollen. Pindar iſt der pythagoreiſchen Ueberlieferung gefolgt, welche den Fortſchritt ägyptiſcher Anſchauungen für Griechenland von dort her nachholte. Jetzt kann der Menſch, ein gefallener Geiſt,

und ist berufen, sich den Himmel zu erstreben, während bei Homer nur wenige Günstlinge der Götter an den Enden der Erde zu seliger Unsterblichkeit gelangen. Aber mitten unter jenen reichen Vorstellungen der Grabeswand: der Strom, auf welchem der Sonnengott auffährt, um den Himmel und seine seligen Gefilde zu schauen, bis hinab zum großen Teich im Westen, und der Strom der Nacht auf dem er wieder umkehrt, aber unter anderer Erfahrung — was ist er anders als der homerische Okeanus, der die Erdscheibe umkreist, auf dem die Barke des Sonnengottes Nachts wieder zurücktreibt?

Die homerischen Geister folgen dem Blutgeruch, und Odysseus läßt das Blut seiner schwarzen Schafe hinabströmen, um sie heraufzuziehen. Sie sind bewußtlos, denn, wie Homer gar nicht unlogisch sich vorstellt, mit der Trennung von Leib und Seele müsse das Bewußtsein erlöschen. Durch Bluttrinken wird eine Art Leib improvisirt und die Geister werden brauchbar für's Gedicht. Ganz ebenso mußte das Blut schwarzer Schafe in jene Höhle zu Lebadea hinabfließen, nachdem der Orakelfragende sich Tage lang vorbereitet hatte in der Felsenkammer des Agathodämon und der Tyche daneben, d. h. ägyptischer Götter, auf das Schauen der Unterwelt, in die er endlich einging, um für sein Leben lang ernst wieder herauszukommen. Wir können nicht annehmen, daß man diese Sitten bei Homer gelernt habe, denn jenes todtenbeschwörende Orakel ist uralt, und knüpfen sich an den Namen seines Stifters Trophonios Sagen, die in

Aegypten bis über die Trennung von ägyptiſchem und phönikiſchen hinaufgehn müſſen und die Herkunft des Ganzen bezeichnen. Daß Homer den Odyſſeus hinabſchickt, um bei der Gelegenheit die Unterwelt ſchauen zu laſſen, iſt gleichfalls ein längſtgebrauchtes ägyptiſches Motiv. In den Myſterien knüpft man an die Niederfahrt der Götter, des Dionyſos zu Athen, der Perſephone zu Eleuſis. Und wenn im Grab jenes Rhameſſiden, wovon wir geſprochen, die Barke des Sonnengotts durch Himmel und Hölle geführt wird, um Himmel und Hölle dabei zeigen zu können, ſo iſt das ein epiſches Gedicht von ſo ergreifender Wirkung, daß wir gerne die Verſe miſſen und mit dem Grubenlicht vor den Bildern ausharren.

Ob Homer an ſeine Götter glaubte? Nach dem, was wir von ſeinem Antheil an deren Geſtaltung angenommen haben, iſt's im Einzelnen nicht wohl möglich. Heſiod lebt im Dienſt ſeiner Götter mit ängſtlicher Gewiſſenhaftigkeit, aber die homeriſchen Götter leben im Dienſte Homers. Er braucht ſie um ſeiner Dichtung ein Dach, eine theatraliſche Perſpektive zu geben, und wenn er ſie eben nicht braucht, dann ſchickt er ſie nach Aethiopien, läßt ſie die Augen abwenden, ſchläfert ſie ein. Der Aufbau der Menſchencharaktere iſt ihm die würdigſte, größte Aufgabe und die Götter bilden dazu nur den Hintergrund. Zwar haben ſie's gut — was könnte man Beſſeres wünſchen, als ſo ein Apoll zu ſein? während

Nichts anderes wo iſt jammervoller auf Erden
Als der Menſch von Allem, was Leben hat und ſich reget —

aber gleichwohl giebt Homer den festen Boden nicht auf, den er unter den Füßen hat, schaut an menschlichen Seelen empor, nicht an göttlichen. Was ihn erschüttert und versittlicht, das sind die menschlichen Thaten alter Zeit: Wie jetzt starke Männer sind, heben zwei diesen Felsen nicht mit Hebebäumen! Ein gewisses frommes Gefühl gegen den Götterstoff im Allgemeinen ist damit wohl vereinbar.

V.

Aegypten und die griechiſche Religion.

Heſiod I.

Wir müſſen nun wirklich daran, den Religionsboden, aus dem die homeriſchen Gebilde hervorgehn, näher zu ergründen. Dieſen Boden finden wir, wie geſagt, im Heſiod, die alte, pelasgiſche Religion. Heſiod ſucht in ſeiner Göttergenealogie jenen Gedankengehalt, den die homeriſche Poeſie verſchmäht, bald wiſſend, bald unwiſſend zu retten. Dieſe Theogonie, wenn auch wenig beachtet im Alterthum, und nur von myſtiſchen und ägyptiſirenden Sekten ſtudirt, hat noch genug vom alten Zuſammenhang, um das ägyptiſche Religionsſyſtem bequem daran entwickeln zu können. Wir beginnen mit der Durchſtreifung — ſo nebelhaft und unbeholfen und dürr oft Heſiod erſcheint, am Ende werden wir ihn dennoch lieb gewinnen. Wir folgen in der Anordnung und Begriffsbeſtimmung der ägyptiſchen Götter durchaus der Röth'ſchen Lehre, und werden ſie nur durch topographiſche Anſichten illuſtriren, um das begonnene Bild von Aegypten zu vollenden.

Siehe, vor Allem zuerſt ward Chaos —

Von der viereinigen Urgottheit der Aegypter, beſtehend aus Geiſt und Materie, Zeit und Raum, hat Heſiod nur das vierte Glied, Chaos, den dunkeln Urraum übrig behalten. Aber wenn ſie auch hier an der Spitze des Syſtems ihm ausgehn, ſo ſind ſie darum nicht verloren, ſondern haben ſich längſt unter anderm Namen, oft verſchiedenen Verwandlungen, wie wir ſehen werden, an andern Stellen eingebürgert.

Wir müſſen die ägyptiſche Urgottheit Stück für Stück betrachten.

Ihr erſtes Glied iſt Amun, der Verborgene, Kneph, Geiſt, wehender Geiſt, der die Welt in Schlangengeſtalt umfaßt und in Bewegung ſetzt, Hornophre, der gute Gott.

Wir haben ſeine Heiligthümer bereits oft betreten, denn all die großen Tempel der Ammonsſtadt Theben gehören ſein, oder ſeiner Verkörperung in der Sonne als Amun Re, wie wir ſpäter ſehen werden. Als Amun wird er theils durch zwei hohe, gerade, ſteife Straußfedern auf dem Kopf oder durch den Widderkopf ſelbſt bezeichnet, denn der Widder iſt die Hieroglyphe ſeines Begriffs Geiſt.

Die zahlreichen Ammonsdienſte in Griechenland ſind uralt und zugleich mit dem ganzen übrigen Götterſtoff durch die Phöniker eingeführt. Seinen Hauptruhm bei den Griechen verdankt Zeus Ammon freilich ſeinem Orakel auf der Oaſe Siwah. Man findet auch dort noch die Reſte eines nicht ſehr großen Tempels mit häufiger

Darſtellung des widderköpfigen Gottes, und jenen Sonnenteich, von denen Herodot Wunder erzählt, ein tiefes, klares Quellbecken unter dichtem Palmgehölz in des Tempels Nähe. Dorthin und nach Hellas, wie Herodot in Aegypten hörte, wurde das Orakel Amuns durch entführte heilige Frauen von Theben aus, und zwar abermals durch die Phöniker gebracht. Die Orakel zu Theben und Dodona, fügt er bei, ſeien ſich ſehr ähnlich. Wie es zu Theben war, wiſſen wir nicht, aber zu Dodona weiſſagte Zeus aus dem Rauſchen einer heiligen Eiche im Sumpfwald jenes Bergkeſſels, oder aus dem Rauſchen einer Quelle an deren Wurzel und ſonſt noch aus allerlei Klingklang. Wie Herodot in Dodona hörte, waren es zwei ſchwarze Tauben, die von Theben in Aegypten ausflogen und von denen die Eine ſich auf jener Eiche zu Dodona niederließ und mit menſchlicher Stimme ſprach. Ganz eigenthümlich und im griechiſchen Tempel ungewohnt iſt es, daß der Zeus von Dodona eine mitwohnende Göttin in ſeinem Tempel hatte, alſo natürlich, wie niemals anders in Theben, ſeine Gemahlin Neith, die neben ihm ſteht, wie auch die Skulpturen von Sivah ſie zeigen.

Wenn Amun von den Griechen mit Zeus verglichen wird, ſo haben ſie dazu kein ander Recht, als daß beide an der Spitze eines Götterhimmels ſtehen. Woraus aber Zeus geworden iſt, wird uns ſpäter klar werden.

Die zweite Stelle in der Urgottheit nimmt Amuns Gemahlin Neith, die Urmaterie, ein. Sie iſt als ſchlammiges

Waſſer gedacht und erſcheint oft mit den Wellenlinien, dem Zeichen des Waſſers auf den Händen. Auf den thebeiſchen Denkmalen, wo wir ſie hinter Amun ſtehend treffen, heißt ſie Muth, Mutter, Göttermutter, trägt die ganze Königsmütze, deren oberer, kolbenförmiger Theil in dem untern wie in einer Scheide ruht, oder den unteren allein.

Es würde uns niemals einfallen, in dieſer Urmaterie und Göttermutter die griechiſche Athene zu ſuchen, wenn nicht alle alten Zeugniſſe es allzu beſtimmt ausſagten. Niemals nennen die Griechen die Göttin von Sais, wo ſie einen Hauptdienſt hatte, die Neith anders als Athene, und es iſt hiſtoriſche Thatſache, daß ihr Dienſt durch den Aegypter Kekrops von Sais nach Athen übergetragen wurde — wenn auch nicht zum erſtenmal, denn unter Beinamen, die an ihre phönikiſchen Träger erinnert, findet ſie ſich anderwärts aus früherer Zeit.

Wir dürften indeß gleichwohl einige Vermittelungspunkte finden, durch welche beide Figuren uns nicht mehr ſo widerſprechend ſcheinen werden. Schon die Erinnerung an die unentſtandene Urgottheit liegt im Hervorſpringen der griechiſchen Athene aus des Vaters Haupt. Man wußte keine Mutter und behalf ſich mit dieſer ſo gründlich unhelleniſchen und gehirnzerreißenden Vorſtellung. Das Bild und Symbol der ägyptiſchen Neith iſt der Geier, Bild der Mütterlichkeit, weil man glaubte, es gebe bloß weibliche Geier. Dieſen Geier der Neith ſehen wir in den Schlachten immer über dem Haupt des Königs und gegen den Feind

gewandt ſchweben. So wird Neith Athene eine kriegeriſche Göttin, deren Geier auch über dem triumphirenden König die Symbole des Sieges in den Klauen trägt. Wenn Athena erſt einmal Kriegsgöttin iſt, dann wird ſie um ſo leichter wieder zur Jungfrau, wenn nicht die Männweiblichkeit der Urmaterie, die oft deutlich genug an den Bildern der Neith ausgedrückt iſt, einen urſprünglichen Anlaß dazu gab.

Beim Eingang zur Akropolis von Athen ſitzt eine uralte Athenaſtatue, ohne Kopf, in ägyptiſcher Haltung, vier Zöpfe rechts, vier links auf die Schulter fallend, in jenem auf ägyptiſche Weiſe ſo eng anliegenden Gewand, daß es nur an der gewohnten wellenförmigen Fältelung erkannt wird. Sie trägt die Aegis, jenen Panzerkragen mit dem Meduſenhaupt, und ſind an dem rundausgezackten Rand die Löcher für eherne Schlangen noch zu erkennen. Ich denke, auch dieſe Aegis iſt Erinnerung an den Geierbalg, den die Neith als Haube oder Hüftenbedeckung trägt, und die Schlangen waren urſprünglich wohl jenes Zeichen königlicher Würde, die Uräusſchlange, die unter der Königsmütze über der Stirn der Götter nickt. Ihr ägyptiſcher Name Neith oder Net wird hieroglyphiſch durch das Webeſchiff über dem Kopf der Göttin ausgedrückt: vielleicht kommt daher die künſtliche Arbeit der Athene.

Um die Neith in ihrer innigen Einheit mit den übrigen Gliedern der Urgottheit auszudrücken, — ſie iſt ja kein menſchlich gedachtes Weſen bei den Aegyptern, ſondern der unentwickelte Weltſtoff ſelbſt — erhält ſie bald den Widderkopf

ihres Gemahls, des Urgeiſtes, bald außer ihrem eigenen Menſchen- und Geierkopf noch den Kopf der Göttin des Urraums, des vierten Gliedes der Urgottheit, den Löwenkopf. Dazu den Phallos, um ihre Mannweiblichkeit zu bezeichnen. Das Alles ſei nur ein Beweis, wie die ägyptiſche Gottheit ihre Geſtalt wechſelt, je nachdem ſie von einer oder der andern Seite ihrer Bedeutung aufgefaßt wird. An die Bedeutung der Göttin als Gemahlin Amuns erinnert noch der Widderkopf, den wir an ihren Helmwangen zuweilen ausgeprägt finden, ſelbſt bei Statuen der beſten Zeit, wie an der Athena Giuſtiniani zu Rom.

Von der Stadt Sais, der Stadt der Neith im Delta, iſt nur der große viereckige Außenwall noch übrig und der Reſt jenes Sees, an welchem der Tempel innerhalb der Umwallung lag, mit zahlloſem Waſſergeflügel in ſeinem Schilf. In jenem Tempel war das berühmte, vermeintlich verſchleierte Bild der Göttin, das nach Plutarch von ſich ausſagt: Ich bin Alles was war, was iſt, und was ſein wird — natürlich der Weltſtoff ſelbſt. Die Deutung des vermeintlichen Schleieraufhebens wollen wir hier erſparen.

Die dritte Stelle in der Urgottheit hat Sevek, der Gott der Urzeit mit dem Krokodilkopf.

Die Thiere, die von den Göttern gewählt werden, kommen auf ſehr verſchiedene Art zu der Ehre, als die lebendige Hieroglyphe von deren Namen angebetet zu werden. Zum großen Abſcheu des Kirchenvaters Klemens wurde ein Exemplar ſtatt des Götterbildes an irgend einer Stätte des

oft weit verbreiteten Dienſtes einer Gottheit im Tempel ſelbſt gepflegt. Wenn man alle Herrlichkeiten eines ägyptiſchen Tempels durchſtaunt hat, erzählt er, und dem Allerheiligſten naht um den Gott ſelber zu ſehen — was ſieht man, wenn der hymnenſingende Tempeldiener den Vorhang hebt? Eine Schlange, ein Krokodil, das ſich auf Purpurdecken wälzt.

Er brauchte ſich nicht zu entſetzen, denn da das ägyptiſche Bild niemals mehr als ein Buchſtabe ſein will, nie die Geſtalt des Gottes ſelber zu geben wagt, ſo kann dieſe Hieroglyphe eben ſo gut lebendig, als ſteinern ſein. Entweder fängt der Name des heiligen Thiers mit demſelben Buchſtaben an, wie der Göttername, und wird nach hieroglyphiſchem Prinzip für dieſen geſetzt und ſelber dadurch heilig — ſo ſteht der Widder für den Begriff Geiſt, Bai und leiht darum dem Urgeiſt Amun ſelber ſeine Geſtalt — oder es iſt eine ſymboliſche Bedeutung in dem Thier, von einer wirklichen oder vermeinten Eigenſchaft deſſelben hergenommen: ſo ſahen wir den mütterlichen Geier zum Erwählten der Neith werden. Endlich wird ein Thier geheiligt, wenn es an der Kultusſtätte des Gottes beſonders häufig und eigenthümlich iſt: daher mag Sevek, das dritte Glied der Urgottheit ſeinen Krokodilkopf haben.

Sevek war der Herr von Ombos. Und wenn wir zu Ombos, oberhalb Theben, rechtes Ufer, vor dem Tempel auf dem ſehr hohen Nilufer ſtehen — der kleinere Tempel iſt bereits hinabgeſtürzt und wird durch einige ſteile Trümmer und die Wirbel unten im Strom noch angedeutet — wenn

wir von dort hinabſehen über den breiten Nil, dann liegen auf deſſen Bänken, wenn's den Beſtien eben warm genug iſt, die Krokodile dutzendweis in ihrer ganzen Länge. Beim Näherkommen einer Barke ſenken ſie ſich langſam, aber nichts weniger als unbeweglich in den Strom. Sie waren hier heilig, während ſie an andern Stellen rückſichtslos verfolgt wurden.

Wir finden in dem Tempel hinter uns den krokodilköpfigen Gott häufig dargeſtellt. Der Tempel, eine maſſenhafte, ſchöne Ruine von halbbegrabenen Säulen mit den eleganten Kapitälen der Ptolomäerzeit, die ihre Decke noch tragen und wie das Geſims ſogar außen noch ihre Farben zeigen. In ſeinen hinteren Räumen iſt der Tempel durch die arabiſche Wüſte bis an die Kapitäle verſchüttet, und wir ſehen weiterhin nichts als die ſtille, immer eigenthümlich ergreifende Wüſte.

Wie wir ſehen werden, iſt Sevek, der Zeitgott, das böſe Prinzip in der Weltentwickelung. Der Urgeiſt iſt gut, heißt Hornophre, der gute Gott, aber in der Viereinigkeit dieſer Urgottheiten, welche die Welt bilden, iſt das Böſe, der Keim der Zerſtörung bereits mit enthalten.

Die vierte Stelle in der Urgottheit behauptet der Urraum oder die Göttin Paſcht, die ausgebreitete, Menhai, ſchrankenloſe, Nebuu, Herrin der Ausdehnung. Hier haben wir endlich das Chaos des Heſiod, den dunkeln Urraum, den er allein aus jener Viereinigkeit gerettet hat.

Die Paſcht wird löwenköpfig dargeſtellt, denn der Löwe bedeutet Wächter und die Göttin des Raums überwacht und

lenkt Alles, was in ihr vorgeht. Sie heißt Auge, das ist Wächterin der Sonne und Züchtigerin der Gottlosen. Sie hütet die Weltordnung und wird darum zur Schicksalsgöttin und Nothwendigkeit, Anagke griechisch und Dike, oder Weltordnung, Adrasteia, die Unentlaufbare und Nyx, die Nacht.

Um an ihre Bedeutung als Raum oder Kluft, wie sie phönikisch Derketo oder Kluft heißt, zu erinnern, sind es namentlich Höhlentempel, die ihr geweiht werden. Wenn man von Beni Hassan in Mittelägypten landeinwärts durch die Wüste und ein steiles Thal des arabischen Wüstengebirgs hinauf reitet, so trifft man zur Rechten auf den Grottentempel der Pascht, den die alten Geographen nach alter Verwechslung Grotte der Artemis nennen. Er hatte vorn zwei Reihen von je vier Pfeilern, von denen die äußere Reihe noch steht. Das Innere ist unvollendet, aber auf der Vorderwand, durch welche die Thür hineinführt, opfern sehr alte Könige, wie Thotmes III., der löwenköpfigen Göttin, der Herrin des Raumes. Es wäre anfangs Zeit, jene Verwechslung mit der katzenköpfigen Bubastis, Artemis, wie wir sehen werden, die eine Figur des jüngsten Kreises ist, aufzugeben.

Unter ihrem phönikischen Namen Ilithyia, die Gebärenmachende, Geburtshelferin, vielleicht weil sie Schicksalsgöttin ist, finden wir oberhalb Theben, rechtes Ufer, noch die Umwallung einer ganzen Stadt, Ilithyia, und in der wüsten Kieselebene zerstreut verschiedene Tempel. Dort, wo also die Phöniker einst herrschten, haben sie der Ilithyia Menschenopfer gebracht, und sowie der Name Ilithyia sich

theils als griechiſche Gottheit der Geburten ſelbſtſtändig findet — wie z. B. Homer, und zwar abermals eine Grotte der Ilithyia auf Kreta erwähnt — oder bald an dieſe, bald an jene Göttin als bloſer Beinamen ſich anhängt, ſo hat auch die beliebte phönikiſche Sitte der Menſchenopfer, die dem Aegypter ein Gräuel ſind, und von dem erſten ſiegenden König des neuen Reichs abgeſchafft wurden, durch die Phöniker ihren Weg nach Griechenland gefunden.

Zu Esne, oberhalb Theben, linkes Ufer, ſteht mitten in der Stadt die großartige Vorhalle eines Tempels, in welchem einſt Paſcht, die Herrin des Raumes, zugleich mit Kneph dem Urgeiſt und mit dem jungen Sohn der beiden, wie wir ſehen werden, dem in die Welt übergegangenen Schöpfergeiſt, verehrt ward. Dieſe Halle, von ſechs Säulen in die Breite und vier in die Tiefe, iſt von außen tief verſchüttet, aber innen geräumt, ſo daß man jetzt auf einer Treppe, wie in einen Keller hinabſteigt. Es ſind rieſenhafte Säulen mit den mannigfaltigen Kapitälen, und von einer Eleganz, welche die Architektur noch zu bewahren wußte, als die Skulptur, wie dieſe Wände ausweiſen, bereits geſunken war. Die Säulen tragen über dem Würfel ihres Kapitäls jene Decke, die zwiſchen ihren Architraven in geraden Reihen jene Thierkreisfiguren darſtellt, den ganzen Sternenhimmel, aber bereits bedeutend mit griechiſchen Anſchauungen untermiſcht.

Es ſind ſpätere römiſche Kaiſer, wie Caracalla, Septimius Severus, welche in den regelrechten Abtheilungen

dieſer Wände vor der Trias von Esne ihre Opfer bringend, wiederholt ſind. Wenn die Raumgöttin in dieſen Skulpturfeldern, welche den Tempel auskleiden, auch immer, wie ſonſt, löwenköpfig dargeſtellt wird, ſo hieß doch die Stadt Esne bei den Griechen Latopolis, davon, daß der Nilfiſch Latos, der gleichfalls die Paſcht vorſtellte, hier Verehrung fand. Auch jene phönikiſche Göttin Derketo, oder Kluft, zu Askalon im Phöniker- oder Philiſterland — wo ſie wirklich auch eine Kluft bei ihrem Tempel hatte — erſcheint fiſchgeſtaltig und war ſehr wahrſcheinlich eins mit der ägyptiſchen Paſcht.

Der griechiſche Reiſende Pauſanias zu Hadrians Zeit, findet zu Phigalia im unzugänglichen Arkadien einen Tempel der Eurynome, wie ſie hieß, der weitherrſchenden, einer Göttin, die von den Hüften abwärts fiſchgeſtaltig war. Der Tempel war nur einmal im Jahre offen, man wußte vor hohem Alterthum nimmer, wen die Figur bedeute. Wir können nicht zweifeln, daß es die Göttin der Weltordnung, die weitherrſchende, fiſchgeſtaltige Herrin des Raumes, die Paſcht war. Es iſt natürlich daß ſolche Lokalkulte, zumal in entlegener Gegend, die aber einsmals den Phönikern nicht entlegen genug war, ſich viel treuer Begriff und Form ihrer Gottheit erhalten, als die fortſchrittsbedürftigen Gebilde von Kunſt und Dichtung.

Alſo derart war die Urgottheit der Aegypter, die viereinige aus Geiſt und Materie, Zeit und Raum. Sie iſt Eins und ungeſondert, nichts anders als die Welt

selbst, deren künftige Entwicklung sie in sich trägt. Und die Welt entwickelt sich in ihrem Innern, indem sie einen Theil der Urgottheit hereinzieht, und zwar in Gestalt eines Riesen-Ei's. Die Weltentstehung aus der Eiform findet sich auch in Griechenland wieder, und zwar aus orphischen, d. h. ägyptischen Quellen, z. B. noch in jener launigen Komödie des Aristophanes, wo die Vögel ihr luftiges Reich aufrichten und ihr Recht auf die Weltherrschaft unter andern daraus begreifen, daß die Welt aus einem Ei entstanden sei.

Die Weltschöpfung, d. h. das stufenweise Eintreten der Urgottheit mit immer neuen Kräften in die Welt, geschieht in ungeheuren Perioden. Die Regierungszeit der ersten innenweltlichen Götter — denn die Aegypter betrachten Aegypten als die Welt, die Götter als Regenten und zählen deren kosmische Regierung in der Reichsgeschichte mit — kann gar nicht gemessen werden. Erst mit der Sonnenschöpfung kann man Jahre zählen, und die Regierung der Sonne betrug dreißigtausend Jahr. Das sind Zahlen, die schon den alten Griechen nicht in den Kopf wollten, sie suchen auf die kläglichste Weise, indem sie die Jahre zu Tagen verbessern, jene Zahlen glaublicher zu machen. Wir sehen abermals eine Großartigkeit der Weltanschauung, die unserer heutigen, gleichfalls mit ungeheuern Perioden rechnenden Naturwissenschaft am nächsten kommt.

Die erste Stufe der in die Welt übergegangenen Urgottheit ist der innenweltliche Schöpfergeist, Menth Harseph, auf griechisch Eros, der himmlische Eros.

Es heißt bei Heſiod, nachdem er voreilig im zweiten bis vierten Vers die Erde und Unterwelt hat werden laſſen:

Eros auch, der im Kreis unſterblicher Götter der Schönſte,
Sanft auflöſend den Ewigen allen und allen den Menſchen
Bändiget tief im Buſen den Geiſt und bedachtſamen Rathſchluß.

Alſo ein Liebesgott, gleich mitten in einer unfertigen Welt? Heſiod weiß in der That nichts weiter mit ihm anzufangen und läßt ihn ſogleich wieder fallen.

Er hat davon läuten hören, daß der Eros, den man zunächſt bei ſeiner helikoniſchen Heimath Askra, unten in Thespiä verehrte, einer der erſtgewordenen Götter ſei. Es war in der That nicht der Knabe der Venus, zu dem Eros anderwärts herabſank, und hat ihn Praxiteles nicht als ſolchen für die Thespier gebildet. Wir haben zu Rom im Vatikan höchſt wahrſcheinlich eine Kopie jener berühmten Statue, die ſich öfter wiederholt findet: den ſchönen ernſten Knaben oder Jüngling, tief ſinnend, mit dem rechts geneigten Haupt, deſſen Lockenſpitzen auf die Schultern reichen. Die Löcher im Rücken der nur im Rumpf erhaltenen Statue deuten Flügel an, die eingeſetzt waren. Das berühmte Vorbild von Praxiteles Hand wurde den Thespiern genommen, zurückgegeben, von Nero wieder genommen und iſt ſein weiteres Schickſal unſicher.

Da ſah der Gott in ſeiner ägyptiſchen Geſtalt allerdings anders aus. Als Schöpfer und Zeugegott iſt er meiſt durch den Phallos bezeichnet, mit den zwei hohen Straußfedern des Amun auf dem Kopf, wie er auf thebiſchen Denkmalen ſo

oft erſcheint. Oder man wählt den beflügelten Skarabäus, Symbol der Fruchtbarkeit und giebt ihm den Widderkopf, um die Verkörperung des Amun Kneph in dieſem Zeugegott anzudeuten. Oder er wird geradezu als Bock dargeſtellt, denn auch der Bock dient als Hieroglyphe der Befruchtungskraft. Seine ägyptiſchen Namen ſind Harſeph, erzeugender Gott; Menth oder Monthu, Schöpfer; Pan, der ausgegoſſene, in die Welt übergegangene Gott.

Den Pan, ſagt Herodot, bilden die Aegypter ganz wie die Griechen mit Ziegenkopf und Bocksfüßen, glauben aber darum nicht, daß er wirklich ſo ausſehe. Pan ſei bei den Aegyptern ein uralter Gott und gehöre zu den acht großen oder erſten. Bei den Griechen, wo er ſeine Bocksfüße gerettet hat, iſt er allerdings zu einem Hirtengott herab geſunken, ohne Erinnerung an ſeine kosmiſche Bedeutung, wenn es nicht die orphiſchen Kosmogonien thun, die eine Uebertragung der ägyptiſchen ſind.

Einen eigenthümlichen Beinamen trägt der Gott in ſeiner Stadt Herment oder Hermonthis, oberhalb Theben, linkes Ufer. Da heißt er Pekie, Pachis, Gemahl, Gemahl ſeiner Mutter, nämlich der Neith, der Urmaterie, welche ihm, dem Schöpfergott, die Sonne gebärt. Eben wieder ein Zeichen, wie dieſe Götter durchaus nicht menſchenähnlich gedacht ſind. Zu Esne, in der großen Vorhalle erſcheint dieſer innenweltliche Schöpfergott als Sohn der Paſcht, der Raumgöttin, hat alſo nicht blos verſchiedene Väter, ſondern auch verſchiedene Mütter, mit denen er ſich ſelbſt wieder

vermählt. Alſo in ſeiner Eigenſchaft als Gemahl ſeiner Mutter oder Pekie war ihm zu Herment ein Ochſe geweiht, der gleichfalls den Namen Pekie oder Pachis trägt, wie immer die heiligen Thiere mit dem oder jenem Beinamen ihres Gottes genannt werden. Zu Herment iſt eine maleriſche Ruine übrig, einzelne Säulengruppen, ſchön vertheilt vor dem wohlerhaltenen Tempelhaus. In deſſen zweitem, kleineren und dunkeln Hintergemach, wo man nur mit Lichtern beikann, iſt auf der Hinterwand die Niederkunft der Göttin, die ſich übrigens hier Reto nennt, eine Form der Paſcht, mit dem jungen Sonnengott zu ſehen. Die Götter ſind bei ihr verſammelt, und unter dieſen die Königin Kleopatra, denn die Niederkunft der Göttin iſt eigentlich nur eine Darſtellung ihrer eigenen mit dem jungen Cäſar, einem neuen Sonnengott. Es iſt eines jener ſymboliſchen Gebärhäuſer, wie ſie ſich öfter neben den großen Tempeln finden. In der äußern Kammer, links beim Herausgehen, erſcheint die Göttin, von Ilithyia, der Geburthelfenden, noch unterſtützt, in der Verſammlung der Götter, wo Amun ihr die Hand reicht. Gegenüber wird der junge Gott dem Monthu, dem Schöpfergott, ſeinem Vater vorgezeigt, und anderen Göttern. Der junge Cäſar iſt überall dabei anweſend.

Harſeph, Monthu oder Pan iſt der geiſtige, die Welt beſeelende Schöpfergott, himmliſcher Eros. In zweiter Stufe, als irdiſchen Weltbildner, kunſtreichen Schöpfer der Einzeldinge, verehrten die Aegypter den Phtah, ihren zweiten Eros, Gott des Urfeuers.

Wenn ſchon der himmliſche Eros ſeine Zeugekraft ſehr augenfällig ausdrückt, ſo wird dieſer irdiſche noch viel toller. Um den Gott darzuſtellen, der im noch ungeordneten Weltzuſtand der Erzeugung der Dinge vorſteht, bildet man die Geſtalt eines ungeborenen Kindes mit dickem Kopf, ſchwachen Füßen und giebt ihm den Phallos. So ſah das Bild aus im Tempel zu Memphis, worüber der rationale Tyrann Kambyſes in ein Gelächter ausbrach. Heilig war ihm der Skarabäos, von dem man glaubte, daß er durch bloſes Bilden einer Miſtkugel ſich fortpflanze, ohne Weibchen, Symbol der Zeugung. Ihn trägt Phtah, wenn er in Mannesgeſtalt auftritt, zuweilen ſtatt des Kopfs.

Von dem Tempel in Memphis, einſt dem umfaſſendſten Heiligthum Aegyptens, an dem die Könige Jahrtauſende lang ihre Vorhallen in allen Himmelsrichtungen anſetzten, ſehen wir nichts mehr. Das gegenüberliegende Kairo, wie es die Pyramiden ihrer Bekleidung beraubte, hat auch die Trümmer von Memphis aufgebraucht. Unter dem hohen, herrlichen Palmenwald und einem im Winter herrlich feinen Raſenteppich mögen die Grundquadern des Phtahtempels liegen.

Den Phtah nennen die Griechen niemals anders als Hephaiſtos. Die Namen ſtimmen auch hinreichend. Aus dem kunſtreichen Bildner der materiellen Welt iſt im Griechiſchen ein kunſtreicher Götterſchmied geworden. Seine ſchwachen, hinkenden Beine, für welche man unterſchiedliche Sagen zur Erklärung aufſucht, ſind augenſcheinlich in der

ägyptiſchen Zwergfigur ſchon enthalten. Verehrt ward er in Griechenland an manchen Stellen, wo das natürliche, unterirdiſche Weltfeuer zu Tage brach, wie auf der Inſel Lemnos.

Alſo Amun Kneph, der Urgeiſt war zu den beiden innenweltlichen Schöpfungsmächten, Menth Harſeph und Phtah geworden. Jetzt war die Reihe an Neith, der Urmaterie, ſich innenweltlich zu entwickeln, und ſie ſondert aus ihren feinern Theilen das Himmelsgewölbe, aus den gröberen den Erdboden ab. Natürlich bleibt ſie, ſo gut wie Amun, der weltumfaſſende Geiſt auch außerhalb übrig — es ſind jene reinen Himmelsgewäſſer über der Veſte, wie die hebräiſchen Bücher in ihrer Schöpfungsgeſchichte ſie anführen.

Der Himmel, Pe, wird gewöhnlich durch eine weibliche Figur vorgeſtellt, die ſich mit Kopf und Armen vorn überbeugt, um die Himmelswölbung auszudrücken, die nackte Figur entweder gelb auf blauem Grund oder blau mit rothen Planetenſcheiben auf dem Leib. Oft ſind es mehrere ſolcher Figuren, die innerhalb der größten Leibesbiegung in immer kleineren Kreiſen ſich um ſich ſelber biegen, alſo verſchiedene Himmelsgewölbe übereinander darſtellend. Natürlich, wenn man alle Sterne des Fixſternhimmels, die man in der Kryſtallſchaale befeſtigt denkt, dieſelbe Richtung im Umſchwung verfolgen ſah, ſo fand man doch andre Weltkörper, wie den Mond, die in anderer Richtung ſich bewegen. Alſo muß für den Mond, und natürlich auch für die Sonne, eine neue Kryſtallwölbung gedacht werden. In älterer Zeit

ſind es nur dieſe drei — ſpäter als man die Planeten unterſchied, die gleichfalls einen eigenen Gang und Willen verfolgen, mußte man für jeden derſelben eine neue Wölbung annehmen, alſo acht Himmelsgewölbe, da man fünf Planeten kannte. Bekanntlich war dies auch die griechiſche Anſicht, — Anſicht der wiſſenſchaftlichen Aſtronomie.

Die Erdgöttin Anuke iſt eine weibliche Figur mit einer Krone von bunten Blättern auf dem Kopf. Die Erde dachten ſich die Aegypter zuerſt vermuthlich als Scheibe mit langen, in die Unterwelt reichenden Wurzeln — denn Heſiod denkt ſie ebenſo und ein ägyptiſcher Ausdruck bezeichnet die Erde als eine im Raum freiſchwebende Eiche, deren Blätterkrone natürlich unſer Erdboden iſt. Daraus konnte der Begriff der Kugel ſich leicht entwickeln, den ſchon Pythagoras kennt.

Den Namen Anuke finden wir in jener Stadtgöttin von Theben, der Hauptſtadt Böotiens, in jener Pallas Ogka wieder. Die griechiſche Athene oder Pallas wie wir geſehen haben iſt die ägyptiſche Neith, Göttin der Urmaterie. Eine Verkörperung jener Neith iſt die Erde — die Erde, Anuka als Neith, oder Neith Anuka, das iſt Athene Ogka. Wir werden uns um ſo weniger verwundern, dieſe Figur im griechiſchen Theben zu finden, als dieſe Stadt, wie bekannt, eine phönikiſche Kolonie iſt.

Durch die Bildung des Himmelsgewölbes, das natürlich auch unter der Erde herumreicht, entſtehen zwei große innenweltliche Räume, d. h. Paſcht, die Göttin des Urraums

iſt in die Welt eingetreten. Der erleuchtete obere Raum, alſo ein Theil der Paſcht, iſt die Göttin Sate, wörtlich die Helle, und der dunkle untere Raum iſt die Göttin Hathor: wörtlich: Wohnung des Sonnengotts.

Es heißt bei Heſiod:

Erebos ward aus dem Chaos, es ward die dunkele Nacht auch,
Aus der Nacht iſt Aether und Hemera wieder geworden —

Alſo trennt er noch, und ganz gut, eine feſtſtehende Unterwelt, Erebos, von der Nacht, die ſich um die Erde herumwälzt und den hellen oberen Raum, den er Aether nennt, von Hemera, der Göttin des Tages, die gleichfalls unterwegs iſt. Wie es anderswo heißt:

Wo die Nacht und Hemera näher ſich wandelnd
Eine die andre begrüßt, um die eherne, mächtige Schwelle
Schwingend im Lauf. Wann die Eine hinabſteigt, gehet die Andre
Schon aus der Pfort' und nie ſind im Innern beide beherbergt.

Die ägyptiſche Hathor, Göttin der Unterwelt, in deren Reich ſo viel Bedeutungsvolles vorgeht, wie das Seelengericht, mußte natürlich eine größere Bedeutung gewinnen, als die weniger oft genannte Tagesgöttin. Ihren großartigſten Tempel hatte ſie zu Denderah, unterhalb Theben, linkes Ufer.

Wenn man von Keneh, einer größeren Stadt, ſammt ſeinem Eſel über den Nil geſetzt und eine weite Büffelweide durchritten hat, erſcheint endlich am Rande der libyſchen

Wüſte, durch einen großartigen einſamen Pylon angekündet, hinter den Erdſchuttbergen eines verlaſſenen Dorfes der gelbe Tempel. Ich weiß nichts Impoſanteres als ſeine Vorhalle, ähnlich wie in Esne, ſechs Säulen in die Breite, die in der Mitte durch etwas größeren Zwiſchenraum ſich trennen, und vier in die Tiefe. Man ſteigt, wie zu Esne, kellerartig hinab.

Aber dieſe ſkulpturbedeckten, einſt feinbemalten Säulen zeigen als Kapitäl nach vier Seiten das Angeſicht der Hathor, in ihren Kopfputz gebettet, deſſen überhängende Drappirung nach unten ſcharf abgeſchnitten iſt. Das bringt die charaktervollſten Schatten hervor. Der pyramidal geneigte Würfelaufſatz des Kapitäls iſt von vier Seiten mit jener Tempelpforte bekleidet, welche Hathor auf dem Kopf trägt. Die Wirkung iſt in der That meduſenhaft.

Vorn auf dem Architrav der Tempelfronte ſehen wir von zwei Seiten eine Proceſſion von Göttern, die ſich auf Hathor und ihren Gemahl, den Sonnengott zubewegt, welche zweimal, nach beiden Seiten gewandt, in der Mitte ſitzen. Wo Hathor, wie auf dem Pylonwürfel jener Kapitäle, mit einem Kind abgebildet iſt, während ſie ein Opfer annimmt, da iſt es Ehu, der junge Gott des Tages, aus dem die griechiſche Eos geworden iſt.

Der Tempel, mit all ſeinen Hallen, Kammern, Treppen, Gängen, vortrefflich erhalten, zeigt auf ſeiner Hinterwand nach außen die großen Figuren der berühmten Kleopatra — iſt das die berühmte Schönheit? — und ihren Sohn,

den jungen Cäsar, vor denselben Göttern. Die große Vorhalle ist von Kaiser Tiberius erbaut, und wiederholt nur diesen in ihren Wandskulpturen als Opferbringer.

Hathor wird von den Griechen Aphrodite genannt. Wenn nun auch die griechische Aphrodite, wie wir sehen werden, von ganz anderer Herkunft ist, so läßt sich doch aus dem Begriff der Nacht und des befruchtenden, nächtlichen Thaues eine Vergleichung gewinnen. Aber die Schlingen, die man zuweilen in ihren Händen sieht, dürften doch etwas anderes als Liebesschlingen sein. Die Pascht, wie wir wissen, die große Raumgöttin, ist Hüterin der Weltordnung und vermuthlich Eri-n-ose, Auge oder Wächterin der Vergeltung, Erinnys. Auch die beiden untergeordneten Räume haben dieselbe Aufgabe, zumal die Ueberwachung des Sonnenlaufs, die auch den griechischen drei Erinnyen zukommt. Wir finden also in den drei ägyptischen Raumgottheiten die schreckliche Dreiheit der griechischen Rachegöttinnen bis auf den Namen wieder.

Wir haben erzählt, wie der Urgeist Amun Kneph in den beiden innenweltlichen Schöpfungskräften, dem Menth Harseph Pan, dem Schöpfergeist und dem Phtah, oder dem Urfeuer, sich weiterpflanzt; wie die Urmaterie Neith sich in Himmel und Erde verkörpert; wie die Raumgöttin Pascht sich in die innenweltlichen Räume, den oberen und den unteren eintheilt — nun ist außerhalb noch die Urzeit Sevek übrig, ein Gott, der sich gleichfalls verkörpert in den großen Zeiteintheilern Sonne und Mond — wenigstens zusammen mit den andern Göttern.

Die ganze Lehre vom Sonnengott giebt am vollständigsten ein seltsames Bild, das sich in Champollions ägyptischem Pantheon findet und von Röth erklärt ist. Es stammt von einer bemalten Leinwand — ein schlagendes Beispiel, wie die Aegypter, um möglichst viel Sinn hineinzulegen, auch jede Rücksicht auf äußere Schönheit opfern.

Um die Sonne, den Gott Re, als Verkörperung des Urgeistes, des Amun Kneph darzustellen, trägt die Figur das menschliche, nach links gewandte Haupt des Amun mit den beiden hohen, geraden Straußfedern über zwei flach gekrümmten Widderhörnern. Hinter diesem gelben Haupt erscheint die rothe Sonnenscheibe, mit vier gelben Widderköpfen auf jeder Seite, die herausragen, um die acht Geister zu bezeichnen, die in der Sonne wohnen, denn der Widder ist die Hieroglyphe für Bai, Geist. Um den Sonnengott als Phtah, als Verkörperung des Gottes der Urwärme darzustellen, des zweiten und irdischen Weltbildners, erhält er als Leib den Käferleib des Phtah mit vier ausgespannten Flügeln, das Ganze blau, mit gelber Zeichnung und Einfassung. Aber die Sonne ist auch Verkörperung des ersten himmlischen, in die Welt übergegangenen Schöpfergeistes, darum hat die Figur links unter dem Käferleib den Phallos, Symbol jenes Pan oder Menth Harseph. Unter den ausgespannten Käferflügeln, hat der Leib noch die gesenkten Flügel und zur Rechten das Schwanzende des Sperbers, weil der Sperber den sichtbar gewordenen Gott bezeichnet und gewohntes Sonnensymbol ist. Gleichfalls zur Rechten

iſt das Schwanzende des Krokodils angebracht, weil die Sonne auch Verkörperung der Urzeit iſt, das Krokodil aber Zeichen des Urzeitgottes Sevek. Der ganze Leib ruht auf Löwenfüßen und zeigt den Löwenſchweif, weil die Sonne Löwe oder Wächter des Himmels heißt. Außer den erſten zwei Armen, die in ſeiner Stellung als Menth Harſeph nöthig ſind, erhält die Figur über den Flügeln noch zwei andere ausgeſtreckte, um mit dem rechten die Geißel des Amun, gewohntes Götterattribut, und mit dem linken den Kukuphaſtab, Symbol der Reinheit, mit einem Bündel hieroglyphiſcher Geräthe, die auf ſeine kosmiſchen Thaten ſich beziehen, zu halten. Ein Halbkreis von rothen Tropfen, die das farbige Sonnenlicht bezeichnen, geht von den zwei Schlänglein aus, in welche die Straußfedern enden, und umfaßt das Ganze.

Gewöhnlich iſt die Darſtellung natürlich eine viel einfachere. Unzählig oft und über jedem Eingang erſcheint die rothe, von Schlangen, dem Zeichen königlicher Macht, umgebene Sonnenſcheibe mit den bunten, ausgeſpannten Flügeln. Der Sperber mit der ungeflügelten Sonnenſcheibe auf dem Kopf umfaßt die Könige oder Königsnamen ſchützend mit ſeinen Schwingen, oder die ſperberköpfige Menſchengeſtalt des Gottes gießt ihre heilige Weihe über's Haupt der Könige. Aber wenn der Sonnengott die unentbehrlichſte und populärſte Gottheit iſt, ſeine Bilder in der Sphinxgeſtalt ſich zu ganzen Alleen ausdehnen, ſo ſind es doch noch einige Kultusſtätten, die wir beſonders heimſuchen müſſen.

Seinen großartigſten Tempel, einen Höhlentempel, hatte der Sonnengott zu Abu Simbel in Nubien. Die ſchiefe Bergwand des linken Nilufers iſt zu einer ſenkrechten Niſche ausgemeißelt, in welcher vier, ſechszig Fuß hohe Koloſſe des Königs Rhamſes Seſoſtris, zwei auf jeder Seite des Eingangs, der ſich tief zwiſchen ihren Thronen öffnet, ſitzen. Die zwei zur Rechten ſind durch den Sand, der vom Gebirge drückt, der auch den Tempel ſchon angefüllt hatte, faſt verſchüttet. Der Erſte zur Linken iſt verſtümmelt, aber der letzte und freieſte links zeigt in wunderbarer Arbeit die ſchönen Züge des Königs. Ueber dem Thor, dazwiſchen in noch tieferer, ſchmaler Niſche ſteht der ſperberköpfige Sonnengott, dem von beiden Seiten außerhalb der eingeſchnittene Umriß deſſelben Königs eine kleine Götterſtatue darbringt.

Das Innere iſt eine Haupthalle von acht Oſiridenpfeilern geſtützt, und zeigt an ihren Wänden in reichen Farben die Siegesthaten des großen Königs, der dieſen Tempel dem Sonnengott, oder beſſer ſich ſelbſt unter deſſen Geſtalt geweiht hat.

Zur Rechten iſt der kleinere Höhlentempel, vor deſſen Front ſechs ſtehende Koloſſe gegen den Berg lehnen — ihn weihte die Gemahlin des Seſoſtris der Göttin Hathor, gleichfalls eine Figur, unter deren Namen eine ägyptiſche Königin ſich paſſend konnte verehren laſſen.

Einen andern großartigen Tempel hat der Sonnengott unter dem Namen Horhat, Horus des Nordens, oberhalb Theben auf dem linken Ufer zu Edfu, halbwegs nach den

Katarakten. Die ungeheuern Pyramidalthürme, welche die Pforte zwiſchen ſich nehmen, ſind die höchſten verhältnißmäßig in Aegypten. Es folgt ein verſchütteter Hof, von Säulenhallen rechts und links geſäumt, bis zur hohen Säulenvorhalle des Tempels. Es liegt noch immer ein bewohntes Dorf auf ſeiner Platte, das ſeinen Unrath hindurchwirft, ſo daß kaum die rieſenhaften Kapitäle noch aus dem trocknen Koth ragen. Aber ſo imponirend die Architektur iſt, und ſo ſchön die Ausſicht, die man von jenen mit ihren Treppen vollſtändig erhaltenen Pylonthürmen auf die wohlbewäſſerte, grüne Gegend hat, ſo entbehren doch dieſe ptolemäiſchen Tempel zu ſehr eine hiſtoriſche Weihe, um wie ein Seſoſtrisdenkmal wirken zu können. Wir ſehen auf der Vorderwand der Pylonthürme die rieſenhaften Figuren des ptolemäiſchen Erbauers den gleich großen Göttern opfern, aber niemals eine hiſtoriſche Erinnerung.

Wenn die Sonne Horhat, oder Horus, d. h. Gott des Nordens heißt, dann iſt die Herrſchaft des Sonnengotts in ſeiner Stadt On, griechiſch Heliopolis, Sonnenſtadt im Delta gemeint. Von Kairo führt ein reizender Ritt nordwärts dahin, durch Wüſte und Mimoſen oder Gummibaumalleen, durch blühende Felder und längs des Orangenwalds, der die nahe arabiſche Wüſte verdeckt und den erquicklichen Wüſtenwind noch koſtbarer macht. Wir können dem Wall von Heliopolis noch nachgehn, das einſt der Sitz der Prieſterweisheit und ihrer Schulen war, wohin Herodot kam, weil ſie die Erfahrenſten ſeien in alten Geſchichten. Von

den vielen Obelisken, die einst hier standen und in alle Welt verschleppt wurden, ist nur ein Einziger noch auf dem Platz, gerade der älteste, den wir überhaupt haben. Er steht in einem üppigen Orangengarten beim Dorf und zeigt die Namensringe des Königs Osortasen, vom Ende des alten Reichs im 23. Jahrhundert.

Ein anderer, sehr schöner steht dort, wo von Piazza del Populo aus die Stadt Rom dem von Norden Kommenden sich großartig in drei Hauptstraßen öffnet. Seine Hieroglyphenkolonnen nennen mit langen Titeln den König Seti, dessen Denkmalen wir in Theben begegnet sind, und den König Rhamses Sesostris, seinen Sohn — gehören also beiden Regierungen an. Wir sehen die Könige knieend ihr Opfer dem sperberköpfigen Sonnengott bringen, oder dem menschenköpfigen, der den Namen Atmu, der Strahlende, trägt. Atmu heißt der Sonnengott namentlich auf seiner unterweltlichen Bahn.

Der Sonnengott, an dessen Hof zu Heliopolis jene Priesterweisheit blühte, war den Aegyptern nicht blos Quell des äußeren, sondern auch des geistigen Lichtes. Schon vor der Sündfluth hatte die Sonne oder Thot, der dreimal große Lichtgott, wie sie zuweilen genannt wird, die heiligen Bücher der Aegypter in heiliger Sprache auf Steintafeln geschrieben, die von Thot dem zweimal großen, oder dem Mondgott, in die gewöhnliche Sprache übersetzt wurden.

Von all diesen schönen Dingen und Bedeutungen des Sonnengotts haben die Hellenen nichts. Sie besaßen bereits

eine Naturreligion aſiatiſcher oder ſog. indogermaniſcher Herkunft, bevor die Phöniker kamen. Darin fehlen natürlich Sonne und Mond, Helios und Selene, nicht. Dem griechiſchen Sonnengott gehörte z. B. die ganze Inſel Rhodos, die er aus dem Grund heraufwachſen ſah und für ſich beſtimmte, als er bei der Theilung der Welt war vergeſſen worden, die natürlich größtentheils jenen hiſtoriſchen Göttern zufiel. Am Hafen von Rhodos ſtand jener berühmte, aber bald von einem Erdbeben umgeſtürzte Sonnenkoloß. Wir werden jetzt zwiſchen den mittelalterlichen Burgen und Thürmen jenes Hafens uns vergebens nach der Stelle umſehn.

Alſo Thot, der dreimal große Leuchtende, oder die Sonne, überliefert Thot, dem zweimal großen Lichtgott, oder dem Mond, nicht allein das phyſiſche, ſondern auch das geiſtige Licht. Joh Thot, Joh der Leuchtende iſt der achte und letzte der großen kosmiſchen Götter.

Dargeſtellt wird der Mondgott bald als gelbe Mondſcheibe auf einer desgleichen Barke, bald ſperberköpfig mit der Mondſcheibe darüber, bald als jugendlicher Gott, dem die große Haarflechte, das Zeichen ſeines Alters, über die rechte Seite hängt, gleichfalls mit der Mondſcheibe, die in einer Mondſichel ruht, auf dem Kopf, oder endlich ibisköpfig, denn der Ibis, Chib iſt die Hieroglyphe ſeines Namens Chonſu, Regler des Monats. So, mit dem langen Ibisſchnabel erſcheint er namentlich immer als Schreiber beim Seelengericht. Die ägyptiſchen Schreiber waren eine ſo vornehme Klaſſe, daß ſie in der Region der Götter minde-

ſtens durch den Mondgott Chonſu, den Schreiber in den Räumen der Wahrheit und der Reinheit, vertreten ſein mußten.

So wie dem Sonnengott in ſeiner Stadt Heliopolis ein heiliger Ochſe ernährt wurde, mit Namen Mnevis, ſo hatte der Mondgott Joh zu Memphis ſeinen berühmten Ochſen Apis. Auf dem Deckel eines Mumienſargs in Turin, wo beide abgebildet ſind, iſt der erſte gelb, mit der rothen, von Straußfedern überragten Sonnenſcheibe auf dem Kopf, und der Apis ſchwarz, mit der gelben, alſo der Mondſcheibe, zwiſchen den Hörnern. Er hatte am Hephaiſtostempel zu Memphis, wie Herodot erzählt, ſeinen reichgeſchmückten Hof, deſſen Gallerien ſtatt von Pfeilern durch Koloſſe geſtützt waren. Der Apis trägt wie ſämmtliche heiligen Ochſen ꝛc. einen Beinamen ſeines Herrn als Namen — denn Apis, Hapi, iſt Richter, Todtenrichter, und bezeichnet den Mondgott in ſeinem unterirdiſchen Amt.

Wenn die Hellenen keinen Sonnengott von den Aegyptern annehmen, weil ſie bereits damit verſehen ſind, ſo können ſie noch viel weniger einen Mondgott brauchen, da der Mond in ihrer Sprache ein weibliches Weſen iſt, und als Göttin Selene ſich bereits eingeführt hatte. Aber die Griechen nennen dieſen unſern ägyptiſchen Thot den zweimal großen in ihrer Sprache Hermes und ſeine Stadt Achmunein Hermopolis. Herodot fragt, woher es wohl komme, daß die Griechen dem Hermes den Phallos geben? Er meint, die Pelasger hätten das eingeführt, und man erzähle eine heilige

Sage darüber in den Myſterien zu Samothrake. Ich denke, wir wiſſen nun, woher dieſe Hermen, die in allen Feldern und Gaſſen ſtanden, ihren Phallos haben. Sie bedeuten den Mondgott, von deſſen befeuchtendem Licht und nächtlichem Thau alles Wachsthum bedingt iſt. Aber mit dieſem phalliſchen Hermes dürfen wir den homeriſchen Götterboten nicht verwechſeln. Er trägt nur denſelben Namen, weil ſein ägyptiſches Vorbild, Thot der einmalgroße, gleichfalls denſelben Namen mit Thot dem zweimalgroßen, oder dem Mondgott trägt.

VI.

Aegypten und die griechiſche Religion.

Heſiod II.

Alſo die acht großen kosmiſchen Götter, aus denen die ägyptiſche Welt ſich zuſammenſetzt, waren vorhanden: der innenweltliche, weltbeſeelende, geiſtige Schöpfergott Menth Harſeph Pan, griechiſch Eros, und das Urfeuer Phtah, griechiſch Hephaiſtos; die Himmelsgöttin Pe und die Erde, Anuke; der obere helle Raum, oder die Göttin Sate, der dunkle untere Raum oder die Göttin Hathor; der Sonnengott Re und der Mondgott Joh.

Die Erde wird von den beiden Schöpfungsgöttern Pan und Phtah, dem himmliſchen und dem irdiſchen Eros nun in's Einzelne ausgebildet — Pan, die erſte Kraft des in die Welt übergegangenen Urgeiſtes, und Phath, der erſte Erzeugte derſelben, — Gott des Urfeuers und materieller Weltbildner innerhalb der Welt.

Wie Pherekydes von Syra, jener Vorgänger des Pythagoras im Ueberliefern ägyptiſcher Weisheit, erzählt: Zeus, d. h. Amun habe der Erde ihr jetziges Ehrengewand gegeben,

indem er auf einen großen und ſchönen Mantel das Land und den Ogenos, das iſt Okeanos, Okkam der Nil, und die Gemächer des Nils eingewirkt und dieſen Mantel über eine geflügelte Eiche ausgebreitet habe. Die geflügelte, frei im Raum ſchwebende Eiche iſt die Erde.

Außerhalb der Welt, die aus jenen acht innenweltlichen Göttern ſich zuſammenſetzt, war die Urgottheit: Amun Kneph, der Urgeiſt; Neith, das Himmelsgewäſſer; Sevek, die Urzeit, und Paſcht, der Urraum zurückgeblieben. Dieſe treten noch einmal in die fertige Welt herein und verkörpern ſich in Aegypten.

Und zwar der gute Urgeiſt wird zum Nilſtrom, weil alles Gute vom Nil unzertrennlich iſt — als Okkam, Okeanos, griechiſch Agathodämon, der gute Gott. Und ſeine Gemahlin Neith, die Urmaterie, das Himmelsgewäſſer wird zur Nilgöttin Okeame, oder Netpe, d. h. Neith des Himmels. Alſo der ägyptiſche Name des Nil iſt Okkam, Okeanos, und ſein phönikiſcher iſt Nahal, Nil oder Nahar, wie er im alten Teſtament immer heißt: der Strom. Aus dem Nahar gewinnen die Griechen ihren Meeresalten Nereus. Seine Gemahlin, die Nilgöttin Netpe, welcher die griechiſche Göttermutter Rhea, deren Namen Rhea die Fließende nur eine Ueberſetzung iſt, am nächſten entſpricht, hat im Griechiſchen, wie wir ſehen werden, zu einer ganzen Reihe von Figuren, wie Demeter, Aſteria ꝛc. ſich entwickelt.

Außer Amun Kneph und Neith, Urgeiſt und Urgewäſſer, die alſo zu Nilgott und Nilgöttin werden, laſſen auch die

zwei andern Glieder jener uranfänglichen Viereinigkeit, der Gott der Urzeit und die Göttin des Urraums ſich in Aegypten nieder. Die Urzeit Sevek wird zur irdiſchen Zeit, Seb, wörtlich Zeit, griechiſch Kronos — natürlich mit den drei Jahreszeiten, welche der Nil bedingt, den Zeiten der Ueberſchwemmung, des Wachsthums und der Dürre, iſt die unendliche Zeit auf der Erde verkörpert eingekehrt. Und die Göttin des Urraums, die Paſcht, welche das Weltſchickſal leitet, ſie wird zur Hüterin irdiſcher Weltordnung unter dem Namen Reto, die Leto der Griechen — auf der Erde ſich verkörpernd, weil die Weltgeſchichte von nun an hier ſpielen wird.

Wir können bei Heſiod, in dem wir erſt wenige Zeilen vorgedrungen ſind, für dieſe Entwicklung, die wir bei ihm nicht anſprechen dürfen, doch eine genügende Probe halten. Nämlich, nachdem er erzählt, wie die Erde ihre Gebirge und Meere aus ſich hervorgebracht habe, fährt er fort:

Aber nach dieſem
Zeugte der Himmel mit ihr des Okeanos wirbelnde Tiefe,
Koios auch und Kreios, Japetos und Hyperion,
Theia ſodann und Rheia, Mnemoſyne dann und die Themis,
Phöbe, die goldbekränzte darauf und die liebliche Thetys,
Dann erwuchs auch der jüngſte, der unausforſchliche Kronos ꝛc.

Heſiod zählt eine Reihe Namen auf, deren Sinn er nicht verſteht, nicht weiß, daß er ſie zum Theil in ihrem Inhalt ſchon verwerthet hat, die er aber gewiſſenhaft feſthält. Sie ſind nichts als eben die zwölf großen Götter des

ägyptiſchen Syſtems, die wir durchgenommen haben und die hier, außerhalb ihrer Bedeutung, eine höchſt überflüſſige Rolle ſpielen.

Es iſt Kreios — Krios heißt Widder, iſt alſo der widderköpfige Amun als in die Welt übergegangener erſter Schöpfergeiſt. Koios, der Glühende, Brennende iſt eine Ueberſetzung von Phtah, Feuer, alſo der zweite Zeugegott, Phtah, die Urwärme. Hyperion, der drüberhin Wandelnde iſt der Sonnengott, und Japetos, Joh pe Thot, iſt Joh der Leuchtende oder der Mondgott. Die Göttin Theia, welche dem Hyperion, dem Sonnengott, bei Heſiod die Eos, die Morgenröthe gebärt, iſt die ägyptiſche Hathor, welche gleichfalls dem Sonnengott den Ehu, den jungen Gott des Tages gebärt. Phöbe, die Leuchtende iſt eine Ueberſetzung von Sate, der Göttin des Tagraums, Sate, die Helle. Rhea iſt die Fließende, und entſpricht auf's genaueſte als Göttermutter jener Netpe, Neith des Himmels, Göttin der Himmelsgewäſſer und des Nilſtroms. Okeanos iſt Okkam, der Nil. Thetys, die Nährmutter, Amme, iſt ein Beiname, welcher der Leto oder Neto, jener irdiſchen Verkörperung der Raum- und Schickſalsgöttin zukommt, denn bei ihr, wie wir ſehen werden, finden in der Folge unterſchiedliche verfolgte Götterkinder Schutz. Endlich Kronos iſt der ägyptiſche Seb, irdiſche Verkörperung des Zeitgotts. So fehlen nur noch Himmel und Erde, um die Zwölfzahl der großen kosmiſchen Götter, nämlich jener acht innenweltlichen, welche dieſe Welt bilden, und jener vier, welche Verkörperung

der Urgottheit ſind, voll zu machen. Heſiod macht Himmel und Erde zu den Eltern der ganzen Zahl und ſchiebt ſtatt ihrer die beiden Muſen, Mnemoſyne und Themis, von denen wir ſpäter ſprechen, ein.

Dieſe zwölf Götter, alſo weſentlich aus den acht großen kosmiſchen Göttern der Aegypter und den vier Formen jener in Aegypten verkörperten Urgottheit beſtehend, heißen bei den Griechen: Titanen — ein ägyptiſches Wort, das aber für die Griechen nichts bedeutet als „Aeltere Götter, Götter der erſten Generation," die großen Lords der Schöpfung. Das Wörtchen: Warum? das in Aegypten überall ſo ſtreng Befriedigung fordert und erhält, findet im Griechiſchen nicht mehr ſtatt. Genug, es iſt ſo, es giebt Titanen und ihre Namen ſind gewiſſenhaft zu bewahren.

Sowohl die acht kosmiſchen, innenweltlichen Götter, welche Theile der Welt bilden, als die in Aegypten niedergeſtiegene Urgottheit mit ihren vier Formen haben zahlreiche Nachkommenſchaft bei den Aegyptern.

Von den Achten leitet man jene zweite Generation innenweltlicher Götter, die aus der Anſchauung eines fertigen Staatslebens hervorgegangen — wie den Gott der Prieſterwiſſenſchaft, den Gott der Dichtkunſt, den Gott der Heilkunde, die Göttin der Gerechtigkeit ꝛc. Es ſind bereits Figuren, denen eine hiſtoriſche, menſchliche Perſönlichkeit zu Grunde liegt. Wir lernen ſo begreifen, wie es möglich war, daß Figuren, wie die Muſen, einen wirklichen Kultus gewinnen, die Muſen, denen auch in griechiſchen Statuen oft die Feder

noch aus dem Kopfe wächſt, die im Aegyptiſchen der Anfangsbuchſtabe ihres Namens war, und als ſolcher von Me oder Tme, der Muſe Themis, auf dem Kopf getragen wird.

Eine dritte Generation von Göttern, als dritte Schicht des Syſtems, ſtammt von jener in Aegypten niedergeſtiegenen Urgottheit in ihren Formen als Nilgott und Nilgöttin, irdiſche Zeit und irdiſche Raumordnung. Es iſt die Familie des Oſiris — wie wir ſehen werden, ein vergöttertes, vorhiſtoriſches Königsgeſchlecht, das im Götterſyſtem an jene älteren Schichten der kosmiſchen Götter ſich anſchließt, weſentlich Einer Natur mit der zweiten Generation, jenen aus dem Staatsleben abſtrahirten Götterbegriffen — nur daß bei dieſer dritten, jünger gedachten Klaſſe die reiche Sagengeſchichte des alten Königshauſes das vorwiegende Element iſt.

Wir kommen darauf ſpäter. Genug, daß dieſe Götter — Oſiris und ſeine Geſchwiſter werden als Kinder der Nilgöttin Netpe von verſchiedenen Vätern gefaßt — genug, daß ſie vorhanden ſind und die junge Erde bewohnen ſammt jenen zahlreichen ſeligen Geiſtern und Dämonen, die wohl gleichfalls vom Nil Okeanos ſtammen. Der Nilgott, der herabgeſtiegene gute Urgeiſt, Agathodämon bei den Griechen, hat jetzt die Herrſchaft, welche früher das Urfeuer Phtah, und nach ihm die Sonne hatte. Es iſt das goldene Alter, wo noch kein Böſes erſcheint — wo es nur Götter und noch keine Menſchen giebt, oder die reinen Menſchenſeelen, vor ihrem Fall, in der Gemeinſchaft der Götter wohnen, mit denen ſie Eines Geſchlechtes ſind.

Aber es ſollte bald anders werden. Es war der Zeitgott, welcher in Aegypten ſich verkörpert niedergelaſſen hatte, als Seb, griechiſch Kronos, und jeder weiteren kosmiſchen Erzeugung zuerſt Halt geboten durch die Entmannung des innenweltlichen Schöpfergeiſtes Menth Harſeph Pan. Natürlich, wenn die Welt einmal fertig und eingerichtet iſt, kann kein geniales Neuerzeugen mehr ſtatt finden. Die Entmannungsgeſchichte iſt bei Heſiod beſchrieben. Nämlich Gäa, die Erde, von welcher Heſiod alle kosmiſchen Geburten ableitet — ſtatt, wie im Aegyptiſchen, von der Neith, der Urmaterie, von der die Erde nur eine Ausſonderung iſt — dieſe Erde Gäa iſt dem Erzeuger ihrer Kinder, bei Heſiod Uranos, der Himmel, ſtatt des ägyptiſchen Menth Harſeph, des Schöpfergeiſtes, gram. Man weiß nicht warum, aber es iſt offenbar die Furcht vor neuen übermäßigen Geburten. Sie hat ihm zuletzt noch drei Giganten, das ſind drei fünfzigköpfige, hundertarmige Rieſen geboren — ägyptiſch Apophi, Rieſen, gleichfalls Söhne der Erde — und will nicht mehr. Sie fordert ihre Kinder zur Abhülfe auf, aber alle haben Angſt, außer Kronos, der die That vollführt.

Aber wenn es nothwendig war, daß die neuen übermäßigen Schöpfungen ein Ziel finden, damit jener ſelige Weltzuſtand unter Agothodämons, des guten Nilgeiſtes Herrſchaft eintreten konnte, ſo richtet die Zeit ihre Zerſtörung auch gegen dieſen glücklichen Weltzuſtand ſelbſt. Der ägyptiſche Seb Kronos in Schlangengeſtalt — es iſt die Schlange des hebräiſchen Paradieſes — bringt den erſten Riß in jenes

goldene Alter, verführt die Geiſter, und beginnt mit einem Heer von abgefallenen Göttern und Geiſtern und mit Hülfe der Giganten, der Söhne der Erde, den Kampf gegen die guten Götter.

Der Kampf dauerte lang, denn die Herrſchaft des Seb oder Kronos — das Vorwalten der zerſtörenden Zeit — dauert ſo lang als die Herrſchaft des guten Nilgottes Agathodämon. Des Kronos Kinder von der Nilgöttin Netpe, Oſiris, Typhon ꝛc. und ihre Mutter Netpe Rhea ſelbſt kämpfen mit den guten Göttern gegen ihren Vater Kronos, der endlich in den Nil geſtürzt und in den Tartarus verſtoßen wird. Die zerſtörende Zeit kann zwar nicht vernichtet, aber doch beſchränkt werden.

Was iſt im Griechiſchen aus dieſer kosmiſchen Kataſtrophe geworden? Der Kampf der Kroniden, der Kinder des Kronos, gegen ihren Vater iſt richtig erhalten. Aber Kronos, obgleich dieſer ſein Name nichts anderes als „die Zeit" bedeutet, alſo nur eine Ueberſetzung des ägyptiſchen Namens Seb iſt — hat ſeine Bedeutung völlig verloren, und der Kampf iſt nichts Anderes als ein Thronſtreit ſeiner Kinder mit ihm.

Statt daß im Aegyptiſchen die guten konſervativen Götter gegen den wühleriſchen Aufſtand des zerſtörenden Zeitgottes Seb Kronos ſich ſtellen, welcher die Giganten mit ſich verbündet, iſt es im Griechiſchen Zeus, der Sohn des Kronos, welcher gegen dieſen und die älteren Götter ſich empört, und die Giganten zu ſeiner Hülfe gegen Kronos nimmt.

Jene älteren, im Aegyptiſchen die guten Götter heißen Titanen, ein ägyptiſches Wort, welches Kämpfer bedeutet. Im Aegyptiſchen ſiegen die Titanen, auf deren Seite die Kinder des Kronos kämpfen, über den Kronos und die Giganten, im Griechiſchen ſiegen die Giganten, die Söhne der Erde, zuſammen mit dem Zeus und den andern Kronoskindern, über die Titanen und den Kronos, als die ältere Götterdynaſtie.

Heſiod beſchreibt in großen Worten dieſen Titanen- und Gigantenkampf, der allen moraliſchen Sinn, wie wir ſehen, verloren und einen ſehr unmoraliſchen dafür gewonnen hat.

Sie kämpfen, die Titanen vom Berge Othrys, die Kroniden vom Berg Olympos. Zeus holt die drei Giganten aus der Unterwelt, wo ſie gefangen ſaßen —

Drüben auch die Titanen befeſtigten ihre Phalangen
Freudigen Muths. Da erſchien was Hände und Kräfte vermochten
Hier und dort. Laut rauſchte die Fluth des unendlichen Meeres,
Laut auch krachte die Erd' und es dröhnte der wölbende Himmel
Mächtig bewegt, ja von unten erbebten die Höhn des Olympos
Durch der Unſterblichen Schwung; ſelbſt drang die Erſchütterung graunvoll
Bis in des Tartaros Nacht —

Zeus ſchafft mit einem Wetter von Blitzen, was er kann, aber die drei Giganten, jeder mit ſeinen hundert Armen, ſchleudern dreihundert Felſen zugleich und drängen die Titanen in die Kluft hinab und legen ihnen Bande an und bewachen ſie.

Dort ſind der dunkelen Erd' und des finſteren Tartaros-
abgrunds,
Auch des verödeten Meers und des ſternumfunkelten Himmels,
Aller Beginn und Enden ſind dort beiſammen zu ſchauen
Fürchterlich dumpf, voll Wuſtes, wovor ſelbſt grauet den Göttern,
Eine unendliche Kluft.

Eine ſolche Empörung der jüngeren Götter gegen die alten und guten Kämpfer oder Titanengötter wäre bei den Aegyptern unmöglich.

Wie kommen aber die Aegypter zu ihrem Götterkrieg? Vermuthlich aus dem philoſophiſchen Bedürfniß, ſich Menſchenſeele und Menſchenleib zu erklären. Nämlich ſehr wahrſcheinlich ſind die Menſchenſeelen nichts Anderes, als jene von der Schlange, von Seb Kronos verführten ſeligen Geiſter, die in den Menſchenleib verbannt werden, um jene Schuld abzubüßen. Zwar giebt es darüber keine ägyptiſche Nachricht, aber all jene Pythagoräer, die im Uebrigen ſo treu ägyptiſch ſind, führen nothwendig darauf. Jene Betrachtung des Leibes als Gefängniß, als Grab; unſer Leben, das eigentlich ein Tod ſei; eine Seele, die abbüßen muß für ein Verbrechen, für einen Mord, den ſie im vormenſchlichen Leben begangen. Dieſer Mord kann nicht im Himmel, der Region der Reinheit begangen ſein, aber maſſenhafte Verſchuldung bietet jener Abfall von ganzen Heeren ſeliger Geiſter. Und nach der beſtimmten Ausſage eines Kirchenvaters büßen wir für unſre Verwandtſchaft mit jenen Götterfeinden in dieſem Gefängniß des Erdenlebens ab.

Alſo um das Daſein der Menſchenſeele zu erklären, die allerdings ſcheinbar fremdartig in der übrigen, des Bewußtſeins entbehrenden Natur ſitzt, hätte man ihren Fall aus dem Geiſterreich angenommen. Dem Fall muß eine Sünde vorausgehen, und als Böſes, das Gute zerſtörendes Prinzip bot ſich der Zeitgott. Ihm wird darum der erſte Riß in jene glückliche Welt, die Verführung jener Geiſter zugeſchrieben und ein Kampf mit ihnen gegen die gute Weltordnung.

Wir ſehen den Amun Kneph vor der Töpferſcheibe ſitzen, wo er den Leib aus einem vom Sonnengott bereiteten Thon bildet, um die Seele darin einzuſchließen. Die Erde wird durch eine Sündfluth gereinigt, und der ägyptiſche Staat geſtiftet, eben, um die ſchuldigen Seelen in ihrer Buße und Erziehung zu fördern. Oſiris, Sohn des Seb und der Netpe, d. h. griechiſch des Kronos und der Rhea, der am Kampf gegen ſeinen Vater mit den guten Göttern Theil genommen, erhielt von dieſen die Aufſicht und Herrſchaft über die neugeſchaffene Menſchheit. Oſiris und ſeine Gemahlin Iſis gründen Familie und Ackerbau und ordnen den Staatsverband, zumal mit Hülfe einiger Götter der zweiten innenweltlichen Ordnung, wie Thot, der Sohn des Mondgotts Thot, auf den alle Geſetze, Erfindungen ꝛc. zurückgeführt werden — Alles, um jenen Zweck einer Reinigung der verurtheilten Seelen möglich zu machen.

Von den gefallenen Geiſtern erhält ein jeder einen der treugebliebenen als Schutzgeiſt für's Leben. Eine Erinnerung

an dieſe ächt ägyptiſche Lehre finden wir bei Heſiod, wo er im Eingang ſeines andern Gedichts, das vom Landbau handelt, von jenem goldenen Zeitalter, aber freilich in ſeiner Weiſe auffaſſend ſpricht:

Aber nachdem nun jenes Geſchlecht von der Erde bedeckt war,
Wurden Dämonen daraus nach Zeus, des gewaltigen Rathſchluß,
Gute, allhier auf Erden der ſterblichen Menſchen Behüter,
Welche die Obhut haben des Rechts und ſchnöder Vergehen,
Dicht in Nebel gehüllt, ringsum durchwandelnd das Erdreich,
Geber des Wohls —

Alſo die Aufſicht über die neugewonnene Erde hat das Haupt der dritten Göttergeneration, das iſt Oſiris. Wir wollen ihn ſogleich durch die verſchiedenen Formen, zu denen er anderwärts geworden iſt, verfolgen und während dem ſeine ägyptiſche Bedeutung ſelbſt kennen lernen.

Er iſt in den griechiſchen Zeus übergegangen. Zeus, der griechiſche Himmelsgott, deſſen Name Zeus noch in dem Sanskritwort Dyaus, Himmel zu finden iſt, entſtammt mit allen jenen Reſten von Naturreligion, die wir im griechiſchen Glaubenskreis noch finden, jener hochaſiatiſchen Völker- und Religionsverwandtſchaft, jener Naturreligion, welche theils nach Indien, theils nach Europa übergeht. Auf dieſen griechiſchen Himmelsgott, den wolkenſammelnden, hochdonnernden, blitzeſchleudernden Zeus haben ſich die menſchlichen Schickſale des Oſiris theilweis übergetragen.

Zeus iſt der Sohn von Kronos und Rhea. Rhea entſpricht auf's genaueſte der Mutter des Oſiris, jener Nilgöttin

Netpe, jener Verkörperung der Urmaterie Neith im Nil, der ägyptiſchen Göttermutter, von deren Geſtalt ſich noch viele jüngere griechiſche Gottheiten losgeſchält haben. Der Name Rhea, die Fließende, iſt nur eine Ueberſetzung ihres ägyptiſchen Begriffs. Der Vater des Zeus iſt Kronos, wörtlich die Zeit, den wir im griechiſchen dieſelbe zerſtörende Rolle ſpielen ſehen, wie den ägyptiſchen Seb, jene irdiſche Verkörperung der Urzeit Sevek, den Vater des Oſiris in Aegypten. Später wie es ſcheint, als Oſiris mehr in den Vordergrund trat, nahm man Anſtoß an ſeiner Herkunft von dem böſen Zeitgott und ließ ihn lieber von der Sonne ſtammen.

Aber alle Kinder, welche Rhea dieſem Kronos gebar, ſagt Heſiod

> Dieſe verſchlang nun Kronos, der ſchreckliche, ſowie ein jedes
> Aus der Gebärerin heiligen Schooß auf die Kniee geſetzt ward.

Es iſt die Zeit, die ihre eigenen Kinder verſchlingt. Aber da die Bedeutung des Kronos bei Heſiod bereits verloren iſt, kann er ſich ſolches Verfahren nur durch eine Weiſſagung erklären, die dem Kronos ward, ſein eigener Sohn werde ihn einſt bezwingen. Sonderbares Gegenmittel!

Wie aber der angſtvollen Rhea die Stunde naht, den Zeus zu gebären, da fleht ſie zu ihren Eltern, Uranos und Gäa, Himmel und Erde, um Rettung. Und dieſe ſenden ſie nach Lyktos in der fruchtbaren Kreta, wo ſie ihr Kind bei Nacht verbirgt

Unter dem hohlen Geklüft, im Schooß der heiligen Erde,
In dem ägäiſchen Berg voll dichtverwachſener Waldung.
Einen gewaltigen Stein nun reichte ſie Jenem in Windeln,
Uranos herrſchendem Sohn, der Unſterblichen vorigem König.
Den mit den Händen umfaßt er und ſandt' in den Bauch ihn hinunter,
Raſender, welchem der Geiſt nicht ahnete, daß für die Zukunft
Statt des Geſteins ſein Sohn, unbeſchädiget und unbeſiegbar
Nachblieb, — der bald würde, mit mächtigem Arme bezwingend
Ihn von der Ehr ausſtoßen und ſelbſt obwalten den Göttern.

Wie wir ſehen, dreht ſich Alles nur um den Thronſtreit, und wir können den Zorn jenes alten Philoſophen, des geiſteshellen Xenophanes, begreifen, wenn er gegen ſolche Sagen eifert:

Die zum Hören zwar ſchön, doch ohne Gehalt für den Ernſt ſind.

Nachdem Kronos bezwungen war, mußte er die verſchlungenen Kinder wieder von ſich geben:

Aus nun brach er zuerſt den Stein, den zuletzt er verſchlungen
Dieſen befeſtigte Zeus auf der pfaddurchzogenen Erde
In der geheiligten Pytho, am Thalſchluchthang des Parnaſſos.

Dieſen Stein, den wir auf Münzen zuweilen abgebildet ſehen, mit heiligen Binden umwunden — er galt ſpäter für den Nabel oder Mittelpunkt der Erde — könnte man vielleicht heut noch unterm Tempelſchutt zu Delphi finden.

Auf Kreta zeigte man jene Kluft, wo das Kind Schutz gefunden und zeigte daſelbſt ſogar das Grab des Zeus. Natürlich, Oſiris war ein ſterblicher Gott, wie ſeine ganze

Götterfamilie, denn er ist nichts anders als ein vergötterter König von Aegypten, dessen Grab in verschiedenen ägyptischen Städten zu sehen war, ein Grab, das auch die Phöniker auf Kreta nicht entbehren wollten. Aber wenn die Griechen auch jene Verfolgungen von Osiris Jugend auf ihren Zeus übergehen ließen, sein Grab konnten sie unmöglich annehmen, da Zeus, ihr oberster Gott, nicht sterblich sein durfte. Es gerieth in Vergessenheit oder hatte nur lokale Geltung, aber immer unter dem Namen Zeus.

Daß Osiris und sein Haus, oder die dritte Göttergeneration, diese sterblichen Götter, die man als Nachkommen der im Nil verkörperten Urgottheit faßt, nichts weiter seien als ein altes Königshaus, das lehrt uns namentlich ihre reiche, originelle, rein menschliche Sagengeschichte. Wohl hat man später die Aemter der großen kosmischen Götter, die immer mehr in den Hintergrund traten, auf diese menschlich begreiflicheren Figuren der letzten Götterschicht übergetragen und an der Sterblichkeit dieser Götter Anstoß genommen — aber wir dürfen uns nicht beirren lassen davon, den reinhistorischen Grundzügen nachzugehen. Schon jene zweite Generation oder die Nachkommen der acht kosmischen Götter, mußten auf menschliche Persönlichkeiten uns zurückweisen — da sie Abstraktionen aus dem Staatsleben, wie Priesterwissenschaft, Heilkunde, Dichtkunst vorstellen, und dem Osiris seinen ägyptischen Staat einrichten helfen. Aber sie sind noch ohne die Sagengeschichte, welche in der dritten Götterfolge weitaus das Vorwiegende ist.

Dieſe Sagengeſchichte, aus der die griechiſche Mythenbildung ihren ganzen Inhalt nimmt, müſſen wir jeder weitern Entwickelung vorausſchicken.

Oſiris nämlich, der Ordner des irdiſchen oder ägyptiſchen Staats, beſchränkte ſich nicht auf Aegypten allein, ſondern machte einen Kulturzug in's Ausland. Zurück bleibt ſeine Gemahlin Iſis mit ihren Kindern Horus und Bubaſtis; wie wir ſehen werden Apoll und Artemis — und bleibt Typhon, Oſiris Bruder als Reichsverweſer. Dieſem Typhon aber gefiel die Herrſchaft ſelber und er fing an, den beiden Kindern, Apoll und Artemis nachzuſtellen. Iſis flüchtet ihre Kinder zu Reto, jener irdiſchen Verkörperung der großen Raumgöttin und Hüterin irdiſcher Weltordnung, zu Buto im Delta — Reto oder Leto, welche darum bei den Griechen zur Mutter jener Kinder wurde.

Oſiris kehrt zurück und wird bei einem Gaſtmahl von Typhon hinterliſtig umgebracht — wir ſehen, es iſt eine reine Regentengeſchichte, die hiſtoriſchen Thatſachen einer alten Königsfamilie, die mit all ihren Mitgliedern, guten und böſen ſich vergöttert hat. Daß Oſiris an jenem kosmiſchen Kampf gegen Kronos Antheil nimmt, wird uns um ſo weniger wundern, wenn wir an jenen hiſtoriſchen Rhamſes uns erinnern, der in den Wandgemälden ſeines Grabes gleichfalls am Kampf der Götter gegen den ſchlangengeſtaltigen Apophis Kronos, der unterm Okeanos verborgen iſt, Theil nimmt. Typhon wüthet noch gegen den Leichnam des Oſiris, den Iſis von Tyrus im Phönikerland, wohin

der Sarg geſchwommen war, zurückgebracht hatte. Er zerreißt ihn in Stücke und zerſtreut ihn, aber die treue Iſis ſucht auch die Stücke wieder zuſammen. Wir werden ſehen, wie aus der Erinnerung an die abermals hiſtoriſche Thatſache dieſes Wüthens von Seiten des Typhon gegen Oſiris Leiche, die bedeutſamſten Kultusſitten und Götterdienſte über die ganze alte Welt ſich entwickelt haben. Typhon wird endlich durch den herangewachſenen Horus oder Apollon in der Schlacht bei Antaiopolis, des Antaios oder Typhons Stadt in Mittelägypten, beſiegt und getödtet. Es iſt bei den Griechen aus dem Sieg des jungen Horus Apollon über Typhon der Sieg Apollons über den Drachen Python geworden. Er wird getödtet mit Iſis Hülfe — darum heißt Iſis bei den Griechen Bore-Sethphone, Boreſſestödterin, Perſephone — denn Bore Seth iſt im Aegyptiſchen der gewöhnliche Name des Typhon.

Alſo im Kampf gegen Apollon, Oſiris Zeus Sohn, ſehen wir im Griechiſchen den Drachen Python aus dem Typhon werden — aber ſeinen Kampf gegen Oſiris ſelbſt hat Heſiod im Kampf des Typhoeus oder Typhon, wie er ihn mit ſeinem ägyptiſchen Namen einführt, gegen Zeus erhalten. Und wenn wir von Oſiris auf den griechiſchen Zeus bereits die Abſtammung von Kronos und Rhea übergehen ſahen, die Jugendverfolgung des Oſiriskindes durch Kronos, den Kampf des Oſiris mit den andern Göttern gegen Seb Kronos, und theilweis ſogar die Sterblichkeit und das Grab des Oſiris — ſo finden wir hier den

griechiſchen Zeus, wie er den Kampf des Oſiris gegen Typhon, urſprünglich einen ägyptiſchen Thronkrieg, fortſetzt. Es iſt bei Heſiod ein entſetzliches Ungeheuer aus jenem brudermörderiſchen ägyptiſchen Prinzen Typhon geworden:

Und von den Schultern
Wanden ſich hundert Häupter des graunvoll ſchlängelnden Drachen,
Leckend mit finſteren Zungen umher und der gräßlichen Häupter
Jeglichem zuckt aus den Augen ein Gluthſtrahl unter den
Wimpern —

Heſiod faßt ihn als jüngſten Sohn der Erde, den ſie gebar, nachdem die Titanen verdrängt waren vom Himmel. Dieſer Typhon hätte ſich bald der Weltherrſchaft bemächtigt, wenn Zeus nicht aufmerkte. Es giebt einen furchtbaren Kampf, daß Himmel und Erde bebt.

Als nun ſeine Gewalt Zeus ſammelte, nahm er die
Waffen,
Blitz und Donner zugleich und lodernde Keile des Wetters,
Schlug dann hoch vom Olympos im Aufſprung: alle geſammt nun
Sengt er die gräßlichen Häupter hinweg des gewaltigen Scheuſals.

Die Erde brennt und ſchmilzt, das gelähmte Ungeheuer wird von Zeus in den Abgrund geſtoßen.

Wenn es Oſiris war in Aegypten, welcher dem Typhon unterlag — was in der That die wahre hiſtoriſche Thatſache iſt — ſo mußte bei den Griechen, wo Zeus oberſter Gott geworden war, natürlich Zeus die Oberhand behalten und Typhon im Kampfe unterliegen.

Aber auch in Aegypten tritt Oſiris, der menſchenähnliche und begreifliche Gott, allmählig dermaßen in den Vordergrund,

daß die alten großen kosmiſchen Götter faſt vergeſſen werden, oder ihre Aemter auf Oſiris und die Seinen übertragen müſſen. Schon zu Herodots Zeit waren es allein Oſiris und Iſis, welche in ganz Aegypten verehrt wurden. Mit Oſiris tritt natürlich auch ſein feindlicher Bruder und Mörder Typhon in den Vordergrund, und muß ſein Verbrechen um ſo ſchlimmer werden. Typhon iſt urſprünglich ein guter Gott, der im Kampf gegen ſeinen Vater Kronos mit den guten Göttern gekämpft hat — wir ſehen in Karnak, wie er als Kriegsgott König Thotmes III. im Bogenſchießen unterrichtet, oder in Medinet Habu den Rhamſes Meiamun ſegnet. Er iſt ſogar einer der vier Genien des Todtenreichs und hatte ſein Orakel in Aegypten.

Aber in ſpäterer Zeit finden wir ſeinen Namen allenthalben ausgerottet — auch auf dem Obelisken Piazza del Populo, wo ſein heiliges Thier, der greifartige Bore, im Königsnamen von Seſoſtris Vater vertilgt iſt. Er hat ſich zum böſen Prinzip geſteigert, wie Oſiris zum guten. Typhon erhielt ſeine Wohnung in der Sonne, und wie dem Oſiris die wohlthätige Wärme, ſo ward ihm die verſengende Gluth zugeſchrieben und der Gluthwind der Wüſte, Chamſin oder Scirocco.

Von dem Typhoeus ſtammt die Gewalt feuchthauchender Winde, ſagt Heſiod. Warum? weiß er nicht. Es giebt göttliche Winde, meint er, die den Menſchen heilſam ſind. Aber der Staubſturm im Felde, und der plötzliche Seeſturm, der die Schiffe faßt, ſind von Typhon.

Den Typhon nennt Herodot Ares, und erzählt, wie zu Pampremis eine ungeheure Prügelei ſtattfinde, zum Andenken an ein gewaltſames Eindringen des Ares in jenen Tempel ſeiner Mutter, der er ſelber Gewalt anthat. Daſſelbe wird unter andern Namen von Typhon erzählt, iſt alſo abermals eine hiſtoriſche Thatſache aus dem Kreis jener vergötterten Familie, die durch ihren Typhon an Schandthaten ſo reich wird. Daß der griechiſche Ares, der Kriegsgott mit ſeinem wilden, rohen Character, aus dem ägyptiſchen Kriegsgott Typhon, der die Könige in den Waffen unterrichtet, geworden ſei, iſt ſehr wahrſcheinlich, aber natürlich lang bevor Typhon ſich zum böſen Prinzip ſteigerte, oder kosmiſche Aemter, wie den Gluthwind, übernahm.

Alſo Oſiris, wie wir ſehen, hat ſeine Schickſale und Thaten auf den griechiſchen Zeus, den Himmels- und Wettergott, übertragen — aber nur ſeine oberweltlichen, denn aus dem unterirdiſchen Beruf, den Oſiris nach ſeinem Tode hatte, als Herrſcher der Unterwelt, hat im Griechiſchen eine neue Figur ſich gebildet, nämlich der Gott Hades.

Wenn wir hinter dem Memnonium zu Theben ein Wüſtenthal hinaufreiten, erſcheint links der kleine, ptolemäiſche Tempel, Dair el Medineh genannt, ſchmucklos von außen, aber farbenhell von innen. Eine geſchloſſene Vorhalle, von Säulen und Pilaſtern getragen, und durch Fenſter erleuchtet, von der nach innen, einige Stufen höher, ſich die drei Thüren in die dreifache Zellenabtheilung öffnen.

In der linken Zelle, auf ihrer linken Wand, iſt eine

prächtige Darſtellung des Seelengerichts, reich in Farben. Da ſitzt Oſiris, groß und ſchön, von Farbe hellgrün, mit dem Pſchent auf dem Kopf und Geißel und Krummſtab in den gekreuzten Händen, rechts als Vorſitzender des Gerichts. Der Name Oſiris: Oſe Iri — bedeutet Auge, d. h. Wächter des Frevels, und iſt ganz daſſelbe wie Iri-n-oſe Erinnys. Vor ihm, auf dem angedeuteten Pylon der Unterwelt, ſitzt Hathor, die Göttin des unteren Raumes, in der Wächtergeſtalt des Hundes, der Kerberos der Griechen. Am andern Ende links ſteht die arme Seele in weiblicher Kleidung, gar kein übles Kind ſonſt, zwiſchen den beiden ernſten Göttinnen der Wahrheit und Gerechtigkeit, den Tme, mit der Straußfeder, dem Zeichen ihres Namens, auf dem Kopf, Tme, griechiſch Themis, Gerechtigkeit.

Die Seele erwartet flehend ihr Schickſal. Das hängt an der großen Wage in der Mitte, auf deren einer Schaale das ſymboliſche Gefäß mit den Sünden ſteht, auf der andern die Straußfeder, Zeichen der Gerechtigkeit. Dieſer Wage, als Schickſalswage in den Händen des Zeus, begegnen wir auch in der homeriſchen Poeſie wieder. Hier ſtehen unter dem Balken die Söhne des Oſiris, der jüngere Horus, mit dem Sperberkopf, griechiſch Apollon, und der ſchakalköpfige Anubis, griechiſch in den Hermes verſchmolzen — die ſcharf aufmerken. Der ibisköpfige Thot, Thot der zweimalgroße, oder der Mondgott, ſchreibt auf. Auf der Höhe der Wage ſitzt ſein Sohn, der einmalgroße, affenköpfige Thot, Hermes Todtenführer bei den Griechen.

Ueber dieſem Bild erſcheinen zwei Reihen kleiner kauernder Figuren, jede mit der Straußfeder auf dem Kopf, und vor jeder Reihe iſt die arme Seele kniend wiederholt. Es ſind die zwei und vierzig Todtenrichter, d. h. ſämmtliche Götter der Aegypter, ſowohl die aus der Spekulation hervorgegangenen, jene kosmiſchen Götter oder Theile der Welt, als jene, die aus der Sage gewonnen ſind, wie die Götter der zweiten und dritten Generation. Dieſe kleinen Figuren ſind ſchwer zu entziffern, da ſie immer nur unter ſeltenen, ungewohnten Beinamen erſcheinen.

Der griechiſche Hades, Herr der Unterwelt, heißt zuweilen auch Dionyſos. Regelmäßig aber nennen die Griechen den Oſiris ſelber ſo.

Alſo drittens hat aus dem ägyptiſchen Oſiris ſich entwickelt der griechiſche Dionyſos Bakchos, der Weingott.

Es iſt namentlich jener Weltkulturzug des Oſiris, in Begleitung ſeiner Götter, aus dem die Elemente für den dionyſiſchen Vorſtellungskreis genommen ſind. Oſiris verbreitet den Weinbau, ihm iſt der Epheu heilig, er trägt das prieſterliche Pantherfell. Wo er im Todtengericht als Hades Dionyſos thront, ſehen wir häufig Pantherfell und Thyrſosſtab neben ihm angedeutet. Er hat Indien erobert, wie Bakchos, und aus den Göttern ſeiner Begleitung iſt das dionyſiſche Gefolge der Satyrn ꝛc. geworden. Im dicken alten Silen erkennen wir den Nilgott Okeanos, der, als fetter, alter Mann dargeſtellt, gleichfalls mitzieht.

Die griechiſche Verehrungsweiſe des Dionyſos iſt gleichfalls nur eine Fortpflanzung des ägyptiſchen, theils geheimen, theils öffentlichen Oſirisdienſtes.

Von dem geheimen ſpricht Herodot: „Es iſt auch das Begräbniß eines Gewiſſen, den mit Namen zu nennen bei dieſer Gelegenheit ich Scheu trage, zu Sais, in dem Tempel der Athenäa, hinter dem Gotteshaus, immer dicht an der ganzen Wand der Athenäa entlang. Und in dem Heiligthum ſtehen große Obelisken von Stein, und iſt ein See dabei, der iſt geſchmückt mit einer Einfaſſung von Stein und rings herum ſehr wohl gearbeitet, und ſo groß, wie mir däucht, als der in Delos, der da heißet: der kreisförmige. Auf dieſem See ſtellen ſie bei Nachtzeit vor, was jenem widerfahren, und das nennen die Aegypter Myſterien. Aber darüber, obwohl ich recht gut weiß, wie Alles zugeht, halt' ich reinen Mund."

Was Jenem widerfahren iſt, nämlich dem Oſiris, den Herodot immer Dionyſos nennt, das wiſſen wir: nämlich ſeine Ermordung durch Typhon, das Forttreiben ſeines Sarges auf Nil und Meer nach Tyrus im Phönikerland, das Irren und Suchen der treuen Iſis, die ihn endlich wieder findet und zurück bringt, das Wüthen Typhons gegen die Leiche, die er zerſtückt und zerſtreut. Abermaliges Suchen und Finden der einzelnen Stücke durch Iſis, bis auf den Theil, der von einem Nilfiſch verzehrt iſt. Zum Andenken an dieſen Umſtand, der für uns abermals eine nüchterne wahre Geſchichte und Thatſache iſt, feiert man das Feſt der Phallophorien, des Phallostragens.

Wenn jene nächtliche Feier auf dem See zu Sais nur Geweihten, wie Herodot zugänglich war, und verſchwiegen werden mußte — man ſtellte vermuthlich die ganze Oſirisſage oder Geſchichte in ihren einzelnen Momenten dramatiſch als Tragödie dar, alſo das älteſte Vorbild der Tragödie — ſo braucht es auch zu Athen im Lenäon, oder dem Heiligthum deſſelben Gottes, das an der Südſeite des Burgfelſens lag, eigenthümliche Weihen und Reinigungen durch Waſſer, Feuer, Luft, um den dionyſiſchen Myſterien anwohnen zu können. Was darin vorkommt, wiſſen wir nicht, aber vermuthlich waren es Blicke in die Unterwelt, die eröffnet wurden, Blicke in die Schrecken der Verdammten und die Seligkeit der Frommen. Die Frommen ſind zunächſt nur die Eingeweihten — Alles in Anknüpfung an die Schickſale des Oſiris Dionyſos und ſein Niederſteigen in die Unterwelt.

In Aegypten ſtieg Oſiris zur Unterwelt um die Todten zu richten. Bei den Griechen, nachdem Dionyſos ſich vom Hades bereits getrennt hatte, ſtieg Dionyſos hinab — warum? Um ſeine Mutter Semela herauf zu holen, wie man in Verkennung ſeiner urſprünglichen Bedeutung unterſchob. Bekannt iſt der griechiſche Mythos von der Semela, Kadmos Tochter, welche in der Flammenumarmung des Zeus vergeht, während ihr Kind gerettet wird. Man gab dem Dionyſos alſo eine einheimiſche Mutter, wie ſo manch anderem ägyptiſchen Gott. Nur verſchmelzen ſonſt ägyptiſche Götter mit wirklichen griechiſchen Heroen, wie mit Herakles, den Dioskuren ꝛc., was hier vielleicht weniger der Fall iſt.

In jener Komödie des Ariſtophanes, wo der Theatergott Dionyſos, in Geſtalt eines liederlichen Atheners mit ſeinem Sklaven Xanthias in die Unterwelt ſteigt, um einen tragiſchen Dichter heraufzuholen, weil das Theater jetzt ſo ſchlecht ſei — wird er von Ariſtophanes durch eine Parodie jenes Schauens hindurchgeführt. Schreckgeſpenſter, wo der feige Gott ſich kaum hindurchtraut, Abgründe von Koth, aber auch ſüßes Flötentönen und die Chöre der Seligen, in die Myſterien Geweihten. „Wie myſtiſch duftet hier das Schweinefleiſch!“ bemerkt der Sklave. Schweineopfer, obgleich das Schwein dem Aegypter ſonſt ein unreines Thier iſt, berichtet Herodot aus dem ägyptiſchen Dienſt des Oſiris.

Wie wir wiſſen iſt Oſiris ermordet worden, aber auferſtanden, um in der Unterwelt zu herrſchen. Die ausſchweifende Klage um ſeinen Tod und die Freude über ſeine Auferſtehung in leidenſchaftlicher Feier läßt ſich verfolgen durch ganz Vorder-Aſien und Alt-Europa. Es ſind dieſelben Weiſen nach Herodot und Andern, wie ſie in Aegypten, im Phönikerland, auf Cypros und in Hellas geſungen werden, die Maneroslieder auf ägyptiſch, Linoslieder auf griechiſch. Maneros heißt der Geliebte, und iſt eben Oſiris Linos, der Name, der bei den Griechen ſelber zu einem Gott wurde, iſt nichts als der phönikiſche Weheruf: Ai linu, weh uns, womit das phönikiſche Klagelied anhob und ſchloß. Die Weiber ſuchten den Verſchwundenen, der am dritten Tag der Feier gefunden wurde. Jetzt hieß es phönikiſch: Jachoh, er lebt! Daraus machten die Griechen ihren Jakchos,

Bakchos. Jachaveh Hadad, der Vermißte lebt! oder Hyes Attes! wie die Griechen verſtanden. Auch das Wort Attes, urſprünglich Hadad, ägyptiſch der Vermißte, iſt eine eigene Gottheit geworden bei den Griechen.

Es heißt beim hebr. Propheten Sacharja: Zu jener Zeit wird groß ſein das Wehklagen zu Jeruſalem, gleich dem Wehklagen um den erhabenen Hadad im Thale Megiddo. Hadad, ein ſonſt unverſtandenes Wort, iſt eben Oſiris der Vermißte. Oder hebräiſche Weiber beklagen den Thammuz, den Begrabenen, gleichfalls ein ägyptiſches Wort, das ſich unerklärt im hebräiſchen Text fand.

Oſiris, der bei den Phönikern auch unter dem Namen Oſiris vorkommt, heißt gewöhnlich dort Adonis, Adon, der Herr. Was die Griechen von dem Tod des Adonis wiſſen, durch einen Eber auf der Jagd, oder durch den in einen Eber verwandelten Ares iſt ganz die Geſchichte des Oſiris, der durch ſeinen Bruder, den Kriegsgott Typhon Ares, wie wir geſehen haben, erlegt wird, Typhon, dem der Eber heilig iſt, deſſen Geſtalt er alſo annehmen kann.

Am bedeutſamſten in Griechenland iſt Oſiris natürlich unter ſeinem Namen Dionyſos. Außer dem Myſteriendienſt zu Athen und anderwärts, außer den offenen Feſten, welche Stadt und Land mit einer trunkenen Volksluſtbarkeit füllen, hat jener aſiatiſche Religionsrauſch, zumal in urſprünglich phönikiſchen Ländern, wie Böotien und Attika weitergetobt als nächtlicher Orgiasmus auf den Bergen. Es ſind die Frauen, wie in Aegypten und Phönikerland, es iſt die

Bakchantin auf dem waldigen Kithäron, die den weißen Fuß hebt und den Nacken in die thauige Luft wirft, wie Euripides singt. Seine Chorlieder in den Bakchen geben den Geist dieser Feier:

Schmücke dich grün im Epheukranze,
O Theba, grün mit frischem, blühendem Bohnenlaube,
Stürme zu Bakchos Jubel in Zweigen der Eiche und Tanne!
Hüllt euch fleckigen Hirschkalbs Fell
Um weißwolliges zartes Gewand,
Den tollen Stab heiligem Brauch geweiht!
Bald hebt sich das Land wirbelnd im Tanze,
Wann Bromios den Reigen führt auf das Gebirg,
Auf das Gebirg, wohin schwärmender Frauen Schaar
Von Webstuhl und Gewebe floh,
Wahnsinntrunken von Bakchos!

Da würde die klare Lyra, die dem Dienst der plastischen Götter gehört, nicht ausreichen, mit dumpfhallenden Pauken wird der begeisternde, der beseligende Gott gefeiert —

Wann er vom flüchtigen Tanz fröhlich herab die Berge
In's Feld sich schwingt, von der heiligen Hülle des Hirsches umwunden,
Im Flug die fliehenden Böcke verfolgt, sein blutiges Mahl.

Nämlich Thiere wurden zerrissen bei den wildesten Formen jener Ausschweifung, rohes Fleisch gefressen, um an die Zerreißung und Zerstückelung des Dionysos Osiris, wie sie durch Typhon geschehen war, zu erinnern.

Eilend auf phrygische Höhen und lydische,
Den Chor anführend, der Wonnegott,
Wo das Gefilde von Milch und Wein strömt, und von der Bienen
Nektar strömt, und syrischen Weihrauch duftet —

Wo Dionyſos im Hohlſtab des Kiens
Hochaufflammende Fackel ſchwingt,
Zu Wettlauf, zu Tänzen die Schweifenden erregt,
Und mit Jauchzen emporruft,
Und das glänzende Haar in die Lüfte verſtreut!

So ſchwärmten wirklich die Frauen am Kithäron und Parnaſſos zur Zeit der längſten Nacht, immer das dritte Jahr, und noch jetzt gehen Sagen, droben von der korykianiſchen Höhle auf dem Parnaß, die dem Spuk auf unſerm Blocksberg gleichen.

Anderwärts, in Elis, riefen die Weiber dem Dionyſos: „Heiliger Stier, komm, heiliger Stier!“ Dem Oſiris Dionyſos war in Aegypten ein Stier, Namens Onuphre — Onuphre, der Freundliche, ein Beiname des Oſiris ſelber — heilig, und wird Oſiris darum oft als ſtierköpfige Menſchengeſtalt, oder als menſchenköpfige Stiergeſtalt dargeſtellt.

Die beiden Pole des Oſirisdienſtes, die Klage um den verſchwundenen, ermordeten Gott, und die Freude um den gefundenen, auferſtandenen, findet ſich auch im griechiſchen Dionyſosdienſt wieder. Und zwar iſt das Freudenfeſt um den Erſtandenen nicht ohne Einfluß eines Naturgefühls zum Frühlingsfeſt geworden. Da wird der Gott durch jene dithyrambiſchen Chöre gefeiert, die im Wettſtreit zu ſeiner Verherrlichung auftreten. Dieſe Chöre im Frühlingsfeſt, wo z. B. Pindar den Gott in's veilchenduftende Athen ruft, erhielten ſich als Chöre. Aber aus dem Dithyrambus des Klagefeſts, daß im Herbſt ſtattfand, wo man die Leiden

des Gottes erzählt und aufführt, ist die Tragödie geworden, die ihr nicht öffentliches Vorbild bereits im Mysteriendienst hatte.

Auf der stillen Tempelinsel Philä oberhalb der Katarakten, von der wir bereits gesprochen, steht der große Osiristempel. Er wurde da verehrt mit seiner Gemahlin Isis und ihrem Kinde Horus, wie wir sehen werden Apollon. Noch immer leiten uns lange Kolonnaden, deren linke auf dem Quai selber steht, nach seinem ersten und höchsten Pylonsystem, mit den Figuren der Ptolemäischen Erbauer drauf, und ein engerer Säulenhof führt zur zweiten, inneren Pylonflügelfront. Folgt ein dritter Hof, noch reicher an Formen und Farben, durch dessen Hinterthür wir vor die hohe, dunkle, isolirte Kammer des Heiligthums treten. Und wenn wir der Treppe links auf's Dach hinauf folgen, da kommen wir zu einer Kammer oben, in deren Wandskulpturen der Tod und die Auferstehung des Osiris dargestellt sind. Hier zu Philä hat der Osirisdienst sich am längsten erhalten, noch über's sechste Jahrhundert, inmitten der schwarzen Aethiopen, die hier bereits beginnen. Die traurige Musik ihrer Wasserschöpfräder, die von im Kreis gehenden Ochsen getrieben werden, tönt aus Nubien zu uns herüber oder heraus.

Unter dem Namen Serapis, das ist Osiris als Apis, Osiris als Richter, ägypt. Hapi, hatte Osiris zur alexandrinischen Zeit auch in Unterägypten als scheinbar aus der Fremde eingeführter Gott vorherrschende Bedeutung gewonnen. Ich

ſah ein goldenes Amulet mit den Worten: *ΕΙΣ ΖΕΥΣ ΣΕΡΑΠΙΣ*, Es iſt Ein Gott, Serapis. Da dieſer Gott, wenn er Oſiris iſt, auch deſſen Schickſale: blutigen Tod, Höllenfahrt und Auferſtehung theilt, ſo iſt erklärlich, wie ſein Dienſt lange Zeit ſich mit dem Chriſtenthum vertragen konnte. In einem Brief, welchen Kaiſer Hadrian an den Konſul Servianus von Aegypten aus ſchreibt, heißt es: „Die, welche Serapis anbeten, ſind Chriſten, die, welche ſich Biſchöfe Chriſti nennen, ſind Serapisdiener.“

Man kann daraus erſehen, was von der ewigen Verwechslung des Serapis mit dem Ochſen Apis zu halten ſei. Apis iſt der Ochſe des Mondgotts und führt den Titel Apis, Hapi, Richter, weil das ein Beiname auch des Mondgottes iſt. Und wenn im Serapeum zu Memphis auch die Apisochſen beigeſetzt wurden, ſo haben ſie mit Serapis ſelbſt ſo wenig zu thun, als der lebendige Apis mit dem Gotte Phtah, in deſſen Tempel zu Memphis er hauste. Das Serapeum iſt nun gefunden in der Wüſte bei Sakkara. Ich ſah ſelber noch die neuaufgedeckten Sphinxe der großen Sphinxallee, die aus dem bebauten Land hinüberführt, und zu Strabo's Zeit bereits halb verſchüttet war. Man hat ſie ſeitdem verfolgt und das Serapeum, einen großen, ſäulenumſtellten Raum wirklich entdeckt. In ſeiner Mitte führt ein Gang in die Tiefe zu einer großartigen, unterirdiſchen Felſenhalle mit dreißig zimmergroßen, rothen, grünen, ſchwarzen Granitſarkophagen, die in vertieften Kammern zu beiden Seiten ſtehen, ihre Deckel halb zurückgeſchoben und leer. Zumal

bei umfaſſender Kerzenbeleuchtung ſoll es ein impoſanter Anblick ſein. Ob aber dieſe großen Sarkophage Apisochſengräber waren, werden die Inſchriften zeigen. Ein Scheingrab des Oſiris iſt darunter, das mit ausgezeichneten, zum Theil rein goldenen Statuetten gefüllt war. Dieſes ſtimmt mit dem Serapeum, und wenn ochſenköpfige Figuren darunter erſcheinen, ſo iſt es eben Oſiris, dem ja gleichfalls ein Stier, Namens Onuphis, heilig war. Das Ergebniß dieſer bedeutenden Ausgrabung gehört dem Louvre zu Paris.

VII.

Aegypten und die griechiſche Religion.

Die homeriſchen Hymnen.

Wir haben den Gegenſatz der heſiodiſchen Religion zur homeriſchen bereits ausführlich berührt, wie Heſiod die minder helleniſirte, unbeſtimmte, myſtiſche oder gedankenhafte Seite vertrete, Homer eine neue, vollkommen umgeprägte, plaſtiſch fertige Religion darſtelle. Heſiod, haben wir geſagt, ſammelt in ſeiner nächſten Nachbarſchaft auf, was er an phönikiſch-ägyptiſchen Trümmern findet, dort, wo von ſeinen helikoniſchen Weideplätzen aus ſo viel fremde Kultusſtätten in der böotiſchen Ebene ſich zugleich überſchauen laſſen. Er ſammelt und bewahrt, auch was er ſelbſt nimmer verſteht. Wie dagegen Homer Alles vernichtet und aus ſeiner neuen Götterhalle verbannt, was ihm unklar oder plaſtiſch unfaßbar iſt, und ſein Prinzip, die Einheit durch poetiſche Form, auf's gewaltſamſte durchführt, mögen ſeine Götter ſtammen woher ſie wollen, aus jenem mit Heſiod gemeinſamen Götterſtoff ägyptiſcher Herkunft, oder aus helleniſchem Naturdienſt, aus eigener Abſtraktion oder der Sage ſeines Volks.

Wir können den ganzen Homer nicht erschöpfen, um nachzuweisen, was Homer als jüngstes Glied in diesem hellenischen Umprägungsprozeß aus jenem Götterstoff gewonnen habe, der zuvor wohl allenthalben aussah, wie Hesiod ihn überliefert: unbestimmt, mißverstanden, häßlich, aber die Spuren der alten Gedankenverbindung noch festhaltend. Wir wollen aus Homer selbst nur wenige Stellen herauszucken, um seine unmittelbare Einwirkung auf die Kunst und jene ganze plastische Seite hellenischen Lebens, an deren Spitze er für uns steht, zu begreifen.

Ich meine z. B. jene Stelle, wo die flehende Thetis sich an Zeus Knie schmiegt und sein Kinn berührt, aber Zeus

Sprach's und nickt es ihr zu mit dunkeln Brauen, Kronion
Und die ambrosischen Locken des Herrschers wallten ihm vorwärts
Um das unsterbliche Haupt, — es erbebten die Höh'n des Olympos.

Phidias, mit sich ringend um das Ideal eines Zeus, ging über den Markt von Athen und hörte einen Rhapsoden diese Worte vortragen. Da ward sein Zeus ihm klar und er bildete jenen Gewaltigen von Olympia, der das Staunen der Jahrhunderte blieb.

Wenn wir der Nachbildung folgen dürfen, die in einer Büste des römischen Vatikans erhalten ist, so sehen wir den Zeus mit der starken, geisteshellen Stirn, über der die Lockenfülle sich aufbäumt, um zu beiden Seiten in dichten Lockenwänden herabzusinken, so daß tiefe Schatten an den

Schläfen bleiben. Aber die Majeſtät der Stirn und des tiefen, großen Auges iſt gemildert durch die Anmuth von Wangen und Mund — der Mund tief unter dem Lippenbart, der in die reiche Lockenfülle des unteren Bartes übergeht.

Im Tempel zu Olympia ſaß dieſer göttliche Rieſe auf ſeinem hohen Prachtſtuhl — wenn er aufſteht, ſtößt er das Tempeldach ein. Er iſt nackt bis auf das niedergeſunkene Gewand, das Gewand von Gold, er ſelber von Elfenbein.

Dir entweder iſt Zeus herab vom Himmel geſtiegen,
Phidias, oder du ſtiegſt, ihn zu ſchauen hinauf.

Wer ſtarb, ohne ihn geſehen zu haben, war beklagenswerth.

Alſo im Tempel zu Olympia, über ſchwarzem Marmorboden und vor purpurnem Faltenhintergrund ſaß dieſes Rieſenbild des Gottes, des homeriſchen Zeus, der, wie bereits bemerkt, urſprünglich ein Himmelsgott der Hellenen war als Wolkenſammler und Blitzeſchleuderer, aber die menſchlichen Schickſale und Sagengeſchichten des ägyptiſchen Oſiris übernommen hat. Die Vermenſchlichung hat geſiegt und ſein Kultus zu Olympia iſt eine Probe rein homeriſchen Geiſtes.

Wir haben bereits bemerkt, wie aus dem Dienſt der myſtiſchen Götter die dramatiſchen Spiele ſich entwickelt haben, mit dem Dienſt der plaſtiſchen, homeriſchen Götter aber naturgemäß die plaſtiſchen Spiele der Rennbahn ꝛc. ſich verbanden. Glanzvoller waren ſie nirgends als zu Olympia. Wir begreifen die alte Herrlichkeit heute nicht mehr in dem öden Ueberſchwemmungsfeld des Alpheos, wo der heilige

Boden zwölf Fuß tief unter uns vom Geröll des Fluſſes begraben liegt, der ſüdwärts mit ſeinen breiten, gelben Windungen vorüberzieht. Der Ort iſt unerquicklich und unergiebig. Nur vom großen Zeustempel ſieht man noch die Spuren in den Löchern der franzöſiſchen Ausgrabung. Das Feld wird bebaut.

Wir hätten dabei ſein müſſen zur Zeit der alten Herrlichkeit, als dieſer Tempel in ſeiner Altis, dem heiligen Platanenhain ſtand, und hätten das Völkerfeſt ſchauen müſſen, um den ganzen homeriſchen Geiſt dieſes Dienſtes zu begreifen. Dieſer heilige Hain mit ſeinen vielen Altären — darunter der Rieſenaltar des Zeus, worauf das Hauptopfer der Eleer dampfte — mit ſeinen Alleen von ehernen Athletenſtatuen, mit ſeinen Tempeln und Schatzhäuſern. Hier am Eingang der Proceſſionsſtraße in den heiligen Hain, am Thor nach Süden ſtand der wilde Oelbaum, wo ein Knabe mit goldenem Meſſer die ſiebenzehn Zweige für eben ſo viel olympiſche Siegeskränze ſchnitt. Herakles hat ihn gepflanzt. Wir hätten ſehen müſſen, wie außerhalb der Umfangsmauer des Hains die ſtrahlenden Zelte der Theoren ſich reihten, ihre Wagen und Prachtgeſpanne. Das ſind die Opfergeſandten, die an Pracht ſich überbieten, aus allen Staaten von Hellas. Wir hätten die Völker ſehen müſſen, wie ſie begeiſtert ergriffen von der großen Feier, aus drei Erdtheilen zuſammenſtrömen. Mit Eintritt des heiligen Monats war Gottesfriede und hat aller Krieg ein Ende. Wie ſie da ſaßen, ſeit Mitternacht auf dem Platz und aushielten unbedeckten Hauptes unter

der glühenden Sonne, und am Gang der Spiele hängen mit leidenschaftlichster Spannung für die Ehre ihrer Familien und Staaten.

Nur, wer Hellene, wer frei und unbescholten war, durfte theilnehmen — der Herold forderte zur Einsprache auf — und nur, wer unter dem Auge der Richter im Gymnasion zu Elis zehn Monate lang sich vorgeübt hatte.

Dann treten die nackten Wettläufer nach dem Loos aus silberner Urne zusammen und fliegen durch die Bahn. Diese Bahn, das Stadium, haben wir dort am östlichen Hang des steilen, spitzen, jetzt mit Fichten besetzten Kronoshügels zu suchen, der in die Ebene hereintritt und einst die Nordostecke des Altishaines war. Die nackten, geölten und bestäubten Ringer wälzen sich am Boden, und zwar unterm Auge der Hellenenrichter, am untern, südlichen Ende der Bahn. Im furchtbaren Faustkampf werden Ohren und Zähne mit ehernem Handschuhriemen zerschmettert, und bleibt auch wohl Einer todt auf dem Platz. Im Waffenlauf, der, wie es scheint, den ersten Tag der Männerkämpfe schloß, tragen die Läufer einen Schild.

Der glänzendste Theil war das Wagenrennen am zweiten Tag der Männerkämpfe. Voraus giengen Knabenkämpfe, die nicht minder gefeiert und besungen werden. Die Wagen mit Rossen oder Maulthieren, Füllen oder Ausgewachsenen, das Viergespann mit vier Rossen neben einander. So wie das Seil gefallen ist, rennen sie hinaus im Hippodrom, und müssen links um die Zielsäule wieder zurück, die innerste

Axe haarscharf um den Stein. Auch von diesem Hippodrom ist nichts mehr zu erkennen, er erstreckte sich aber vom unteren Ende des Stadiums am Altishain ostwärts in die Ebene. Das Pentathlon, vermuthlich auch am zweiten Tag, war wohl die schönste, allseitigste Uebung: Laufen, Sprung, Wurfspieß, Diskoswerfen und Ringen. Da schwangen sich die Springer mit beschwerten Händen unter Flötenmusik; der Diskos, die glatte, schwere, eherne Scheibe, schwirrt durch die Luft, wer am weitesten träfe ꝛc.

Es war das Höchste, was ein hellenisches Menschenleben ersehnen konnte, wenn die purpurnen Hellenenrichter im Tempel des Zeus, wo ihre Stühle zu Füßen des Kolossalbildes stehen und die Kränze auf dem heiligen Tisch liegen — wenn sie dem Sieger seinen Palmzweig reichen und den Olivenkranz aufsetzen. Das ist Alles, was Zeus verleiht. Aber der Herold ruft den Namen und die Vaterstadt des Siegers in die begeisterte Menge hinaus.

Stirb, denn in den Himmel wirst du nicht steigen, konnte man dem alten Sieger Diagoras zurufen, als seine so eben bekränzten Söhne ihn umhertrugen.

Dankopfer und Siegesschmaus dauerten in die vollmondhelle Nacht. Mit dem Jubelruf: Tenella! begann das Lied des Archilochos, welches man sang:

O ruhmgekrönter Siegesfürst, Herakles, Heil, Tenella!
Heil dir und auch Jolaos, beide speerberühmt, Tenella.

Der Sieg gehörte nicht minder der Vaterstadt des Siegers, als ihm selbst. Er konnte, welche er wollte, als

Heimath nennen. Sie nahm ihn jubelnd auf und theilte ihm Güter zu.

In dieſen gymniſchen Spielen nun beſtand der ganze Kultus auf dieſer Seite helleniſchen Lebens. Man richtet das ruhig erhabene Bild des Gottes im Tempel auf und ſtaunt es mit Andacht an, man zieht in glänzenden Proceſſionen, aber im vollen Licht der Sommerſonne, von Altar zu Altar, und weiht ihm die Opfer, deren Fleiſch man ſelber für Siegesſchmaus und Feſtleben braucht. Der Reſt iſt Freude und weltlicher Verkehr.

Wir finden bei allen plaſtiſch und homeriſch ausgeprägten Göttern dieſe Spiele als Kultusform. Zu Nemea, dem einſamen Hochthal, in das wir einlenken auf dem Weg von Mykene nach Korinth, verlieh Zeus einen Eppichkranz. Jetzt ſtehen noch drei Säulen ſeines Tempels inmitten von deſſen Trümmerſturz. Auf dem Iſthmos, wo wir das Heiligthum der iſthmiſchen Spiele unweit vom Hafen Schoinos, dem nördlichen auf der Oſtſeite, jetzt Kalamaki, finden, verlieh Poſeidon einen Pinienkranz. Es iſt aber nicht die niedrige, hellgrüne Kiefer, wie ſie nun die Gegend überwuchert, ſondern ein hoher Hain der Edelfichte oder Pinie umſchloß das Heiligthum und lieferte den Kranz. Dieſes Heiligthum des Poſeidon erkennen wir in einer gewaltigen Burgplatte, die nordwärts an die große Iſthmosmauer ſchließt, mit der Ausſicht auf den Golf von Salamis und Aegina, kurz bevor man auf der Straße von Korinth über den mäßigen Iſthmosrücken herüber den Hafen Schoinos erreicht. Auch

Athene auf der Akropolis von Athen verlieh Siegespreise bei ihren Panathenäen, und zwar einen Krug mit Oel vom heiligen Oelbaum, der inmitten ihres Erechtheums wuchs. Dort ist schon der panathenäische Festzug nach der Burg hinauf, der seine Theilnehmer nach der Schönheit auswählt — Reiterjugend und Wagenlenker, Jungfrauen und Greise — die vollkommenste Ausprägung homerischen Geistes.

Wir haben gesagt, daß wir nicht den ganzen Homer durchstreifen können, um nachzuweisen, was er Alles aus dem alten Götterstoff neugewonnen habe. Aber die homerischen Hymnen wollen wir durchstreifen, wenigstens zwei davon: den Hymnos an Apoll, der uns eben noch ein Beispiel homerischen Dienstes giebt, und den Hymnos an Demeter, welcher den Gegensatz der mystischen Religion uns bietet. Wir werden in beiden Gebieten sehen, wie die ägyptischen Sagen sich hellenisirt haben.

Den Hymnos an Apoll, wie unsre Sammlung ihn bietet, haben wir zu theilen in einen Hymnos auf den delischen Apoll und einen auf den pythischen. Die erste Hälfte, wie bereits bemerkt, ist uns unzweifelhaft von Homer selbst. Wenn man die historischen Zeugnisse nicht achtet, welche diese Dichtung für sich hat, so wollen wir sie selbst für sich reden lassen.

Wie doch soll ich dich preisen, den vielfach preislichen Herrscher?

Der Dichter will singen, wie Leto zur Freude der Menschen ihn geboren hat. Schon so viel schöne Inseln und luftige

Vorgebirge, alle namentlich genannt, ſchattige Gebirge und reiche Städte hat Leto in ihren Wehen betreten, ob keines der Länder ihrem Sohne zur Wohnſtätte werden wolle. Aber ſie fürchten ſich alle vor Hera's Eiferſucht gegen Leto. Nur die arme Felſeninſel Delos freut ſich ihrer, wie Leto ihr vorſtellt:

Reich nicht biſt du an Stieren, ſo denk' ich, oder an Schafen,
Noch auch bringeſt du Wein, noch ſproſſeſt du Pflanzen in Unzahl.
Hätteſt du aber den Tempel des fernhinſchießenden Phöbos,
Ja, dann brächten die Menſchen dir allzumal Hekatomben,
Hier verſammelt zum Feſt, und es dampfte der Opfergeruch ſtets —

Das möchte Delos gern, aber man ſagt, Phöbos Apollon werde ein ſtolzer Gott ſein, der unter Menſchen und Göttern herrſcht, und da fürchtet Delos, er möge, ſobald er das Licht erblickt habe, eine Inſel verachten, die nur Felſengrund ſei,

Und mit dem Fuß mich ſtoßen herumgewälzt in die Meerfluth.
Mir dann werden allhier um's Haupt ſtets Wogen in Fülle
Spülen, und Er geht fort in ein anderes Land, wo es gut ihm
Dünkt, ſich den Tempel zu gründen und heilige Waldbaumhaine.
Doch die Polypen, die werden ihr Bett und die dunkeln Robben
Wohnungen machen in mir, ſorglos, denn es fehlen die Menſchen.

Aber, wie Delos es wünſcht, ſchwört Leto beim hinabrollenden Waſſer der Styx, was der größte und furchtbarſte Schwur der Götter iſt, daß der duftende Altar des Phöbos ewig hier ſein werde und Delos von ihm hochgeehrt vor Allen. Aber neun Tage und Nächte in ihren Wehen kann Leto nicht gebären — die Göttinnen ſind zwar alle verſammelt,

aber die entbindende Eileithyia fehlt, die von der eifersüchtigen Hera in goldenen Wolken zurückgehalten wird. Die Göttinnen senden die Iris, um der Eileithyia insgeheim ein Halsband zu versprechen, neun Ellen lang, aus goldenen Fäden geknüpft. Eileithyia läßt sich bewegen und sie kommen, schüchternen Tauben gleich, im Flug.

Also eine so niedliche Figur ist aus der furchtbaren Göttin geworden, der die Phöniker in jener oberägyptischen Stadt Eileithyia Menschenopfer brachten. Der Name ist phönikisch, Joledeth, die Gebären machende. Auf ägyptisch heißt sie gewöhnlich Suan, die Göttin von Syene oder Assuan, erscheint geierköpfig, das Bild der Mütterlichkeit, und mit Pfeil und Bogen, den Bildern der Geburtsschmerzen. Sie ist den Aegyptern eine Form der Pascht, der großen Raum- und Schicksalsgöttin. Also unter dem phönikischen Uebersetzungsnamen Eileithyia ward sie von den Phönikern weiter getragen, und finden sich allenthalben in Griechenland ihre Tempel, oder, wie auf Kreta, ihre Kluft, abermals eine Erinnerung an die große Raumgöttin der Aegypter deren Tempel öfters eine Kluft war.

Als nun Delos betrat die entbindende Eileithyia,
Kam das Gebären die Göttin an, und sie wollte gebären,
Und mit den Armen umschlang sie die Palm' und stützte die Kniee,
In den erschwellenden Rasen und unter ihr lachte die Erde,
Und er entwand sich an's Licht und die Göttinnen jauchzten zusammen.

Kann es ein schöneres Bild der Geburt geben? Wie

die Göttinnen ihn mit klarem Waſſer waſchen, in ein zartes, weißes Gewand hüllen und ein goldnes Band herumſchlingen —

Und es freute ſich Leto,
Daß ſie den mächtigen Sohn, den bogenbewehrten geboren.

Wie er aber genoſſen hat von der ambroſiſchen Speiſe, welche Themis ihm darreicht, da hält kein Band. Phöbus Apollon tritt heraus und ſpricht:

Mir ſei theuer die Kithar und mir der gekrümmte Bogen,
Aber den Menſchen verkünd' ich des Zeus untrüglichen Rathſchluß!

Da ſtaunen die Göttinnen, wie ſie auf der Erde ihn einhergehen ſehen, mit gelösten Locken und die Inſel Delos blüht auf, wie von goldener Waldung.

Leto, wie wir geſehen haben, oder Reto, wie ſie ägyptiſch heißt, war den Aegyptern eine irdiſche Verkörperung der großen Göttin des Urraums, Hüterin der Weltordnung, derſelben Paſcht, welche in einer ihrer Eigenſchaften von den Phönikern als Ilithyia überſetzt iſt. Zu dieſer Leto flüchtete Iſis ihre beiden Kinder Horus und Bubaſtis, Apoll und Artemis, um ſie der Nachſtellung ihres Oheims Typhon zu entziehen. Was aus dieſem Typhon, jenem feindlichen Bruder des vergötterten Königs Oſiris und Reichsverweſer in Aegypten während deſſen Abweſenheit, im apolliniſchen Sagenkreis geworden iſt, werden wir ſpäter ſehen. Alſo Leto nahm die verfolgten Kinder des Königs Oſiris — denn das Ganze iſt eine ägyptiſche Regentengeſchichte — bei ſich auf, und wurde in der Hauptmaſſe der griechiſchen Ueber-

lieferung zu ihrer wirklichen Mutter. Aus der Flucht der Isis vor dem herrschsüchtigen Schwager wird das Irren der Leto, und weil Typhon, der in ganz anderer Gestalt wieder erscheint, als Motiv der Flucht weggefallen war, wird in der Eifersucht der Hera ein neues erfunden. Auf einer Insel findet Leto mit dem im Mutterleib verfolgten Kind endlich Ruhe — und beim Tempel derselben Leto in der ägyptischen Stadt Buto, die ihr eigen war, zeigte man dem Herodot einen See und eine Insel darin, als den Ort, wo jene Kinder Schutz fanden. Auf der Insel stand, von vielen Palmen überschattet, ein großer Tempel des jüngeren Horus oder Apollons. Also aus jener historischen Thatsache aus der Familie des Osiris, daß zwei verfolgte Königskinder im Tempel der Leto zu Buto im Delta Schutz und Versteck fanden — eine Geschichte, die schon in ältester ägyptischer Zeit mit dem ganzen Haus des Osiris zu göttlichem Rang erhoben war, ist unsere delische Sage der fernste Wellenschlag, natürlich ohne ihres Ursprungs sich zu erinnern.

Der jüngere Horus, letzter Götterkönig von Aegypten, der im unterweltlichen Todtengericht unter dem Wagbalken steht, und auf das Zünglein merkt, hat auf Delos seinen Sperberkopf abgestreift und ist der schöne Gott mit dem silbernen Bogen geworden. Nur die Aussendung sanften Todes, der bei Homer von Apollons Pfeilen herrührt, ist noch eine Erinnerung an jenen Horus, der die Seele des Sterbenden in Empfang nimmt.

Du haſt viele der Tempel und viel baumprangende Haine,
Dir ſind alle die Warten geliebt und die ſpitzigen Kuppen
Hoher Gebirg', und hinab in's Meer ſich ergießende Ströme,
Aber an Delos erfreuſt das Herz du am meiſten, o Phöbos!

Mit herzlicher Freude ſchildert der Dichter das Feſt, wo die Jaonen oder Jonier in langem Gewand ſich verſammeln mit Kindern und Frauen, um den Gott durch Fauſtkampf und Reihentanz und Geſang zu feiern.

Ja für Unſterbliche hielte, für ſtets Unalternde Dieſe,
Wer hinkäme zur Zeit, da die Jonier alle verſammelt;
Denn er gewahrte von Allen den Reiz, und labte die Seele
Hin auf die Männer zu ſchaun und ſchön umgürtete Frauen,
Auch die Schiffe, die ſchnellen, und mancherlei Reichthum drinnen.

Er wendet ſich an die Töchter von Delos: Ihr ſeid ein Wunder, wie ihr dem Ferntreffer dient! Vermuthlich führten ſie das Irren der Leto auf, die Stimmen der Länder, die ſich entſchuldigen im Dialekt, ſo daß die Verſammelten ſich ſelber zu hören meinen. Hier ſind es nur Stimmen, Töne, verſchiedene Muſik der Länder, wovon er weiß, denn er ſelber iſt blind, wie wir ſogleich ſehen, und wo er vom Feſte ſprach, da läßt er einen Andern für ſich ſchauen: Wenn einer käme, ſagt er.

Aber wohlan, ſei mir ſammt Artemis gnädig, Apollon,
Lebet ihr Alle wohl —

bricht er auf. Der Hymnos iſt ein Nachſpiel nach vollendetem epiſchem Vortrag, der natürlich, wie Alles in Griechenland, nur im Wettkampf zu denken iſt. Aber wenn irgend ein Fremdling kommt und fragt:

Jungfraun, was für ein Mann, der lieblichſte unter den Sängern
Wandelte unter euch, von dem ihr am meiſten entzückt ſeid?

dann antwortet:

Ein erblindeter Mann, der die felſige Chios bewohnet,
Deſſen Geſang unerreicht noch herrſchen wird in der Zukunft.

Wir haben in der Vorleſung über Homer bereits bemerkt, warum wir überzeugt ſind, daß nur Homer ſelber ſo reden könne.

Jetzt iſt die Inſel Delos wieder eine unbewohnte Klippe wie zuvor und Eigenthum einer Ziegenheerde. Keine Palme iſt mehr zu ſehen und nur dürftiges Geſtrüpp wuchert zwiſchen den Granitfelſen des einſt weltberühmten Berges Kynthos und zwiſchen den zahlreichen, aber übel mißhandelten Gebäudereſten. Man erkennt noch den Apollontempel und die Trümmer einer Koloſſalſtatue Apolls, das Theater, Gymnaſion, Treppen, die auf den Kynthos führen, Ciſternen und viele Granitſäulen, die um den Hof der Häuſer ſtanden, Alles klägliche Reſte. Gegenüber der einſtigen Stadt, nordwärts liegt die größere Inſel Rhenäa, mit der Gräberſtadt von Delos, weil Delos zu heilig war, um Leichen aufzunehmen. Rhenäa iſt nicht minder wüſte. Das Schönſte iſt die ſchöne See und die Inſelformen der Kykladen, die nah und fern, heller oder blauer daraus auftauchen.

Wenn der Hymnos an den deliſchen Apoll von Homer iſt, ſo iſt's erklärlich, warum er den Handſchriften der Odyſſee angehängt wird, und wenn Ein Hymnos daran hängt, ſo iſt's erklärlich, daß noch mehrere ſich hinzuſammeln.

Der zwette, den wir losreißen müſſen von den eben durchſtreiften Blättern, mit denen er äußerlich eins iſt, gewinnt eine ſo myſtiſche Färbung theilweis, daß ſein Gegenſatz zur homeriſchen hellen Poeſie augenſcheinlich iſt. Dieſer Hymnos auf den pythiſchen Apoll fängt zwar, ähnlich wie der erſte, mit einer Schilderung an, wie Apollon, der ſchöne Gott, im Kreiſe der Götter ſeine Kithara rührt, während die Muſen im Wechſelgeſang ſingen, und andre jugendliche Göttinnen ſich im Tanz die Hände reichen. Es ſind, ſcheint's, Einſchiebungen, die ihn der älteren heſiodiſchen, nicht völlig homeriſirten Poeſie wieder näher bringen.

Wie doch ſoll ich dich preiſen, den vielfach preislichen Herrſcher?

Ein Liebeswerben oder Orakelſtiften? Es iſt das letztere. Schon manche Länder hat ſich Apollon beſehen, die ihm nicht gefielen, damals, als die Weizengefilde von Theben noch unendlicher Wald ohne Weg und Steg waren. Er kommt zum weidereichen Haliartos in der Ebene des Kopaisſees, und ſteht bei der Quelle Telphuſa, wo der Ort ihm ohne Tadel ſcheint.

Hier, Telphuſa, gedenk ich den herrlichen Tempel zu gründen,
Weiſſagthum dem Geſchlechte der Sterblichen, welche beſtändig
Werden hierher mir führen vollkommene Feſthekatomben,
Alle, ſo viele da hauſen im fruchtbaren Peloponneſos,
Und die Europa bewohnen und meerumfluthete Inſeln,
Holend Orakel, und Ich will dann die untrüglichen Schlüſſe
Allen verkündigen hier, wahrſagend im herrlichen Tempel.

Das gefällt aber der Telphuſa übel, wie ſie Apoll den Baugrund legen ſieht, und wird ihr für den eigenen Ruhm

bang. Das ſei kein Platz für einen Tempel, meint ſie, wo die vielen Roſſe und Maulthiere zur Tränke kommen, deren Getös den Gott ja ſtören müſſe. Sie verſucht ihn mit ſchlauen Worten, ſeinen Tempel doch lieber am Felſenhang des Parnaß zu errichten, oben, wo niemals ein Wagen zu hören ſei. Und Apollon glaubt und geht.

Kamſt nach Kriſſa ſodann am Fuß des beſchneiten Parnaſſos,
Am gen Weſt vorrückenden Abhang, aber darüber
Hänget die Felswand her, und es tieft ſich drunten die rauhe
Thalſchlucht —

Die Landſchaft iſt vollkommen ſchön und richtig geſchildert. Ein Felſenhügel, der die kyklopiſche Umwallung der genannten alten Kriſſa noch trägt, tritt in den herrlichſten Olivenwald Griechenlands, ein Meer von Silberſchimmer, hinaus. Dieſe Ebene des Walds zwiſchen gewaltigen Gebirgsmaſſen öffnet ſich in geringer Breite nach einer Bucht des korinthiſchen Golfs. Hinterwärts, wo der Hügel Kriſſas mit dem Parnaß zuſammenhängt, zeigt dieſer die hohen phaidriadiſchen Felswände. Eine tiefe Schlucht, zur Rechten, nämlich die von Delphi ſelber, welche hier mündet, trennt Kriſſa von der benachbarten Bergwand der Kirphis. Delphi ſelber bleibt unſichtbar am Fuße jener in die Schlucht hinaufrückenden Felswände des Parnaſſos. Der Olivenwald drängt aus der Ebene in die ſchmale Schlucht zwiſchen Parnaß und Kirphis — es iſt das meiſt trockene Bette des Pliſthosfluſſes — hinauf bis an den Fuß der delphiſchen Terraſſen.

Hier nun denk ich fürwahr mir den prangenden Tempel zu gründen,
Weiſſagthum dem Geſchlecht der Sterblichen ꝛc.

wiederholt Apollon und legt den Baugrund. Darüber legen Trophonius und Agamedes die ſteinerne Schwelle — jene mythiſchen Baumeiſter, an deren Namen ſich eine uralte ägyptiſche, und in Urzeit aus Aegypten eingewanderte Geſchichte gehängt hat, jene Sage vom Schatz des Rhampſinit, der älteſte Schwank der Welt, den Herodot wieder friſch aus Aegypten mitbringt. Die ſteinerne Schwelle, unter der nach Homer ſo große Schätze liegen ſollten, ward im phokiſchen Krieg erbrochen, aber nichts gefunden.

Aber den Tempel erbauten unzählige Schaaren der Menſchen
Ganz von gehauenen Steinen, zu ſein preiswürdig für immer —

Zwar nicht von dieſem älteſten Tempel, wohl aber von ſeiner Erneuerung nach einem Brand zu Anfang des ſechsten Jahrhunderts aufwärts haben wir noch den ganzen Sockel auf einer der mittleren Terraſſen von Delphi übrig. Es war die mächtige atheniſche Familie der Alkmäoniden, die den Tempel in Pacht genommen, und koſtbarer, als ſie verpflichtet war, mit einer Front von pariſchem Marmor wieder hergeſtellt hatte. Aber dem alten Trophonios ſelbſt ward jene Kammer aus fünf Steinen zugeſchrieben, in der die Orakelfragenden ſich niederſetzten, unmittelbar vor der prophetiſchen Höhle ſelbſt. Dieſe Kammer wurde aufgedeckt, als ich eben anweſend war, im Raum des Tempels, der jetzt durch ein Bauernhaus und deſſen Hofraum eingenommen

wird. Der Bauer wollte noch ein Haus hineinſetzen und ſtieß beim Graben auf jene, faſt bis an die Decke verſchüttete Kammer. Das Weitergraben wird ihm unterſagt, aber wer weiß, wann und von wem es aufgenommen wird. Der arme Mann hat jetzt ein großes Loch im Hof, das er verwünſchen wird. Und das Nachgraben auf jenen wenig bedeckten Felsterraſſen wäre ſo leicht, und nicht möglich ohne die wichtigſten Funde. Ueber die große, kyklopiſche Terraſſenwand, welche den Tempel und ſeine heilige Flur mit den vielen Schatzhäuſern und Statuen ꝛc. trug, ſind die Frieſsblöcke herabgeſtürzt. Man braucht unten nur umzuwenden, um die intereſſanteſten alten Bildwerke zu haben, z. B. ein Viergeſpann, vier Pferde in erhobener Arbeit, die ſich decken und dennoch genial auseinanderheben, von prächtiger Kraft und Friſche, das Haar in den alterthümlichen und ägyptiſchen Zackenlinien.

Nahe dabei doch rinnet der herrliche Quell, wo die Drachin
Streckte der Herr, Zeus Sohn, mit dem mächtigen Bogen
darnieder.

Die phädriadiſchen, von Adlern umſchwärmten Felswände, von deren Fuß die Bergterraſſen mit dem einſtigen Delphi und dem heutigen Dorf Kaſtri in das Pliſthosbett hinabſteigen, während gegenüber die ſteile Bergwand der Kirphis ſich erhebt — dieſe Felswände des Parnaſſos ſind in der Mitte durch einen großen, aber wenig tiefen Spalt getrennt, in dem zuweilen ein Gießbach herabſtürzt. Im Grunde dieſes Spalts entſpringt der kaſtaliſche Quell, und im Felſen

rechts iſt die große Niſche zum Bad der Pilger, der Schuldigen, die hier Sühnung ſuchten. Die Quelle wühlt ſich ein tiefes Bett in's Thal hinunter. Der Apollontempel bleibt auf dem rechten Flügel der von dieſer Mitte aus faſt theatronartig geordneten Stadt Delphi, oder links, wenn wir der Quelle uns zuwenden.

Alſo hier, denn wenn die Quelle nicht näher bezeichnet iſt, müſſen wir die auffallendſte und ſtärkſte wählen, obgleich auch noch andre heilige Bedeutung haben — hat Apollon den Drachen erlegt. Der Drache und der Ort heißt Pytho, was in einer langen heſiodiſch myſtiſchen Einſchiebung in unſern Hymnos, die nun folgt, vom griechiſchen Wort πύθω, faulen, abgeleitet wird, weil der Drache unter Helios Strahl hier verfaulen mußte.

Aber offenbar iſt der Drache Python nichts anders als eine Korruption des Typhon, und wir ſtoßen wieder auf unſere Oſiridengeſchichte. Jener verfolgte Knabe Horus Apollon, der im Tempel der Leto zu Buto Schutz fand, die bei den Griechen ſeine Mutter wurde, er hat ſich, herangewachſen gegen ſeinen Oheim Typhon, den Mörder ſeines Vaters Oſiris, erhoben und in der Schlacht bei Antaiopolis ihn beſiegt und getödtet. Er hat ihn getödtet mit Hülfe ſeiner Mutter Iſis, die darum Boreſethphone, Boreſestödterin heißt, denn Boreſeth iſt der gewöhnliche Name Typhons — Perſephone. Die Iſis, wie wir noch näher ſehen werden, iſt Perſephone, die Iſis in ihrer unterweltlichen Bedeutung. Und Typhon, den wir bei Heſiod zu einem

himmelstürmenden Ungeheuer werden sahen, ist hier zum Drachen Python wieder eingeschmolzen, dem Besiegten des Apollon.

Und merkwürdig, wie wir so oft sehen, daß eine ägyptische Gottheit unter verschiedenen Namen zu verschiedenen griechischen Göttergestalten wird, die wieder unter einander in alle möglichen Konflikte und Mythenverknüpfungen gerathen können, so berichtet hier jene hesiodfarbige Einschiebung in unsern Hymnos: Dieser Drache, oder diese Drachin Pytho habe den Typhon ernährt. Und zwar habe Hera diesen Typhon geboren. Nämlich im Zorn auf Zeus, der ohne weibliche Hülfe, allein aus seinem Kopf die Athena, eine so stattliche Göttin hervorbrachte — wir sehen, wie unhomerisch schon diese Vorstellung ist — aus Zorn habe auch Hera sich abgesondert, mit der Hand auf die Erde geschlagen und die Erde angerufen, die auch wirklich sich erschütterte. Aber was gebar Hera, als das Jahr um war, das sie in ihren Tempeln verharrte? Den Typhon, den sie zu einem ähnlichen Unheil, zu jener Drachin trug, die eigentlich selber schon der Typhon ist.

Wie auf Delos von jenen delischen Jungfrauen vermuthlich das Irren der Leto dargestellt wurde, so ist Apollons Sieg über den Drachen eine stehende Aufgabe für das Fest in Delphi. In einem Musikstück, natürlich im Theater vorgetragen, dessen Spuren oberhalb des Tempels unter den Hütten von Kastri noch zu erkennen sind — im sogenannten Pythischen Nomos konnte man den Kampf von seinem

Vorſpiel an durch alle Stadien verfolgen bis zum Triumph des Gottes. Es geſchah mit Flöte und Kithara, und das Verenden des Unthiers wird mit ziſchenden Syringen begleitet.

So ſteht auch Apollon in ſeiner belvederiſchen Niſche, der junge Gott, der nicht Adern noch Muskelpolſter braucht, deſſen Pfeile wie von ſelber fliegen, während er verachtend weiter ſchreitet. Der Kampf iſt ihm ein Spiel. Es läßt ſich nicht läugnen, daß mit dieſer reizenden, homeriſchen Ausprägung ſeiner Geſtalt er an Inhalt und Tiefe verloren hat. Was bleibt von ihm übrig ohne dieſe Geſtalt? Was iſt er anders als der Lord Apollon, der nicht zu arbeiten braucht wie Herakles in ſeiner unendlichen Mühſal, der höchſtens einige Abenteuer hat und dennoch bewundert wird, und der Stolz ſeiner Mutter Leto iſt. Sein Urbild, der ſperberköpfige Horus arbeitet ernſthaft im Todtengericht, und ſein Sieg über Typhon war die Befreiung Aegyptens, deſſen letzter Götterkönig er wurde, war die Vernichtung oder Bändigung des böſen Prinzips, zu dem Typhon ſich allmählig ſteigerte, und nicht ein gelegentliches Abenteuer, wie Apolls Kampf mit dem Pytho. Das Alles hat dieſer genial von ſich abgeſtreift und liegt eben darin der Reiz ſeiner Geſtalt. Es muß auch vollkommen glückliche geben, Jugend, Schönheit, Göttergenuß. Aber was er ſelber hat, das mag Apollon, der Gott der Klarheit und des Maaßes, auch Andern gönnen. So wächst ihm hier eine neue und tiefere Bedeutung. Der Schuldige, der genug gelitten hat,

darf zu ihm flüchten und an seinem kastalischen Quell in Delphi sich sühnen, und Apollon jagt die Erinnyen zurück, die ihr Opfer verfolgen.

Wie kommt aber Apollon zum Orakelgeben? Nach einer Sage hat hier in Delphi zuerst die Nacht geweissagt. Die Nacht aber ist nichts anderes als Apolls Mutter oder Pflegemutter Leto, jene irdische Verkörperung der Pascht, welche die Göttin des dunkeln Urraums ist. Die Göttin des Urraums ist die Wächterin dieses Raumes, und hat den Löwenkopf, denn der Löwe bedeutet Wache, und ist Schicksalsgöttin. Als solche kann sie am besten Orakel geben, und thut es in ihrer irdischen Verkörperung als Leto, welche gleichfalls mit dem Löwenkopf dargestellt wird. Das Orakel der Leto, in ihrer Stadt Buto, eben dort wo das verfolgte Kind Apollon Schutz fand, war das berühmteste in Aegypten. Leto wird ausdrücklich Göttin der Nacht genannt, weil der Urraum finster gedacht ist und das Schicksal in dieser Nacht ruht. Diese Nacht also oder Leto hatte zuerst das delphische Orakel und von ihr hat es Apollon überkommen.

Es war ein Erdspalt im Hintergrund des Tempels, aus dem der prophetische Dunst aufstieg. Ein eherner Dreifuß war als Sitz für die orakelsprechende Pythia hineingelassen, und gewöhnlich mit Lorbeerzweigen und Kränzen fast verdeckt.

Auf dem Hippodrom in Konstantinopel, jenem historisch so erinnerungsreichen Platz, wenn auch die Erinnerungen meist furchtbar sind — dessen eine Längenseite Sultan Achmeds Moschee zwischen ihren sechs Minarets mit den Arkaden

ihres Moſcheegartens ſäumt, während links, an der ſchmalen Seite die Aja Sophia ihre flache Kuppel über den Gewaltpfeilern hebt — auf der ehemaligen Spina dieſes Hippodroms ſteht nebſt einem Obelisken von Thotmes III. ein dreifaches Gewinde von koloſſalen grünen, bronzenen Schlangenleibern. Das gilt für den Reſt des delphiſchen Dreifußes. Die drei Schlangenköpfe fehlen und die Türkenjungen werfen mit Steinen ein Stück Bronze nach dem andern herunter. Wenn man jenen Erdſchlund reinigte, was ſo leicht zu thun wäre, ſo müßte man ſehen, ob ein ſo koloſſales Gerüſt hineinpaſſe. Wir wiſſen daß Kaiſer Konſtantius das dreifache eherne Schlangengewinde, das den goldnen Keſſel oder Sitz der pythiſchen Prieſterin trug, nach Konſtantinopel bringen ließ. Der Ort der Aufſtellung iſt eine weitere Bürgſchaft. Der goldene Keſſel ſelbſt, ein Weiheſtück aus der Beute von Platää, war bereits im phokiſchen Krieg von den Tempelräubern aufgebracht worden. Daß der Dreifuß des Hippodroms nicht mit den Vaſenbildern ſtimmt, die das delphiſche Geräth darſtellen wollen, würde nichts zu ſagen haben.

Wir nehmen den Hymnos wieder auf. Apollon hat ſich des Betrugs der Telphuſa erinnert, die wohl glaubte, der junge Gott werde durch den Drachen umkommen, und hat ihr einen Stein vor ihren Quell geworfen. Die Quelle Telphuſa ſieht man am Fuß der helikoniſchen Felswand Petra, wo ſie den Boden verſumpft und von der Ueberſchwemmungsgrenze des Kopaisſees faſt erreicht wird. Auf dem Fels iſt der Unterbau eines Apollontempels. Aber

jetzt bedenkt Apollon, welcherlei Menſchen für ſeinen heiligen Dienſt er wählen ſolle und erblickt auf der See ein kretiſches Schiff mit trefflicher Bemannung. Er eilt ihnen entgegen, und wirft ſich in Geſtalt eines Delphins aus dem Meer in ihr Schiff, daß es erſchüttert und ſie beben, vor Entſetzen ſtumm. Das Schiff ſchießt an allen Vorgebirgen, Städten, Inſeln vorbei, um den ganzen Peloponneſos herum in den Golf von Korinth und die Bucht von Kriſſa, wo es im Sande auffährt.

Ein Delphin iſt Apollon natürlich nur geworden dem Namen Delphi zu lieb — eine Luſt zu etymologiſiren, die bei den Griechen uralt iſt und noch heutzutag dieſelbe. So viel Verkehrtes dabei herauskommt, ſo iſt doch manch hübſcher Mythus in ſolchem Streben, den Worten einen Sinn unterzuſchieben, erfunden worden.

Die Fahrt aus dem korinthiſchen Golf in die Bucht von Salona hinauf wenigſtens möchten wir immer wieder mitmachen — das klare Meeresbecken zwiſchen den mächtigen, zum Theil bewaldeten Gebirgsmaſſen der Jona links und der Kirphis rechts, während der majeſtätiſche Parnaß im Hintergrund abſchließt. Wir ſehen die phädriadiſchen Felswände, die in's Thal von Delphi hinaufziehen, und den tiefen Spalt des kaſtaliſchen Quells, aber Delphi ſelber, der Mittelpunkt der helleniſchen Welt, bleibt geheimnißvoll verborgen. Wolken kommen aus der Schlucht herausgezogen, der wir mit wahrhafter Andacht nahen. Durch jenen Olivenwald von einziger Pracht, der ſich links nach Salona, dem

alten Amphiſſa zu, weit in die Berge hineinzieht, geht es hinauf nach Chryſo. Nur müſſen wir uns hüten, wenn wir ein Maulthier reiten, daß dieſes uns nicht in einer Olive hängen läßt, wie den König Abſalon, und davonläuft. Die unlenkſame Beſtie geht wie ein Mühlrad, wenn ſie einmal im Gang iſt. Chryſo, ein reicher Ort am Hang des Parnaſſes, hinter jener kyklopiſchen Umwallung des Felſenhügels der alten Kriſſa, die gleichfalls in unſerm Hymnos die rebenreiche, glückliche heißt — und unter jenen Felswänden rechts hinauf bis zu den Tennen von Kaſtri oder Delphi, wo man zum letztenmal das Meer ſieht.

Jetzo entſchwang ſich dem Schiffe der Herr, Ferntreffer Apollon,
Gleichend dem Stern, der mitten am Tag ſcheint, aber die Funken
Stoben in Menge von ihm.

Er geht in ſein Heiligthum durch die Reihen der Dreifüße und zündet ein Feuer, daß ein Lichtglanz über Kriſſa kommt.

Es heulten die Frauen
Derer von Kriſſa laut und die ſchön umgürteten Töchter
Unter des Phöbos Schwung, denn jeglichen faßte ein Schauer.

Apollon kommt, wie ein reifer Jüngling, dem die Locken auf die Schultern fallen und fragt die Schiffer, als ob er ſie nicht kenne, eröffnet ihnen aber ſchließlich:

Zeus Sohn bin ich ſelbſt und Apollon rühm' ich zu ſein mich.
Euch doch führt' ich hierher durch's mächtige Meeresgewäſſer,
Keinerlei Arg euch ſinnend, vielmehr den geſegneten Tempel
Werdet ihr haben dahier, ſehr hoch von den Menſchen geehret.

Sie müſſen ihm einen Altar an der Brandung bauen, Gerſte opfernd verbrennen, und im Kreiſe herumſtehend zu ihm, dem delphiſchen Apollon, beten.

Aber nachdem ſie die Luſt nach Trank und Speiſe geſtillet,
Giengen ſie, aber es führte ſie Zeus Sohn, Herrſcher Apollon,
Tragend die Leier in Händen und ganz zum Verwundern ſie ſpielend,
Herrlich und hoch hinſchreitend, es folgten ihm aber die Kreter
Stampfenden Schritts nach Pytho und ſangen den Jepäaon,
Wie bei den Kretern ertönet der Päan, denen die Muſe
Selber fürwahr in den Buſen gelegt ſüßtönende Lieder.
Rüſtig erſtiegen ſie aber die Anhöh', und ſie gelangten
Zu dem Parnaſſos dann, zu dem lieblichen Ort, wo ſie wohnen
Sollten in Zukunft.

Aber Eines will dem kretiſchen Führer doch nicht einleuchten. Wovon leben, bittet er zu bedenken.

Nicht iſt Weinland hier, noch Wieſengefild, noch Saatfeld,
Selber zu leben davon und Andern auch zu verleihen —

Die heutigen Bewohner von Delphi haben ihre Felder und ein ganzes Sommerdorf, wo man's nicht erwarten ſollte, auf den Hochebenen des Parnaß, über jenen Felswänden, und führt eine antike, tauſendſtufige Treppe hinauf.

Apollon vertröſtet lächelnd ſeine Kreter, ſie brauchten nur das Meſſer in der Hand zu halten, um all die Schafe zu ſchlachten, die man bringen wird, und wie viel Reichthum, wann die Menſchen kommen zu dem ſühnenden Gott:

Sei's, daß ſündiges Wort, daß ſündige That ſie verſchuldet.

Der ganze, ziemlich lückenhafte Hymnos iſt natürlich aus dem Kreis des delphiſchen Feſtes ſelbſt, und der Sänger ſchließt.

Und ſo ſei mir gegrüßt, du Sohn des Zeus und der Leto,
Dein doch will ich hinfort und anderer Lieder gedenken.

Nach den olympiſchen Spielen waren die pythiſchen zu Delphi bekanntlich die bedeutendſten. Apollon gab den Lorbeerkranz. Wir finden die Rennbahn, das Stadion, oberhalb Delphi am Fuß der Felswände, wo es aus gewaltigen Blöcken aufgemauert iſt. Der Hippodrom, für den ſich hier kein Platz findet, war in der Ebene unten am Meer. Das heutige Delphi oder Kaſtri iſt noch der einladendſte Ort zum Verweilen von allen im innern Griechenland. Zwar fahren die großen Hunde aus allen Hütten uns wüthend an, aber wir haben Steine in der Hand, und dann iſt's wirklich ein anmuthiges Spiel. Entweder treffen wir die Beſtie in die Rippen, daß ſie heulend abzieht, oder wir treffen nicht, aber die ganze Meute rennt wüthend dem Steine nach. Die großartige Gebirgswelt iſt ungemein erquicklich.

Wenn dieſer Hymnos auf den pythiſchen Apoll trotz theilweis unhomeriſcher Färbung, gleichwohl dem plaſtiſchen Kreis griechiſchen Religionslebens angehört, ſo kehren wir noch einmal zur myſtiſchen Seite entſchieden zurück mit dem Hymnos auf Demeter — myſtiſche Religion im Gewand homeriſcher Sprache. Der Hymnos ſtammt gewiß aus einem der Rhapſodenwettkämpfe, wie ſie beim eleuſiniſchen Feſt der Demeter ſtattfanden, und zwar von einem Geweihten dieſer Myſterien.

Perſephone, des Zeus und der Demeter Tochter, freut ſich Blumen zu pflücken mit den Töchtern des Okeanos auf weicher Wieſe — Krokos und Hyakinthos und Narkiſſos:

immer üppiger ſproſſen die Narkiſſen, unſere Sternblumen, um die junge Göttin zu verlocken. Plötzlich öffnet ſich die Erde, und Polydegmon, der Vielaufnehmer, des Ades Fürſt, ſtürmt mit ſeinen Roſſen hervor und entführt ſie hoch durch die Luft. Noch einmal, wie ſie Meer und Erde ſieht, ſchreit ſie laut und die beſtürzte Mutter hat es vernommen. Demeter, verſtört und ruhlos, eilt mit der Fackel durch die Welt, um zu ſuchen. Niemand weiß etwas, bis am zehnten Tag die Göttin Hekate ſich ihr anſchließt, die gleichfalls den Schrei vernommen und ihr räth, ſich an Helios zu wenden.

Hekate, ägyptiſch Hekte, die Herrin, iſt ein Titel, der im Aegyptiſchen verſchiedenen Göttinnen zukommt, namentlich der Göttin des Urraums und des Schickſals, der Paſcht. Auch die griechiſche Hekate iſt Schickſalsgöttin, und erſcheint dreigeſtaltig, weil es in Aegypten drei Göttinnen des Schickſals, drei Erinnyen gab, nämlich die Göttin des Urraums als die erſte, und ihre beiden innenweltlichen, untergeordneten Räume, d. h. der obere oder Tagraum, die Göttin Sate und der untere, der Nachtraum, die Göttin Hathor, welche denſelben welt- und ſchickſalüberwachenden Beruf haben, wie die Paſcht, die Göttin des ganzen Raumes ſelbſt. Eine Erinnerung an dieſe engverbundenen drei Raum- und Schickſalsmächte liegt in der dreigeſtaltigen Hekate vor, wenn dieſe Figur auch im Griechiſchen erſt ſpäter ausgeprägt wurde, und in älteren Bildern einfach wie hier im Hymnos erſcheint. Aber dieſe griechiſche myſtiſche Hekate, von Homer

natürlich vermieden, vertritt vermuthlich auch noch eine jüngere Hekte oder Herrin der Aegypter, nämlich die Getreidegöttin Rannu. Dafür spricht die Abstammung der griechischen Hekate bei Hesiod und Andern, dafür die ländliche Bedeutung für den Viehstand ꝛc., die sie bei Hesiod besitzt. Einzig nur der Name Hekte, welchen jene große Raum- und Schicksalsgöttin mit jener untergeordneten Figur der Rannu theilt, konnte die Griechen verleiten, die Aemter von beiden in ihrer seltsamen Hekate zu vereinen.

Also Demeter und Hekate, zusammen fortstürmend, die Fackel in Händen, treten vor's Gespann des Helios, um Kunde zu haben. Es habe mit Zeus Willen, erwidert der Sonnengott, jener Aidoneus, König der Unterwelt und Bruder des Zeus die Persephone entführt — und treibt seine Rosse weiter, mit der Mahnung, sich zu fügen, denn kein unwürdiger Gemahl sei der König der Unterwelt.

Wir haben schon mehrmals jene ägyptische Regentengeschichte erwähnt, von der Ermordung des Osiris durch Typhon seinen Bruder, vom Kampf und Sieg des herangewachsenen Horus Apollons, Osiris und Isis Sohn, über den Oheim und Mörder Typhon, von der Herrschaft des Osiris in der Unterwelt nach seinem Tode, und wie er zum griechischen Hades, dem Gott der Unterwelt wird. Dieser Gott Osiris entführte seine Gemahlin Isis, die ihn überlebt hatte, in die Unterwelt. Es ist die Entführung der Persephone durch den Hades. Persephone, Boresethphone, oder Boresses — d. h. Typhonstödterin, heißt Isis von

ihrer Theilnahme an der Tödtung des Typhon in der Schlacht bei Antaiopolis. Iſis wird darauf von der irrenden Netpe Demeter, ihrer Mutter, geſucht.

So wie wir geſehen haben, daß der ägyptiſche Myſteriendienſt des Oſiris, jene Klage um den ermordeten und zerriſſenen Oſiris und die Freude um den auferſtandenen, wie ſie bereits in myſtiſchem Drama dort gefeiert wurden, ſich auf griechiſchen Boden als Myſteriendienſt des Dionyſos übertrug — ſo haben auch dieſe letzten Scenen jener Königsgeſchichte, das Verſchwinden der Iſis, das Suchen ihrer Mutter Netpe, welche in Aegypten gleichfalls ihren geheimen Erinnerungsdienſt hatten, ſich als Myſterien der Demeter nach Griechenland eingeführt und namentlich zu Eleuſis eine hohe Bedeutung gewonnen.

Um den Hymnos, der etwas ſehr weitſchweifig iſt, möglichſt abzukürzen:

Demeter, ſobald ſie vernommen, daß Zeus ſelber an der Entführung ſchuld iſt, meidet die Gemeinſchaft der Götter. Sie ſitzt am Brunnen zu Eleuſis, einer betagten Frau ähnlich — dort finden ſie die Töchter des Keleos, eines der Erſten in der Stadt, reden ſie freundlich an, und ſchreiten dann tapfer unter ihren Waſſerkrügen, um der Mutter Metaneira von der Fremden zu erzählen. Sie kommen wieder dahergeſprungen wie junge Kälber, und berufen die Alte in's Haus, wo ſie den ſpätgeborenen Sohn der Metaneira pflegen ſoll für unendlichen Lohn.

Demeter ſitzt im Saal, gramvoll, ohne zu eſſen, bis

die luſtige Magd Jambe durch ihre Scherze ſie erheitert. Eine beſſere Pflegerin konnte das Kind nicht finden, es gedeiht wunderbar, denn bei Tage ſalbt ſie es mit Ambroſia, und bei Nacht ſteckt ſie es in's Feuer. Sie hätte es unſterblich gemacht, wenn nicht Metaneira hinzukam und aufſchrie. Unwiſſende Sterbliche! Demeter ſteht als Göttin da und gebietet einen Tempel. Der Tempel iſt raſch errichtet von der angſtvollen Stadt — drinnen ſitzt nun Demeter im Gram um ihre Tochter, und ſchafft ein furchtbares Jahr den Menſchen. Keine Saat geht auf, die Menſchen wollen verſchmachten, und die Götter haben kein Opfer mehr. Umſonſt kommt die goldbeſchwingte Iris, um Demeter zu den Göttern einzuladen, umſonſt kommen alle Götter ſelbſt: Demeter will vor allem ihre Tochter ſehen.

Nun ſtürzt Hermes in die Unterwelt, um Perſephone zu rufen. Sie ſpringt auf vom Polſter ihres Gemahls und in den Wagen, aber zuvor hat Aides ihr einen Granatkern in den Mund geſchoben. Darum muß Perſephone ein Dritttheil des Jahres in der Unterwelt bleiben.

Wann von Blumen die Erd' zur Zeit des duftigen Frühlings
Tauſendfältig erblüht, alsdann aus nächtlichem Dunkel
Steigſt du empor —

Alſo die hervorbrechende Fülle im Frühling wird zum Bild der auferſtehenden Perſephone ſelbſt, und die zu Grabe ſinkende Natur im Spätherbſt, nach zwei Dritttheilen des Jahrs, wird das Bild der niedertauchenden Göttin. Das Erinnerungsfeſt ihrer Entführung findet eben im Spätherbſt

ſtatt — ähnlich wie auch das Leiden und der Tod des Oſiris Dionyſos von den Griechen im Herbſt betrauert und ſeine Auferſtehung im Frühling bejubelt wurde.

Bei den Aegyptern will das abwechſelnd ober- und unterirdiſche Leben der Iſis, welches das Vorbild für das Schickſal der Perſephone gab, eben nichts anderes ſagen, als daß ſie ober- und unterirdiſche Göttin zugleich iſt, wie die andern Götter auch. Die Griechen bringen ein Naturgefühl hinein, wovon urſprünglich keine Spur war.

Die verſöhnte Demeter läßt die Erde wieder ſproſſen und kehrt ſelber zum Olympos heim — wo ſie bei Homer nicht wohnt, der ſie zwar wohl kennt, verſteht ſich, mit ſammt ihrer Feier, aber, wie alles Myſtiſche, fern vermeidet und von ſeinem Götterhimmel ausſchließt. Aber zuvor hat Demeter die Erſten von Eleuſis in ihren Orgien unterrichtet:

Heilige, die zu verletzen durchaus nicht, oder zu hören,
Oder zu plaudern erlaubt —

Auf dem Ausſprechen der eleuſiniſchen Geheimniſſe ſtand Todesſtrafe — auf dem Ausſprechen ſowohl, als auf dem Anhören von Seiten Ungeweihter. Wir ſind darum auch in der That nicht im Stande, genauer anzugeben, was im Tempel von Eleuſis vorgieng, und müſſen uns mit Andeutungen begnügen, wie ſie zerſtreut ſich vorfinden. Es war ein myſtiſches Drama, und wie die Schickſale des Oſiris Dionyſos in den dionyſiſchen Myſterien, ſo war's hier die Entführung der Iſis Perſephone, was die Geweihten ſchauten — beide Formen aber nur, um ein Schauen in die Unterwelt

und Unſterblichkeit damit einzuführen. Es war ein Drama, nach ägyptiſchem Vorbild, und als das Drama aus dem Dienſt derſelben Götter und mit der Darſtellung der Schickſale des Dionyſos auch an's Tageslicht trat, da nahm es vom eleuſiniſchen Apparat z. B. die eigenthümlichen, koſtbaren Gewänder der Prieſter, Diadem ꝛc. mit, die zum tragiſchen Koſtüm wurden.

Es findet ſich eine Stelle bei Plutarch, wo er von den großen Weihen ſpricht, und andeutet, was die zu Weihenden erwartet: „Zuerſt Irrgänge und mühevolles Umherſchweifen, und gewiſſe gefährliche und erfolgloſe Gänge in der Finſterniß. Dann vor der Weihe ſelbſt alle Schreckniſſe, Schauern und Zittern, Schweiß und ängſtliches Staunen. Hieraus bricht ein wunderbares Licht hervor, freundliche Gegenden und Wieſen nehmen uns auf, in denen Stimmen und Tänze und die Herrlichkeiten heiliger Geſänge und Erſcheinungen ſich zeigen."

Für den Zweck dieſer Myſterien war der Tempel ſelbſt von ſehr eigenthümlicher Art. Eine ungeheure Cella, der größte bedeckte Raum der Griechen, die von vier Säulenreihen der Queere nach durchſtellt war und ihr Licht von oben empfieng. Wie es ſcheint, waren umfaſſende Krypten darunter und eine doppelte Umfangmauer mit doppelten Propyläen umgab das Ganze. Es iſt aber kaum möglich, auf der Stelle des Tempels ſich heutzutage auszufinden. Ganze Hügeln von Säulentrommeln, mit Erde bedeckt und von den Lehmhütten des albaneſiſchen Dorfs Lepſina überbaut, Säulen doriſcher, joniſcher Ordnung, und römiſche Skulptur-

ſtücke dazwiſchen — ſo liegen die Trümmer am Fuß der eleuſiniſchen Akropolis, die auf ihren Felſen noch alte Quaderfügungen zeigt, und unweit der blauen Bucht, die jenſeits von der nahen, hohen Salamis geſchloſſen wird, wie ein Binnenſee.

Das Feſt fällt in den Spätherbſt. Opfer und Feſtgebräuche in Athen giengen voraus — Ἅλαδε μύσαι, hieß es — an's Meer ihr Myſten oder Geweihten, wo das ganze theilnehmende Volk ſich im Meere heiligt, wohl unten im Piräos. Bei ſolcher Gelegenheit war's, daß jene Phryne ſich den Augen des ganzen Volks als auftauchende Aphrodite zeigte. Dann mochten die neu Einzuweihenden ſich nach Eleuſis begeben, um durch Faſten und Trauergebräuche hindurch zum Genuß des Kykeon zu gelangen, der ihre Weihe vollendet, jener Mehl- und Kräutertrank, den die trauernde Demeter in jenem Hauſe zu Eleuſis zuerſt angenommen.

Am ſechsten Tage war der große, rauſchende Jakchoszug der Geweihten von Athen nach Eleuſis. Die Geweihten ſind aber das ganze Volk, beiderlei Geſchlechts. Wer ſich ausſchloß, wie manche Philoſophen, lief Gefahr, wegen Verachtung angeklagt zu werden. Dieſe Myſterien ſind alſo wahre Volks- und Staatsreligion, jedem zugänglich, außer Barbaren und Verbrechern. Die Leitung gehört dem Staat, und Verſchuldung dagegen richtet das ganze Volk.

Der große Feſtzug heißt Jakchoszug, von dem Ruf Jakchos! den er ausſtößt. Jakchos aber, oder Bakchos,

Dionyſos, deſſen Myſteriendienſt mit dem der Demeter ſo verwandt iſt, wohnt ſelber mit im eleuſiniſchen Tempel. Er wird ganz richtig als Sohn der Demeter, als Bruder der Perſephone gefaßt, denn wie wir geſehen haben, iſt Dionyſos Bakchos der Oſiris, und Perſephone iſt ſeine Schweſter und Gemahlin Iſis. Iſis wird von Oſiris, aus dem, wie wir weiter geſehen, auch der griechiſche Hades, der Gott der Unterwelt geworden war, in die Unterwelt entführt. Die gemeinſame Mutter von Iſis Perſephone und Dionyſos Oſiris aber iſt Demeter, ägypt. Netpe, die befruchtende Nilgöttin, Ernährerin der Welt. Das Verhältniß dieſer Figuren zu einander, zu dem der hiſtoriſche Schlüſſel natürlich verloren war, wird in den Myſterien ein unbeſtimmtes, wechſelndes. Die Myſterien des Dionyſos und der Demeter gehn in einander über. Wurden doch in den einen wie in den andern jene Blicke in das Jenſeits eröffnet.

Der Zug nach dem vier Stunden entfernten Eleuſis geht durch den Olivenwald der atheniſchen Ebene, durch ein trockenes Thal im Parnesgebirg, dem Apollontempel vorbei, an deſſen Stelle jetzt das byzantiniſche Kloſter Daphne ſteht — natürlich mit Ruhepunkten, Opfern und Tänzen an ſolchen heiligen Stellen — bis man das blaue Meer der eleuſiniſchen Bucht, gegenüber die dürren Höhen der Inſel Salamis, erblickt. Am Felſen, wo der Weg in die eleuſiniſche Ebene rechts hinabbiegt, iſt der Einſchnitt der heiligen Straße noch ſichtbar. Der Weg führt am Meere, und es kommen

zur Rechten die aufquellenden Salzteiche. Sie kommen unterirdiſch aus dem nördlichen Meer bei Chalkis, wie man ſchon im Alterthum glaubte, und unſere atheniſche Droſchke gleichfalls verſichert. Der Abfluß geht in's wenige Schritt entfernte Meer. Ueber den eleuſiniſchen Kephiſſos führte die Brücke, wo der Feſtjubel namentlich in ſatiriſcher Neckerei ausbrach, und zwar durch Freudenmädchen gegen die Staatsmänner — Alles zur Erinnerung an jene Späße, wodurch die luſtige Magd Jambe in jenem eleuſiniſchen Haus die trauernde Demeter zuerſt wieder erheitert hat. Von dieſer Jambe hat die jambiſche oder ſatiriſche Dichtung ihren Namen und hat wirklich ihren Urſprung in dieſen Feſten genommen, wenn auch nicht hier in Eleuſis. Daß die Sage überhaupt an ein eleuſiniſches Haus ſich anknüpft, iſt jene allgemeine Erfahrung aus der Naturgeſchichte der Sagen, die immer neue Orte, immer jüngere Perſonen ſuchen, um auf ſie überzugehen. Jene Weiber, die nach Herodot bei ägyptiſchen Feſten in unanſtändiger Weiſe ſich geberden, erinnern uns zu deutlich an jene Baubo, die nach andern eleuſiniſchen Sagen auf ſolche Weiſe die Demeter lachen machte. Und wenn die ägyptiſchen Weiber ſich die Bruſt ſchlagen, beim Iſis- oder Perſephonefeſt, ſo iſt es — wenn auch Herodot nicht ſagen darf, warum — die Klage um Perſephones Verſchwinden.

Nun ſieht man die kleine Akropolis von Eleuſis vor ſich, nah am Meer, inmitten der Getreideebene, die vom Gebirg umarmt wird. Dieſes Meer, das wir hinter uns

laſſen, war der Schauplatz der ſalaminiſchen Schlacht, und über dieſe Ebene her von Eleuſis kam jener göttliche Staubwirbel, aus dem der Jakchosruf erſcholl, wie nach Herodot ein ſpartaniſcher König auf Xerxes Seite und ein verbannter Athener zuſammen es beobachtet. Die Wolke mit dem Jakchosruf erhob ſich und ging zu den Hellenen, deren Schiffe dorthin nach dem Piräus zu vordrangen. Natürlich Jakchos wohnte mit im Tempel zu Eleuſis.

Der Jakchoszug nach Eleuſis war den Athenern ein Lebensbedürfniß, und es war ein Nationalunglück, wenn bei Feindesnähe der Zug zur See mußte gehalten werden. Jener Alkibiades konnte ſich nicht beſſer beim Volk wieder einführen, als daß er den lang unterbrochenen Feſtzug möglich machte. Dieſe Höhen wurden von den leichten Truppen beſetzt, die Reiterei ſtreifte weiter und der Zug ſelber ward von den ſchweren Truppen gedeckt. So brachte er den Zug glücklich hin und wieder, während die Stadt ſelber unter den Waffen wachte.

Kurz vor Eleuſis treffen wir den Brunnen, wo Demeter ſaß. Er iſt noch immer der Schöpfbrunnen des Orts und von antikem Quaderbau eingefaßt, unweit der Tempeltrümmer.

Mit den alten Myſten kamen wohl die Neugeweihten am ſelben Tag zum Schauen im Tempel ſelbſt.

Unſer Hymnos ſagt:

Selig, wer das ſchaute der ſterblichen Erdebewohner,
Wer ungeweiht, wer fremd iſt dem Heiligen — nimmer auf ihn harrt
Gleiches Schickſal im Tod und ſchaurigen Nachtreich drunten.

Ja wohl, meinte der Cyniker Diogenes, Agesilaos und Epaminondas, die bleiben drunten im kalten Schlamm begraben, aber jeder Lump von Athen, der sich weihen läßt, wird selig. Da die Geweihten die Zuversicht hatten, ein anderes Leben nach dem Tod zu sehen, in das sie reizende Blicke schon im Tempel von Eleusis thun durften, so schreinen sie allerdings geglaubt zu haben, dieses Leben sei einzig nur für sie da.

Es heißt bei Pindar: Selig, wer jene geschaut hat und dann unter die hohle Erde hinabsteigt. Er kennt des Lebens Anfang, er kennt den von Zeus verheißenen Anfang. Und bei Sophokles: O dreimal selig jene Sterblichen, welche diese Weihen geschaut haben, wenn sie zum Hades hinabsteigen. Für sie ist allein ein Leben in der Unterwelt, für die Andern eitel Drangsal und Noth. Fröhlichere Hoffnungen, behauptet Isokrates, haben die Theilnehmer für's Lebensende und für's gesammte Dasein.

Es war also eine Unsterblichkeitslehre, die nicht gelehrt, sondern gezeigt wurde. Nicht lernen, sagt Aristoteles, sondern an sich erfahren durch die eigene Stimmung sollen die Eingeweihten — das sind eben jene Irren durch alle Schrecken der Vernichtung, bis das Innerste des Tempels sich öffnet und ein himmlisches Leben in göttlichem Glanze zeigt.

Die Nacht wird auf den Wiesen von Eleusis um jenen Demeterbrunnen verschwärmt mit Fackelchören und Fackeltanz. Solche Chöre von Geweihten läßt Aristophanes in seiner Komödie der Frösche auftreten, wo er die Unterwelt ausmalt. Da singen sie z. B.:

Laß aufflammen den Lichtſchein, in der Hand ſchwingend die Fackel,
Jakchos, o Jakchos,
Stern des Lichts,
Der du Tag bringſt zu den Nachtweih'n!
Und vom Glanz erglüht die Wieſe,
Und den Greiſen wird das Knie leicht,
Und ſie ſchütteln ab das Leiden
Und die Altersla ſt,
Die vieljährige, jung heut
In der heiligen Feſtluſt!
Mit der Fackel du leuchte,
Du voran, Seliger, führe
Zu der duftblumigen Au
Die zum Tanz geſchürzte Jugend!

Wie bei allem Myſticismus iſt in ſolcher Nacht natürlich auch die Sinnlichkeit los, und der geweihte Chortänzer ſchielt ganz bedeutend, ob nicht eine weibliche Bruſt unter den Mittänzerinnen ſich befreit.

Mit dieſen Weibern will ich ziehn,
Mit dieſen ſchmucken Mädchen,
Wo unſrer Göttin Nachtfeſt iſt,
Heilige Fackel zu tragen!

Der Geweihte darf ſich um ſo mehr erlauben:

Denn uns allein iſt Sonnenſchein
Und frohe Tageshelle,
Dieweil wir die Weih empfangen!

Wenn zu Olympia nicht blos die Sieger, ſondern auch ſonſt ausgezeichnete Männer unter Trompetenſchall bekränzt wurden, ſo war es zu Eleuſis ſicher im Intereſſe der Großen wie der Kleinen, perſönlich möglichſt unbemerkt zu bleiben.

VIII.

Rundſchau in Aſien.

Jeruſalem, Niniveh und Perſepolis.

Wir haben einen Gang durch die alte Religionsverwandtſchaft gemacht, und wollen nun einen ähnlichen durch die Kunſtverwandtſchaft beginnen. Wir fanden den Zuſammenhang der Religion hauptſächlich zwiſchen Griechenland und Aegypten. Aber offenbar haben auch aſiatiſche Gottheiten, wie Hera, Aphrodite ꝛc. ſich im griechiſchen Götterhimmel eingebürgert, Figuren, die auf hiſtoriſchem Weg geworden ſind, nicht blos Naturweſen, wie wir deren früher welche erwähnt haben. Nur iſt ihre Herkunft noch dunkel und kann nur durch aſſyriſche Forſchung künftig beſtimmt werden. Wenn wir aber einen Gang durch die Kunſtverwandtſchaft der alten Welt vorhaben, dann iſt's noch viel unumgänglicher, gleich an Aſien anzuknüpfen. Wir wollen darum ein Geſammtbild der ganzen, altaſiatiſchen Kunſt vorausſchicken. Sie iſt eine Einzige, wie wir ſehen werden, die aber in verſchiedene Richtungen auseinander

geht. Wir beginnen unſere Rundſchau, indem wir an einen ſehr alten und vielbeſprochenen Bau anknüpfen, den Salomoniſchen Tempel.

Setzen wir uns auf den Oelberg in eins der Saatfelder ſeiner Terraſſen unter die uralten Oliven, die oft in Stücke reißen, um in vier oder fünf ſcheinbar jüngeren Stämmen weiter zu ſproſſen. Gegenüber, jenſeits des tiefen, trocknen Kidronthals, auf der Höhe ſeiner Bergeskante ſtreckt ſich Jeruſalem in den geraden Linien ſeiner türkiſchen Zinnenmauer. Die Morgenſonne ſteht hinter uns, denn der Oelberg liegt nach Oſten, und beleuchtet blendend die gelbe Stadt mit ihren gewölbten Dächern — jede Stube hat ihre Kuppel. Wir ſehen in die Stadt hinein, die ihre Neigungsfläche uns zuwendet, indem ſie nach ihrem weſtlichen, etwas höheren Abſturzrand, dem Berg Zion hinaufzieht — ihr ganzer Berg übrigens von hier aus kaum zu unterſcheiden vom übrigen, gleich dürren, nur mit Oliven beſtreuten Höhenland. In der That fehlt ihr ein Thal nach Norden, und dort beim Damaskusthor, von hier aus zur Rechten, ſind von jeher die Eroberer, Römer und Kreuzfahrer, eingedrungen.

Zunächſt feſſelt uns der weite grüne Raum, dicht hinter der Stadtmauer, aus deſſen Mitte ſich die ſchöne, dunkle Kuppel von Omar's Moſchee erhebt. Es iſt die Stelle von Salomonis Tempel, Berg Moria. Der Platz iſt noch immer ſo heilig, daß jeder Waſſerträger euch verächtlich zurückſtößt, wenn aus den dunkeln, überwölbten Gaſſen von

Jeruſalem eine reizende, lichte Durchſicht in den Moſcheegarten mit ſeinen Arkaden und Fontainen verlockt hat. In der chriſtlichen Grabeskirche dagegen verſteht ſich die allgemeine große Prügelei der verſchiedenen Sekten, Griechen, Armenier ꝛc. alle Oſtern von ſelbſt, bis die türkiſchen Gewehrkolben einhauen und Frieden ſtiften.

Die Mauer des Moſcheegartens überm Kidronthal, alſo zugleich die Stadtmauer, ruht auf mehreren Lagen ungeheurer Blöcke. Man ſieht in dieſen alten Quadern wohl mit Recht den Unterbau der ſalomoniſchen Tempelterraſſe. Alle Freitag halten die Juden Klage hinter dieſen Blöcken, innen an einer zugänglichen Stelle, wo dieſe Blöcke der Stadtmauer rechts über den Moſcheegarten hinausreichen.

Es haben ſich ſchon Viele den Kopf zerbrochen, wie dieſer ſalomoniſche Tempel möge ausgeſehen haben. Die Nachrichten, die wir haben in den heiligen Büchern der Juden, ſind theils unanſchaulich und ungenügend trotz aller Umſtändlichkeit, wenn auch treu, wie in den Büchern der Könige, theils aber verdorben und widerſprechend, wie in den Büchern der Chronika. Es würde uns nie gelingen, ein beweisbar richtiges Bild aus den Zeilen dieſer Texte herzuſtellen. Aber vielleicht gelingt es auf anderem Wege. Der Tempel Jehovas war bekanntlich kein Originalbau, ſondern Salomo hatte Baumeiſter und Arbeiter aus Tyrus im Phönikerland bezogen. Wenn wir nun wüßten wie ein phöniſikiſcher Tempel ausgeſehen, dann könnten die unanſchaulichen Texteworte vielleicht Licht gewinnen. Wir wollen

ſuchen gehn, erſt im Phönikerland von Stadt zu Stadt, ob wir keine Reſte phönikiſcher Kunſt mehr finden. Und wenn wir uns, wie wahrſcheinlich, auch überzeugen, daß nichts mehr da iſt, dann müſſen wir noch weiter zurück, bis Aſſyrien, bis in die Heimath auch der phönikiſchen Kunſt. Dort werden wir gewiß was finden, um nach Jeruſalem getroſt damit umzukehren.

Schon von weitem, beim Herabreiten aus dem innern Paläſtina, ſehen wir vor uns in der See das Städtchen Zor, vormals die große Tyrus, liegen. Sie lag auf einer Inſel, iſt aber jetzt durch eine Wüſte von Flugſand mit dem feſten Lande verbunden. Es iſt die Erweiterung jenes Damms, den Alexander d. G. hinübertrieb, um die hartnäckig kämpfende Inſelſtadt zu erobern. Schon früher, bei Nebukadnezars Belagerung, war ſie auf die Inſel zurückgewichen, die charaktervolle Stadt, die ihre Meinung niemals mit dem offenen Feſtland wechſelte. Jetzt hat ſie Platz auf dem dritten Theil jener Inſel, und braucht den Reſt für Gräber und Weide.

Wenn wir einreiten durch's Thor, ſind wir in den Budenreihen des Bazars. Er iſt freilich nicht mehr, wie damals, wo die Stadt zu ſich ſelber ſagen konnte nach dem Propheten Heſekiel: Ich bin vollkommen an Schönheit. So genau, als hätte er aus den Conſulatsliſten geſchöpft, meldet Heſekiel, was Alles hier zu Markte kam, und wer dies und jenes brachte oder nahm: Silber und Erzgeräth, Wein und Wolle, und Sklaven und Roſſe, Gewürz und

Oel und Pferdedecken — damals, als Tyrus einem Schiff zu vergleichen war, das seine Segel aus buntgewirkten Stoffen, seine Schiffsbänke aus Elfenbein baut, als die tapfersten Völker in seinem Sold ihre Schilde um die Mauern hiengen, und die Schönheit vollkommen machten. Juda brachte Waizen und die Araber brachten Schafe — bei all ihrer Herrlichkeit scheinen also die Tyrier nichts gehabt zu haben, als was noch täglich unser Einziges ist, den Hammelsbraten. Und diese Kaufleute aus Assur und Sabäa ꝛc. heißt es, sie handelten mit dir in köstlichen Gewändern, in purpurblauen und buntgewirkten Mänteln, in Kisten voll Damast, mit Stricken gebunden, von Cedernholz, auf deinem Handelsplatze. Die Schiffe von Tarsis waren deine Caravanen in deinem Verkehr; und so wurdest du angefüllt und sehr mächtig inmitten der Meere.

Diese Kaufleute, welche Fürsten waren, nach Jesaia, und dem König Salomon jene Arbeiter in Erz, Gold, Cedernholz leihen konnten, sie haben gewiß auch für sich selber großartig genug gebaut, damals noch auf dem Festland, später auf dem engen Raum dieser Insel. Aber nirgends ist etwas übrig, das an ihre Art erinnern könnte. Das Meer bricht sich an den schwarzen, römischen Granitsäulen, die in der Brandung liegen, zuäußerst nach Westen, wo wir gerne sitzen und uns den freundlichen Ort mit den vielen Palmen und Gartenbäumen überschauen. Weiß eingewickelte Frauen, die christlichen mit unbedecktem, die

mohammedaniſchen mit dunkel vermummtem Geſicht, ſpazieren oder ſitzen am Ufer. Der ſchneebedeckte Hermon, eine Kuppe des Antilibanon, ſchaut von der Landſeite herüber. Es läßt ſich angenehm hier ausruhen, wenn man die ſcharfen Ritte über's galiläiſche Gebirge hinter ſich hat.

Aber zu ſuchen iſt nichts mehr, und wir ſtreifen nordwärts weiter, immer am Meeresrand, und zur Rechten, dicht neben uns her, der ganze, gewaltige Libanon. Dieſe Muſchel, welche die Brandung unter die Füße meines Pferdes rollt, iſt ſie vielleicht die koſtbare Purpurſchnecke der Phöniker? Zu Tyrus findet man in der That im Felsboden der Inſel noch die glatten Mörſer ausgehöhlt, in denen die kleineren Gehäuſe zerſtampft wurden, um jenen Saft zu geben, dem Tyrus ſeinen älteſten Ruhm verdankt. Wir erreichen Sidon, die nicht minder berühmte Schweſterſtadt, jetzt Saida, am ſelben Tage. Sie iſt gleichfalls in's Meer hinausgebaut mit ihrem mittelalterlichen Kaſtell, iſt bedeutender, als das heutige Tyrus, mit lebhafterem Schiffsverkehr im nicht minder ſtinkend faulen Hafen. Aber angenehmer, als in ihren überwölbten oder budenbeſetzten Gaſſen, ruht ſich's draußen in den Bananengärten — die Banane, eine wohlgepflegte Staude, mit dem ungeheuren, leicht zerfetzten Blatt, und ihrer Frucht, in Geſtalt einer Rieſenbohne, von weichem, köſtlichem Mark. Sidon hat gleichfalls nichts gerettet von ſeinem eigenen Alterthum, und nicht beſſer wird's uns gehn zu Berut, abermals ein Tagritt, immer auf dem feuchten Meerſand, den Libanon zur Rechten. Zahlreiche Bäche

kommen vom Libanon herab und füllen ihr Bett mit der prachtvollen Lorbeerroſe. Berut iſt der heutige Hafen von Syrien, d. h. kein Hafen, denn die Schiffe liegen zerſtreut in's Meer hinaus. Das ganze Phönikerland iſt jetzt hafenlos, und gebrochene Schiffe, an denen die Brandung rüttelt, finden wir genug unterwegs.

Berut, die dritte Phönikerſtadt, weiſt abermals nur römiſche Alterthümer auf, ein reizender Ort auf wahrhaft ſorrentiſchem Geſtade vor einer gewaltigen Höhe des Libanon. Ein ſchönes Meer in unerſchöpflichem Spiel, wie es ſeine Wogen auf die Felsterraſſen wirft, ſie als Waſſerfall wieder auffängt. Jetzt hebt ſich draußen eine Woge, nun ſtößt ſie herein in die unterſeeiſchen Grotten, aus dem Felſenloch fährt ein Luftſtrahl, und die hohe Schaumgarbe folgt nach, von der der Wind eine Regenbogenwolke davonträgt. Nordwärts von Berut, eine gute Strecke, wo eine Felsmaſſe des Libanon ſich in's Meer wirft und von antiker Straße durchſchnitten wird, iſt die berühmte Stelle, wo alle Eroberer, die des Weges zogen, ihre Namen angeſchrieben haben. Der älteſte iſt Seſoſtris, der verſchiedene Spiegelrahmen, in den Fels gehauen, hinterließ. Erſt ſieht man nichts darin als Verwitterung, aber allmählig gehn die Skulpturen drin als rührend echt ägyptiſch und thebiſch auf. Der König, welcher, weit ausſchreitend, ein Bündel Gefangene, wie gewohnt, vor dem Hauptgott von Theben abköpft ꝛc. Auf dem Rahmen ſteht Seſoſtris' Namensring. Neben jede ägyptiſche Tafel iſt eine aſſyriſche mit Keil-

ſchrifttert eingehauen, und die Königsfigur darüber, von der die Inſchrift vor ihrer Verwitterung erzählt hat, iſt Sanherib, der Aſſyrer.

Aber von phönikiſchen Denkmalen haben dieſe Hauptorte der Küſte nichts. Und wenn wir im inneren Lande ſuchen, denn auch dort iſt noch phönikiſcher Religionsboden, wenn wir den Libanon überſteigen, auf den bekannten mühſeligen Pfaden, mitten im Waſſerfall hinauf, oder Felſentreppen, wo man zwiſchen Knie und Sattelknopf in den Abgrund ſieht und oben Schneefelder und Gärten blühender Alpenroſen, rückwärts mit ungeheurem Meereshorizont — wir werden im inneren Lande wohl großartige, phönikiſche Kultusſtätten, Baalbeck und Palmyra, finden, aber ganz und gar im ſpäten, römiſchen Stil erbaut. Wir müſſen einen weiteren Flug nehmen über die ganze Wüſte weg nordoſtwärts, über Euphrat und Tigris, bis wir zur Stelle kommen, die für unſern Zweck, phönikiſche Kunſt zu erklären, bedeutſamer ſein dürfte: das iſt Niniveh.

Bekanntlich gehört die Aufdeckung Ninivehs unſerer jüngſten Zeit an. Am oberen Tigris, nicht ſehr weit vom Fuß der kurdiſchen Gebirge liegt die heutige Stadt Moſul auf dem rechten Stromufer. Ihr gegenüber hatte man längſt die Lage von Niniveh vermuthet. Ein großer Erdhügel in einiger Entfernung jenſeits vom Strom, mit einem Dorf und einer Moſchee beſetzt, heißt Nebbi Junus, Prophet Jonas, vom vermeinten Grabe des Jonas her, das hier verehrt wird. Seltſames Bildwerk, Thier- und Menſchen-

geſtalten waren in der Gegend ſchon zum Vorſchein gekommen, aber ſogleich nach dem Urtheil der Geiſtlichkeit von Moſul als Götzenbilder der Ungläubigen vernichtet worden. Es wird nicht wohl möglich ſein, den Hügel Nebbi Junus, der offenbar auch nichts als ein zuſammengebrochener aſſyriſcher Palaſt iſt, je näher unterſuchen zu können, da die Ruhe, zumal eines heiligen Grabes, nicht geſtört werden darf. Aber nordwärts, immer noch der Stadt gegenüber liegt ein anderer größerer Hügel, genannt Kujjundſchik, gleichfalls innerhalb der langen Züge einer alten Umwallung, welche vielleicht die Größe von Niniveh oder ihres Haupttheils bezeichnet. Hier verſuchte zuerſt der neuangekommene franz. Konſul Botta, durch J. Mohl angeregt, ſeine Ausgrabungen. Er hatte wenig Erfolg, denn außer einigen Bruchſtücken von Alabaſter und Backſtein, mit Keilſchriftzeichen, kam nichts zu Tage. Man mußte erſt ſuchen lernen. Nämlich ein aſſyriſcher Palaſt ward immer auf einer dreißig, vierzig Fuß hohen Platform von Backſteinen, an der Sonne getrocknet, aufgeführt. Der Palaſt mit ſeinen dicken Erdwänden, die nur theilweis, und nur unten mit ſtarken Alabaſterplatten bekleidet ſind, brach endlich zuſammen und wurde mit ſeiner Platform zu einer einzigen Erdmaſſe. Wenn es nun nicht möglich iſt, die alte Platform von getrockneten Erdſteinen wieder aufzufinden und auf ihrer Fläche die Laufgraben vorwärts zu treiben bis man auf begrabene Gemächer und mit Alabaſterplatten beſetzte Wände ſtößt, ſo kann man lange ſich vergebens abmühen.

Aber den beſten Erfolg hatte dieſe franzöſiſche Ausgrabung, als ſie im Hügel des Dorfes Chorſabad, fünf Stunden nordwärts, aufgenommen ward. Der Plan eines ganzen Palaſtes wurde aufgedeckt. Er war leider vom Feuer zerſtört und jene großen Inſchrift- und Skulpturplatten, die ſeine Erdwände deckten, zerfielen an der freien Luft, weil ſie verkalkt waren. Was ſich retten ließ, ſteht jetzt im Erdgeſchoß des Louvre zu Paris, eine Anzahl jener grauen, dicken, großen Wandplatten von grobem Alabaſter oder Gips mit der Darſtellung von Kämpfen, Belagerungen ꝛc. ziemlich undeutlich zu erkennen, und ein Paar jener koloſſalen geflügelten Stiere, menſchenköpfig, impoſanter Erſcheinung, wie ſie immer paarweis an den Eingängen und Ausgängen des Palaſtes ſich fanden. Sie nahmen den Eingang zwiſchen ſich und wenn wir bei jenem Paar im Louvre von hinten, alſo von innen, kommen, ſo ſehen wir die Leiber halb erhaben aus der koloſſalen Platte treten, der Länge nach mit allen vier Füßen. Wenn wir aber vorn uns umdrehen, da ſchreiten ſie mit ganzer Bruſt und zwei Füßen aus der ſchmalen Seite der Platte. Alſo zwei Füße in der Vorderanſicht, vier Füße in der Seitenanſicht, das macht im Ganzen fünf, da der Eckfuß vorn und von der Seite mitzählt. Natürlich wer von innen kommt, ſoll nichts an dem Thier vermiſſen. Da er aber nicht um die Ecke ſehen kann, müßte es ihm dreibeinig ſcheinen — man fügt darum den vierten Fuß auch für die Seitenanſicht bei.

Die Ausgrabung iſt neuerdings auch zu Chorſabad und

mit überraſchendem Erfolg wieder aufgenommen worden. Es iſt darum ſehr gefährlich, voreilige Meinungen über aſſyriſche Architektur zu haben, da man alle Tage widerlegt werden kann. Sogar eine ganze Säulenhalle iſt aufgedeckt worden, ſteinerne Säulen, die man bisher immer vermißt hat und worauf wir namentlich begierig ſind. Der Palaſt gehörte dem in der Bibel genannten König Sargon, der vermuthlich unter dem Namen Salmanaſſar noch bekannter iſt. Am großartigſten aber ſind die Entdeckungen im großen Hügel von Kujjundſchik, wo man erſt ſo unglücklich war, gegenüber Moſul. Er enthält einen Palaſt Sennacheribs, wovon der Engländer Layard in ſeinen zwei Expeditionen einige ſiebenzig Hallen, Kammern, Gänge, theils durch offene Graben, theils durch Schachte und Tunnels erforſcht hat. Die Erdmaſſe, die darauf laſtet, iſt ſo bedeutend, daß man nothwendig zuſammengebrochene obere Stockwerke aus demſelben Material annehmen muß. Und in dieſen aufgedeckten Räumen ſind alle Wände unten mit Alabaſterplatten bekleidet, bereits zwei engliſche Meilen lang Skulptur, und noch iſt erſt eine kleine Ecke der ganzen künſtlichen Platform unterſucht. Es ſind die Kriege und Triumphe Sanheribs, die in den Darſtellungen erſcheinen und reiche Keilſchriftannalen erzählen uns unter anderm ſeinen Krieg mit Jeruſalem, faſt ganz wie die heiligen Schriften der Hebräer ſelbſt.

Aber dieſer König Sanherib iſt vom Ende ſiebenten Jahrhunderts, alſo bedeutend jünger als der Salomoniſche Tempel. Wir wollen uns darum nicht hier, ſondern bei

dem älteſten Ruinenhügel von Niniveh näher umſehen, vom Hügel von Nimrud, wo Layard namentlich bei ſeinem erſten Aufenthalt gewühlt hat. Es iſt noch weiter ſüdwärts von Moſul und den Centralhügeln, als jenes Chorſabad der Franzoſen nordwärts liegt — ein einſamer Höhenzug der Ebene, der am nördlichen Ende ſich zu einer hohen Kegel- oder Pyramidalform erhebt. Die Wetterbäche haben zum Theil tief hineingewühlt und bezeichnen die alten Terraſſentreppen. Unten zieht der Tigris vorüber. Dieſe Palaſtterraſſe von Nimrud wird uns zwar nichts weſentlich Verſchiedenes von den jüngeren Anlagen geben; ſie geht ſelber über's zehnte Jahrhundert vielleicht nicht hinaus, aber das gemeinſame Vorbild aller aſiatiſchen Kunſt liegt in der Entwickelung, die wir an Ort und Stelle vorausſetzen müſſen, ehe dieſe Werke möglich waren.

Layard ſchildert reizend den Verlauf ſeiner Arbeiten in den verſchiedenen Zeiten ſeines Aufenthalts. Im Frühling, wenn die Ebene und der Ruinenberg ſelbſt ſich in die üppigſten Blumenfarben kleiden, aus denen die ſchwarzen Zelte der Araber und die weißen der türkiſchen Reiterei, die hier auf Weide geht, auftauchen, oder im Sommer, wenn die heißen Wirbelwinde der Wüſte über die plötzlich verdorrte Ebene gehn, die leichtgebauten Wohnungen und Zelte mitnehmen, daß man bei verdunkelter Luft, halb erſtickt und geblendet, in den Laufgraben der Ausgrabung Schutz ſuchte.

Wenn man den Hügel erſteigt, ſagt Layard, ſieht man noch lange nichts von einem Gebäude. Aber wildausſehende

Weſen mit fliegenden Haaren in kurzem Hemd, Poſſen reißend, Alle wie Verrückte hin- und herlaufend, tauchen aus der Tiefe auf. Es ſind die arabiſchen Arbeiter, die den Schutt aus den Gräben tragen, jeder mit ſeinem Korb, den er am Rand des Hügels in einer Staubwolke ausleert, um dann tanzend und ſchreiend, den Korb über'm Kopf ſchwingend, wieder zu verſchwinden. Im großen Laufgraben ſteht vielleicht ein Beduinenſchech der Wüſte mit ſeinem Gefolge, den das Gerücht von den Wundern dieſes Berges herbeigezogen. Sie haben die lange Lanze in der Hand, oben den Straußfederbüſchel, und ihre Stute hinter ſich. Man ſteigt hinab zwiſchen zwei rieſenhaften geflügelten Löwen, die ein Portal bilden, in die Gräben, wo die Chaldäer arbeiten, mit der Hacke im dicken Staub. Es ſind die ſtärkeren Gebirgsbewohner, neſtorianiſche Chriſten, aus dem kurdiſchen Gebirg, deſſen ſchneebedeckte Höhen oben ſichtbar ſind, tragen kegelförmige Filzmützen und geſtreifte Anzüge. Kurdiſche Muſik wird laut in irgend einer Ecke und wie die umherlaufenden Araber es hören, ſtimmen ſie ihr Kriegsgeſchrei an und arbeiten mit verdoppelter Wuth.

Bezeichnend ſind Auftritte, wie z. B. als der ungeheure Kopf eines der großen menſchenköpfigen Löwen zuerſt zum Vorſchein kam, mannshoch, mit dem feingeflochtenen Bart und der mit Hörnern bekleideten Mütze, in ruhiger Majeſtät, wie ſie dieſen Bildungen ſo imponirend eigen iſt. Ein Araber wirft ſeinen Korb weg, läuft nach dem entfernten Moſul und ruft durch die Bazars: Nimrod ſei

erſchienen. Alsbald organiſirt ſich eine Proceſſion zum Paſcha, den fanatiſchen Kadi an der Spitze, und proteſtirt gegen Unternehmungen, welche dermaßen gegen die Koran-geſetze verſtießen. Ein Beduinenſtamm, der auf die erſte Nachricht herbeiſprengt, ruft einſtimmig: Es iſt kein Gott außer Gott, und Mohammed iſt ſein Prophet. Der Schech, der ſich endlich entſchließt, hinabzuſteigen, giebt ſein Urtheil ab: Das iſt kein Werk von Menſchenhänden, ſondern von jenen ungläubigen Rieſen, von welchen der Prophet, Friede ſei mit ihm, geſagt hat, daß ſie größer waren, als die größten Dattelbäume; dies iſt eins der Götzenbilder, welche Noah, Friede ſei mit ihm, vor der Sündfluth verfluchte! In dieſer Meinung, welche das Ergebniß einer ſorgfältigen Unterſuchung war, ſagt Layard, ſtimmten alle Umſtehenden mit überein.

Kein Wunder, wenn dieſe Figuren heute noch imponiren. Haben doch auch die alten Hebräer dieſe Form geheiligt — dieſe Zuſammenſetzung aus den gewaltigſten Geſchöpfen, Menſchenhaupt, Stier- oder Löwenleib mit Adlerflügeln — und haben ſie unter dem Namen der Cherubim zu Wächtern des Paradieſes, zu Trägern des Thrones Gottes, zu Hütern der Bundeslade im Allerheiligſten des Tempels gemacht. Zwar wird in den hebräiſchen Schriften die Geſtalt der Cherubim nirgends anſchaulich beſchrieben. Sie ſcheint wandelbar, aber immer eine Zuſammenſetzung aus Menſch, Adler, Stier, Löwe, oder aus einigen dieſer Elemente, wo dann, ganz wie zu Niniveh, bald das Eine,

bald das Andere vorherrſchen mochte, zumeiſt aber der Stierleib. Zuweilen haben die hebräiſchen Cherubs auch Hände, ganz wie auch hier zu Nimrud welche gefunden wurden. Die Figur dieſer den Hebräern heilig gewordenen Wunderthiere fand ſich ſchon auf den Teppichwänden ihrer Stiftshütte eingewirkt — alſo gewiß nach aſſyriſchem Muſter, denn gerade kunſtreich gewirkte Teppiche ſind eine uralt aſſyriſche Induſtrie.

In der ſüdweſtlichen Ecke, wo zuerſt gewühlt wurde, deckte man nach und nach namentlich eine große Halle auf, alle Eingänge mit jenen geflügelten, menſchenköpfigen Löwen oder Stieren beſetzt. Ungeheuer dicke Wände aus geformter, an der Sonne getrockneter Erde mit den angehefteten, oder meiſt einwärts geſtürzten großen Alabaſterplatten, die, auf der bloſen Erde ſtehend, einſt ihre Bekleidung waren. Dieſe Platten mit ihren Darſtellungen — es ſind Schlachten, wo der König in ſeinem Wagen ſteht und den Pfeil abdrückt, während das Zeichen der höchſten Gottheit, eine Figur im geflügelten Kreis, über ihm ſchwebt und gleichfalls ſchießt — oder wir ſehen eine belagerte Burg und den Sturmbock dagegen in Arbeit, den man von oben mit einer Kette zu fangen, mit geworfenem Feuer zu zerſtören ſucht — oder der König ſetzt über einen Fluß, ſteht in ſeinem Wagen im Boot, während die Pferde, am Zügel gehalten, nachſchwimmen müſſen, wie noch heutzutag — oder ein Zug von Kriegern, welche Götterfiguren tragen, immer zu vieren einen Thron mit der ſtehenden oder ſitzenden Figur von

Göttern oder Göttinnen — alle dieſe Platten, an denen immer die obere Folge von Darſtellungen durch Inſchriftreihen von der unteren getrennt iſt, ſie waren ſämmtlich mit ihrem Bildwerk nicht nach außen in die Halle, ſondern gegen die Erdwand gewendet. Man hatte ſie offenbar von einem andern Gebäude herübergenommen, und die Rückſeite geglättet, um in dem neuen Bau als Außenſeite zu dienen. Der Neubau iſt von König Eſſarhaddon, einem der letzten von Niniveh.

Woher jene Platten ſtammen, ſollte ſpäter klar werden. In der Mitte des Hügels, alſo derſelben künſtlichen Terraſſe, welche die Paläſte über die Ebene trug, fand Layard die Spuren eines älteren Palaſtes, und an einer Stelle ſogar hundert ſolcher Platten, wie ein rieſenhaftes Buch an einander gelehnt, offenbar zum Zweck, anderswo, alſo im jüngeren Bau, verwendet zu werden. Wie lange mochte dieſer ältere Palaſt ſchon zuſammengebrochen und wieder zu Erde geworden ſein, bevor vielleicht eine fremde Dynaſtie in ſeiner Nähe ſich anbaute und eine andre Race ihre Todten in ſeinem Schutt begrub? Es fanden ſich in der That Gräber mit alterthümlichem Inhalt von Vaſen und Schmuck in der Erdmaſſe vor, welche die Spuren des Palaſtes bedeckte.

Wem dieſer angehört hat, wiſſen wir ganz genau. Ein Obelisk ward gefunden, von Baſalt, gegen ſieben Fuß hoch, nach oben in kleineren Stufen abgeſtumpft und auf allen vier Seiten mit kleinem, erhobenem Bildwerk bedeckt. Es zeigt den König, der Tribut empfängt: Elephanten, große

Affen, das zweihöckerige Kameel, ein Rhinoceros ꝛc., und umfaſſende Keilſchriften darüber und darunter geben die ganze Lebens- und Thatengeſchichte dieſes Königs. Sie ſind von Rawlinſon entziffert. Der König, Temenbar oder Divanubar, erzählt darin ſelbſt, wohin er in jedem Jahr ſeiner ein und dreißigjährigen Regierung ſich gewendet, welche Könige er bezwungen, welche Städte er eingenommen, und wie er den Dienſt aſſyriſcher Götter verbreitet habe. Dieſer König Divanubar iſt nach den Inſchriften der Sohn des Aſſar-adan-pal, von dem der umfaſſendſte und älteſte der Paläſte unſres Ruinenhügels erbaut iſt, der ſog. Nordweſtpalaſt mit der Pyramide oder dem Stufenthurm, von dem wir früher ſchon geſprochen.

Auch dieſer älteſte Palaſt — wenn wir ihn hätten beſuchen können zur Zeit, da er offen lag, denn jetzt iſt er wieder zugeworfen und eine ſo formloſe Erdmaſſe wie zuvor — er würde uns dieſelben Eingangsthore, beſetzt mit rieſenhaften geflügelten Stieren und Löwen, wie ſie nun die engen Räume des brittiſchen Muſeums füllen, gezeigt haben, und dieſelben ungeheuer dicken Erdwände, welche unten mit den ſtarken, fußdicken, hohen Alabaſterplatten, und darüber mit glaſirten Erdſteinen in bunten Muſtern bekleidet waren. Die Laufgräben werden längs dieſer ſtehenden oder geſtürzten Platten geführt, während in der Mitte des großen Saals die hohe Schuttmaſſe liegen bleibt. Wo dieſe Platten, natürlich bedeckt mit hiſtoriſcher Darſtellung oder religiöſen Symbolen, aufhören, wo die Gemächer nur einen gemalten

Gipsüberzug hatten, wird das Graben um so schwieriger und unergiebig. Ein ganzer Palastplan kommt darum nicht zu Stande.

Diese Räume sind zu groß, als daß sie je ohne Hülfe von Säulenstellung bedeckt sein konnten. Die Säulen findet man nicht, wohl aber Massen von Holzkohle und geschmolzenem Erz. Sie waren demnach aus diesen vergänglicheren Stoffen. Da es nun sehr von Interesse wäre, ihre Formen zu kennen, weil wir dann alle möglichen jüngeren Kulturen damit vergleichen, und vermuthlich daraus ableiten könnten, so wollen wir uns umsehen, ob kein Rath sich finde, wieder eine Vorstellung davon zu gewinnen. Die assyrischen Skulpturen geben nun die Abbildung von allerlei Geräth, von religiösen Symbolen ꝛc., die wir sämmtlich in einer Trümmerstadt jüngeren Alters, beim Nachbarvolk der Perser, zu Persepolis wieder finden. Seltsam, hier zu Niniveh sind die Wände stehen geblieben und die Säulen verschwunden — dort zu Persepolis, der augenscheinlichen Tochterstadt assyrischer Kunst, stehen die Säulen noch und fehlen die Wände. Eins muß das Andre nun ergänzen. Wir gehn, Persepolis aufzusuchen und werden sehen, daß wir die dortigen Formen keck auf Niniveh übertragen dürfen, denn erfunden haben die Perser nichts.

Zwar Persepolis, die Stadt selber, ist verschwunden, aber die großartigen und schönen Trümmer ihrer Königspaläste ragen fern sichtbar von ihrer Terrasse, die sie über die Ebene trägt. Diese Ebene, einst reich und üppig, ist

jetzt dürr und verlassen. Nur zuweilen schlagen persische Nomaden, die Illiats, ihre schwarzen Zelte hier auf, oder kommen reisende Perser von der Karavanenstraße, die unweit vorbeiführt — es ist der Weg von Schiras nach Ispahan — um sich Tschil Minar, wie sie's nennen, die vierzig Säulen, oder Takht Dschemschid, Thron des Dschemschid, zu beschauen. Die Terrasse mit ihren Säulengruppen und Palastpforten tritt mit ihrer breiten Seite westwärts in die Ebene heraus, und haftet nach hinten an den dürren Höhen des Berges Rachmed. Man übersieht die weite Ebene, die von Bergen begrenzt wird, und kann den Lauf des Araxesflusses drin verfolgen, der sich südwärts verliert. Wir richten uns in der Darstellung nach den französischen Expeditionswerken von Flandin und P. Coste, so wie Texier, die mit Hunderten von Abbildungen den Mangel persönlicher Anschauung ersetzen.

Die Terrasse ist natürlicher Fels, senkrecht beschnitten, von bedeutender Höhe, wenn auch Schutt und Pflanzenwachsthum diese theilweis verringert haben, und ist nur zuweilen von mächtigen Quadern dunkeln Marmors, dem Gestein des Berges, unterbaut. Niniveh, wie wir gesehen haben, führt gleichfalls Terrassen, aber aus geformter Erde, wie die Landesnatur es nicht anders zuläßt, als Platform für seine Paläste auf. Zur Terrassenhöhe von Persepolis führt eine große Treppe, nicht in der Mitte, sondern links gegen's Ende hin. Sie ist doppelt. Die breiten, aber so wenig hohen Stufen, daß man bequem hinaufreiten kann,

wenden sich erst nach zwei Seiten auseinander und dann von ihren Ruheplätzen nach oben wieder zusammen, wo eine Platform von polirten Marmortafeln sich ausbreitet.

Uns gegenüber, wenn wir auf der Treppenhöhe stehen, sind zwei mächtige Quaderpfeiler, nahe beisammen, aus denen nach vorn zwei kolossale Wunderthiere hervorspringen. Zwar fehlt der Kopf, es ist nur die mächtige Brust und die Vorderbeine, die noch herausgreifen, aufgebaut aus denselben Blöcken wie die Mauermasse selbst. Sie nahmen offenbar einen Thorweg zwischen sich, und ihre Leiber treten in halberhobener Arbeit aus den inneren Wänden dieses Thorwegs, ganz wie zu Niniveh, während sie nach vorn mit ganzer Brust aus der Pfeilerecke vorspringen, Stierleiber, wie es scheint, gewaltig ausgeprägt, aber phantastisch geschmückt durch geringeltes und geflochtenes Haar um Brust und Leib.

Ueber jedem dieser Thiere, an der Pfeilerwand, steht eine dreisprachige Inschrift, sämmtlich in Keilbuchstaben. Die erste davon, nämlich die altpersische selbst, ist anfangs lesbar. Da heißt es unter Anderm: Spricht Xerres, der König von Ormuzd Gnaden. Ich habe gebaut dieses Eingangsthor und hier ist manch andres edle Werk in diesem Persepolis, welches ich ausgeführt und welches mein Vater hat ausgeführt. Was nur von edlen Werken zu sehen, wir haben sie alle ausgeführt mit Ormuzd Gnaden. Sprichts Xerres, der König: Möge Ormuzd mich und mein Reich beschützen, Beides, das von mir ausgeführt ist, und das von meinem Vater ausgeführt ist, möge Ormuzd beschützen.

Alſo in dieſer Zeit, dem fünften Jahrhundert aufwärts, iſt der aſſyriſche Stil von Niniveh, Palaſtpforten mit Wunderthieren zu dekoriren, noch üblich bei den Perſern. Zwei treten uns entgegen, wie geſagt, aus den Eingangspfeilern — es war ein freiſtehendes Vorgemach mit vier Säulen in der Mitte, von denen zwei noch ſtehen, deſſen Wände aber verſchwunden ſind — und zwei andere Wunderthiere treten in die Ausgangspfeiler nach hinten, gegen den Berg gewandt, abermals ein übermächtiger Stierleib, mit menſchlichem Haupt, wie zu Niniveh, wenn hier auch das Geſicht fehlt; mit hoher Mütze, an der ſich die Hörner vorwärts ſchmiegen; Locken und Bart majeſtätiſch geflochten und geringelt; der Schwanz eine ungeheure Quaſte. Große Flügel mit feinausgeprägtem Federſchwung bedecken die Schultern und heben ſich hoch über den Rücken.

Wenn ſolche Charakterfiguren aſſyriſcher Kunſt auf der perſiſchen Terraſſe uns empfangen, dann dürfen wir erwarten, noch Mehreres hier zu finden, was von Niniveh ererbt iſt; dann dürfen wir hoffen, mit Hülfe dieſer offen liegenden Palaſtplane, dieſer in gutem Marmor erhaltenen Säulenformen auch das zu ergänzen, was in Niniveh verloren iſt, und durch Niniveh, die gemeinſame Quelle, werden wir dann auch phönikiſche und hebräiſche Kunſt verſtehn.

Wir wenden rechtsum, ſüdwärts, und ſchauen die ganze Länge der Terraſſe hin, die in verſchiedenen, immer höheren Stufen ihre Säulengruppen und Portaltrümmer trägt.

Aus der Wand der zweiten Stufe, der wir gegenüber ſtehn, den Berg zur Linken und die Ebene rechts, ſpringt eine Doppeltreppe vor, deren Stufen von beiden Seiten ſich an der Terraſſenwand hinauf entgegenkommen. Dieſe Terraſſenwand, an der wir hinaufſteigen, zeigt in langen Reihen, dreifach über einander, wandelnde Figuren, als wollten ſie ſelber zum Palaſt hinauf. Die oberſte Reihe iſt nur zur Hälfte erhalten, weil die Bruſtwehr, welche einſt die Wand erhöhte, herabgebrochen iſt. Aber aus dem Reſt erkennen wir, daß es das Einführen von Geſandtſchaften in den Königspalaſt gilt. Es ſind Führer mit langem Stab, engem oder weitem Gewand, die immer ihren Nachfolger an der Hand halten. Dieſer, verſchiedenartig gekleidet in verſchiedenen Abtheilungen, hat ſeine entſprechenden Landsleute hinter ſich mit Ochſen, Pferden, Wagen, offenbar Geſchenke für den König. Ebenſo iſt die Wand auf der andern Seite der Doppeltreppe, vom Berg her gerechnet, bedeckt von Reihen von Hofleuten und Leibwachen, welch letztere theils Bogen und kurzes Schwert, theils die Lanze tragen.

Wir ſehen, hier weht eine ganz andere Luft, als in den Darſtellungen zu Niniveh. Was die Figuren dieſer verſchiedenen Hofleute in ihrer gemeſſenen Bewegung, immer mit ganzer Sohle am Boden, mit dem ſtehenden Faltenwurf ihres Gewands ꝛc. wirken wollen und wirken, das iſt tiefe Andacht vor des Herrſchers Nähe, deſſen Darſtellung ſelbſt aber erſt auf den höheren Terraſſen uns begegnet. Während bei den Aſſyrern vor Allem hiſtoriſche Bilder die Palaſt-

wände bekleiden, wo der König selbst, ein bestimmter König, in Schlacht und Triumph hoch voraus ist, wird hier in Persepolis nur das Königthum im Allgemeinen verherrlicht. Es ist gleichviel, wer gerade König sei, und zu sehen braucht man ihn am allerwenigsten. Alle persönlichen Charakterzüge des Herrschers werden absichtlich vermieden, als ob die Majestät darunter litte. Die Idee eines Königthums ist so vorherrschend, daß eigentlich kein König größer oder kleiner als der andere sein kann. Obgleich die Erbauer dieser Paläste, Darius und Xerres, die größten und gefährlichsten Kriegszüge gethan haben, finden wir nirgends eine historische That dargestellt, sondern auf den Pfeilern der Palastpforten, wo sie wirklich abgebildet sind, erscheinen diese Könige im Kampf mit phantastischen Thieren, dem Sinnbild böser Mächte, also Kämpfe religiöser Bedeutung, und auch dieser Kampf von Seiten des Königs ohne Spur von Leidenschaft. So verlangt es die Hofetikette, welche hier jeden lebensvolleren Geist der Entwickelung, sogar den Thatenstolz gegen das Ausland unterdrückt hat. Diese Skulpturen sind offenbar gleichfalls aus der assyrischen Kunst hervorgegangen, haben aber bedeutende Fortschritte, während sie die Mannigfaltigkeit einbüßen, im Stil gemacht. Die Gewänder hängen nimmer brettschwer und faltenlos, wie bei den Assyrern, sondern haben einen, allerdings unveränderlichen, staffelförmigen Faltenwurf angenommen, der sehr an's Altgriechische erinnert.

Steigen wir diese Treppe zur zweiten Terrasse vollends hinauf, neben jener skulpturbedeckten Terrassenwand, so sind

wir auf der Platte von Xerres großer Halle, deren Reſt dem Ganzen den Namen Tſchil Minar, die vierzig Säulen, giebt. So viel ſind's nicht mehr, aber gleichwohl ragen ſtolze Gruppen weißer Marmorſchäfte, die von der Zeit gebräunt ſind, zwar ſehr verſtümmelt und die wenigſten mit Kapitäl. Da liegen die Trommelſtücke der geſtürzten, und ſtehen die Fußgeſtelle mit ihrem abwärtsgeſchweiften Blätterſchmuck.

Wir wollen uns nicht damit aufhalten, dieſe Halle wieder herzuſtellen — genug, es war ein geſchloſſener, mit Säulen durchſtellter Mittelraum, der nach drei Seiten eine offene Vorhalle wendet, und über ſich, über den Mittelraum der ſechsmal ſechs Säulen ein Stockwerk als Dachaufſatz nahm, das die drei Vorhallen überragt. Was wir in's Auge faſſen müſſen, iſt die eigenthümliche perſiſche Säule, die hier in ganzer Größe ſich aufbaut, offenbar nach aſſyriſchem Vorbild. Eine andere Säule, gleichfalls nach aſſyriſchem Vorbild, ſtimmt auffallend mit dieſer perſiſchen — es iſt die hebräiſche vom Salomoniſchen Tempel.

Fünf Ellen lang war das Kapitäl am Tempel Salomos, ganz die ungewohnte Länge, wie ſie auch hier erſcheint, wo das Kapitäl, wie dort, eigentlich aus verſchiedenen Kapitälen ſich zuſammenſetzt. Wo die Hohlſtreifen des Schafts nach oben auslaufen, da kommt ihnen hier als erſte Form ein geſenkter Kelch von breiten Blättern entgegen. Darüber hebt ſich ein anderer aufwärts, ſeine Blätter durch Perlenſchnüre geſäumt und durch einen Perlenrundreif von dem unteren geſenkten Kelch getrennt. Sollten dieſe auf und nieder-

ſpielenden Perlenſchnüre nicht mit dem Ketten- oder Netzwerk gemeint ſein, das der hebräiſche Text von ſeinem Kapitäl anführt? Sollten dieſer Perlenreif, wie er den unteren vom oberen Kelch trennt, dieſer koloſſalere Eierreif, wie er auf der Weite des oberen Kelches ruht, ſollten ſie nicht die Granatäpfelringe ſein, welche auch am hebräiſchen Kapitäl deſſen einzelne Schwellungen von einander ſchieden? Genau daſſelbe waren beide Kapitälformen, wie es ſcheint, nicht, aber wir bekommen ſo wenigſtens eine Vorſtellung, wie ſie bei den verzweifelt unklaren Worten des Textes nicht möglich iſt. Es iſt auch keine Kleinigkeit, ein ſo ſeltſam komponirtes Stück zu beſchreiben, daß man ohne Zeichnung es vor ſich ſehe, und wird ſelbſt in der deutſchen Sprache, die doch redlich ausgiebt, ſchwer genug. Z. B. über dem nach oben offenen, mit einem ſolchen Granatapfelring gekrönten Kelch, der aus dem Fuß des unteren geſenkten Kelchs aufwächst, unorganiſch genug — folgt als drittes Stück nun gar ein viereckiger Pfeiler, der an alle ſeine vier Seiten eine doppelte oder vierfache Rollenwindung, die einen nach oben, die andern nach unten gerollt, anhängt. Am hebräiſchen Kapitäl war zuoberſt „Lilienarbeit," einige Ellen hoch. Ob damit dieſe Formen oder ähnliche gemeint ſind, können wir nicht beſtimmen. Es wäre ein aſſyriſches Ornament, denn jene Rollenwindung des perſiſchen Kapitäls nach oben und unten, oder jene anfrechtgeſtellten joniſchen Voluten finden ſich z. B. als Dekoration am Throne Sanheribs auf einem aſſyriſchen Reliefbild ausgeprägt.

Wir haben immerhin ſchon Anhaltspunkte genug, um uns zur Aufklärung jener Formen, die ſich ſo hartnäckig unſrer Anſchauung entziehen, noch weiter auf der Terraſſe von Perſepolis umſehen zu dürfen. Aber ehe wir einen dieſer Paläſte uns wieder herſtellen, der uns das Vorbild zum Salomoniſchen Tempel oder ſein Seitenbild geben wird, ſuchen wir mit dem Blick etwas anderes. Das iſt hinten in der Bergwand das Königsgrab, das in breit kreuzförmiger Niſche ſeine Façade in den Fels vertieft. Wir wiſſen nicht, wem es angehört hat, aber es gleicht vollkommen den andern, die eine Strecke nordwärts am Eingang des nächſten Felſenthals, in der jenſeitigen Bergwand erſcheinen. Dort ſind die Gräber von Xerres und Darius ſelbſt, die durch ihre Inſchriften außer Zweifel geſetzt ſind. Die Anſchauung einer ſolchen Grabfaçade iſt uns unentbehrlich, wenn wir die Paläſte wieder aufbauen wollen, denn jene Grabfaçade iſt nichts anderes als die Abbildung eines Palaſtes.

Das hieſige Grab iſt, wie geſagt, gleichfalls eine Niſche in breiter, kurzer Kreuzform, hoch in der Bergwand. Das untere Viereck dieſer Kreuzniſche iſt verſchüttet, überwachſen, war von jeher aber ohne Skulptur. Der mittlere, breite Theil der Niſche enthält vier Halbſäulen, die in der Mitte eine übrigens blinde Thür zwiſchen ſich nehmen und ein Gebälke tragen. Auf dieſem Gebälke oder Geſims erſcheint ein eigenthümliches Gerüſt, das in's obere Ende der breiten Kreuzniſche hineinragt. Wir haben alles Recht, darin mit Ferguſſon einen Dachaufſatz zu erkennen, wie er wirklich

auf dem Palaſt jener Könige ſtand und deren offne Vorderhalle überragte. Dieſer Dachaufſatz dekorirt ſich mit zwei Reihen Unterthanen übereinander, abermals nach aſſyriſchem Vorbild, die mit emporgehaltenen Händen den oberen Boden zu tragen ſcheinen. Eckpfeiler ſind ein paar ſäulenartig gerollte Fabelthiere. Zuoberſt auf dem platten Dach dieſes Oberbaus ſteht der König auf ſeinem Treppenthron in andächtiger Entfernung dem Feueraltar entgegen, zu dem er betet. Zwiſchen beiden ſchwebt hoch das Symbol der höchſten perſiſchen Gottheit in der gewohnten eigenthümlichen Bildung — in der oberen Hälfte Menſch und Perſer, in der untern ornamentales Gefieder. Wir wiſſen, daß die Perſer ihre Götter nicht in Tempeln verehrten, ſondern auf Berghöhen und dem Dach ihrer Häuſer.

Mit Hülfe der Abbildung, welche jene Grabfaçade davon giebt, können wir erſt den Palaſt des Darius uns wieder aufrichten, am Hinterende der großen Terraſſe auf noch höherer Stufe, wo die feſten, ſteinernen Fenſter und Portale ſich aus dem Schutt heben, während die Wände, vermuthlich nur aus glaſirter Erde beſtehend, und die hölzernen oder ehernen Säulen verſchwunden ſind. Es giebt einen Mittelraum, der ſich durch vier Fenſter und eine Thür in die Vorhalle öffnet, eine Vorhalle von vier Säulen in Front, wie die Grabfaçaden es zeigen und die Säulenfüße es beweiſen. Der Mittelraum umgiebt ſich von drei Seiten, rechts, links und hinten, mit Nebenkammern, und nimmt jenen Oberbau über ſich, der die Nebenkammern überragt.

Dieſer Oberbau, der Aufſatz über dem Mitteltheil des Gebäudes, mit einer Dekoration, wie ſie die Grabfaçaden zeigen, war natürlich von Holz, mochte aber ſtrahlen von Gold und Farben. Oben drauf iſt der Feueraltar, und der König, den wir auf den Portalpfoſten des Palaſtes mit ſymboliſchen Unthieren, Dews, Teufeln, kämpfen ſehen, wie es ſeine königliche Pflicht iſt, er betet oben, dem Altar entgegen, zu den reinen Geiſtern des Lichts. Alſo mit Hülfe jener Grabfaçaden und der vorhandenen Palaſttrümmer läßt ſowohl der Palaſt des Darius, ſagen wir, ſich wieder aufrichten, als auch der ſalomoniſche Tempel.

Kehren wir mit dem, was wir gewonnen haben, auf den Oelberg zurück. Obgleich jede kleine Höhle dieſes Bergs durch die chriſtliche Tradition natürlich eine heilige Bedeutung gewonnen hat, erinnert er doch an einem Frühlingstag nichts weniger als an Blut und Thränen, ſondern eher an's hohe Lied Salomonis, wo die Reben blühen, die Granaten ihre Gluthaugen öffnen. Die blauen Schwertlilien, drunten im Thal auf den Felſengräbern gebrochen, duften wundervoll. Ungeheure Eidechſen lauſchen neugierig, fettſchwänzige Schafe klettern herauf. Wenn wir uns aber ſetzen, dann ſehen wir uns immerhin erſt nach den ſchwarzen, faſt fußlangen orientaliſchen Tauſendfüßen um, ein Gewürm unangenehmen Anblicks. Drunten im Thal erzeugt links die Quelle Siloah, tief unter dem Stadtfelſen hervor, einige grüne Gärten, und wenn wir vollends hinaufſtiegen bis zur Moſchee, dann würden wir jenſeits in's Wüſtengebirge

und auf den tiefen Spiegel des todten Meers hinabsehen, der zwischen seinem hohen, gelben, blauduftigen Gebirge da und dort zum Vorschein kommt.

Was wir jetzt aus der Stadt herüberhören, ist einzig die Sturmtrommel und das Hurrahgeschrei türkischer Truppen, die nach preußischem Reglement sich in fingirten Bajonettangriffen üben. Wenn wir schnell einen Blick in die heutige Stadt hineinwerfen wollen, so denken wir uns die schmutzigen, vielfach überwölbten Gassen, steil, ruinenhaft, aber belebte Bazars oder gedeckte Budenstraßen. Der Beduine im braunweißen Sack kauft hier sein Kopftuch mit den rothen und gelben Franzen, schwarzlockige Bursche mit den blendend weißen Zähnen. Sie grüßen uns, denn es sind von jenen, die uns Geleit gaben am todten Meer, wo ihr Schech den springenden Hasen mit der Lanze auffieng, im Galopp nebenher, bevor ich zum Schießen fertig ward. Die Pilger sind wieder fort, sind uns begegnet in endlosem Zug zu Kameel, zu Pferde, zu Fuß, die steilen Felsenpfade herunter, die aus der herrlichen Ebene von Jaffa auf's Gebirg von Jerusalem heraufführen, Pilger im schwarzen Kopfbund kleinasiatischer Griechen, im buntgestreift seidenen katholischer Araber aus Syrien, im schwarzblauen ägyptischer Kopten ꝛc., die alle mit Weib und Kind zu Ostern kommen. Aber zurück bleiben die Juden in langem Gewand und langen Locken, die wir keck auf deutsch anreden dürfen. Man kann sich oft verwundern, wenn man in eine palästinische Stadt hereinreitet und vergebens auf italienisch gefragt hat,

vergebens ſein ganzes Arabiſch zuſammennimmt, und der ganze Haufe antwortet plötzlich: Sprechen Sie deutſch?

Alſo drüben an die Stelle von Omar's Moſchee ſetzen wir Salomonis Tempel, und werden nicht fehl gehn, wenn wir ihn denken, wie den Königspalaſt des Darius. Aber, obgleich dieſer nicht groß iſt, muß der Tempel doch noch kleiner werden. Statt der vier Säulen in Front, welche der perſiſche Palaſt unter ſeiner Vorhalle zeigt, hat der hebräiſche Bau nur zwei — allerdings in und unter ſeiner Vorhalle, nicht etwa davor, wie man auch ſchon gemeint hat, weil ſie im hebräiſchen Text beſonders beſchrieben ſind. Sie haben ſogar beſondere Namen, die Eine: Jachin, d. h. „er ſtellt feſt", und die Andre: Boas, d. h. „er iſt ſtark". Ich möchte wiſſen, warum ſie ſo beſonders feſt und ſtark ſein ſollen, wenn ſie nichts zu tragen haben. Daß ihre Kapitäle der aſſyriſch-perſiſchen Form entſprechen, haben wir bereits bemerkt, und daß dieſe Säulen von Erz waren, dürfte auch keine Neuerung ſein, denn wenn anderwärts die ehernen Säulen verſchwunden ſind, ſo iſt das ſehr erklärlich.

Der ſalomoniſche Tempel war klein. Die Maaße, wie ſie im zuverläſſigeren Buch der Könige gegeben werden, lauten ſehr beſcheiden: ſechzig Ellen in die Länge, zwanzig in die Breite. Das Innere des Hauſes hinter der Vorhalle theilt ſich in ein Heiliges, vierzig Ellen lang — die Höhe wird nicht angegeben — und ein Allerheiligſtes, zwanzig Ellen lang und zwanzig hoch. Wir werden dieſelbe Höhe

von zwanzig Ellen, wenn nichts widerſpricht, auch dem innern Raum des Heiligen geben müſſen, wo das Höhenmaaß fehlt. Eine verſchiedene Dachhöhe im Innern anzunehmen, einen höheren Raum im Heiligen, wäre ſehr mißlich. Aber das Höhemaaß des Ganzen betrug, wie gemeldet wird, nicht dieſe zwanzig, ſondern dreißig Ellen. Wo bleiben nun die zehn übrigen? Wir haben alles Recht, an einen Dachaufſatz, einen Oberbau in der Weiſe der perſiſchen Paläſte zu denken. Das wären auch jene Oberkammern, von denen die Chronika ſpricht — ſie waren vergoldet, aber gewiß nicht von innen, ſondern von außen. Dieſer Oberbau über dem Mittelraum, dem Heiligen, überragt alſo nach vorn die Vorhalle, die, nach der Säulenhöhe zu ſchließen, gleichfalls zwanzig Ellen, oder wenig mehr erhält, und überragt nach hinten das Allerheiligſte. An beide Flankenwände des Hauſes legen ſich, ganz wie beim perſiſchen Palaſt, kleine Kammern, hier in drei Stockwerken bis zur Dachhöhe des Heiligen; ſo daß dieſes Heilige, der Mittelraum, vollkommen bedeckt iſt, oben durch den Oberbau, zu beiden Seiten durch dieſe Flankenkammern, nach vorn durch die Vorhalle, nach hinten durch's Allerheiligſte. Wenn das Heiligthum alſo Fenſter hat, wie geſagt wird, ſo können dieſe nur unter die Vorhalle, ganz wie beim perſiſchen Palaſt, ſich geöffnet haben.

So hätten wir wenigſtens ein leidliches Bild dieſer äußeren Form, die aus den unklaren Texteworten ſo ſchwer zu begreifen iſt, und können es rechtfertigen durch die An-

ſchauung einer verwandten Kunſt. Dieſe perſiſche Art iſt zwar bedeutend jünger, aber gleichfalls nur ein Ableger aus dem großen Zuſammenhang, der vom alten Aſſyrien beherrſcht wird; ein Excerpt aus den umfaſſenderen Paläſten von Niniveh. Aber zur Zeit des ſalomoniſchen Tempels oder noch früher, zur Zeit, da die aſſyriſche Art zu den Phönikern kam, waren die aſſyriſchen Anlagen vermuthlich ſelber noch einfach genug, um ein direktes Vorbild abzugeben.

Im Innern war der ſalomoniſche Tempel mit Schnitzwerk von Cedernholz, Palmen, Cherubim darſtellend, ausgetäfelt und durchaus vergoldet — abermals ein Stil, der ganz augenſcheinlich in Perſepolis üblich war. Cederſtämme findet man im Schutt von Niniveh. Die Thüröffnung in's Allerheiligſte ſchloß ein Vorhang, und in dieſem unzugänglichen, gleichfalls goldenen Raum ſelbſt befand ſich die Bundeslade der Hebräer, zwiſchen zwei Cherubims mit ausgebreiteten Flügeln, die mit ihren Spitzen ſich unter einander und die Seitenwände berührten — eine Beſchreibung, die uns abermals im Dunkeln läßt, ob dieſe heiligen Thiergeſtalten auf zwei oder auf vier Füßen ſtanden.

Wenn wir ſomit die Anſchauung eines Gebäudes erhalten, das nicht von fern ſich mit denen vergleichen kann, die wir zu ſeiner Erklärung aufgeſucht haben, ſo hat es uns doch den Anlaß gegeben einen Gang durch die ganze aſiatiſche Kunſtverwandtſchaft zu thun. Dieſe aſiatiſche

Verwandtſchaft greift ganz bedeutend auch nach Europa herüber in dem ſogenannten joniſchen Stil. Aber ehe wir näher darauf eingehen, wollen wir uns unabhängig auf europäiſchem Boden umſehn, und das nächſte Mal gleich das bedeutendſte dieſſeitige Denkmal, die Akropolis von Athen betreten.

IX.

Aſien, Aegypten und die griechiſche Architektur.

Die Akropolis von Athen.

Wir betrachten die Akropolis von Athen, um auf europäiſchem Boden feſten Fuß zu faſſen, bevor wir zur Vergleichung nach dem Orient zurückſchauen.

In heißer Tagesſtunde iſt's eine Aufgabe, dieſe Akropolis zu erſteigen. Die roth und grauen Felſen, zwiſchen denen einige Erd- und Schuttſtürze ſich herabſenken, heben ſich ſo ſchroff und ſteil bis zu der Mauer, die noch bedeutend höher ſteigt, daß auch heutzutage nur von Weſten ein Zugang bleibt. Von den letzten Häuſern der Stadt, die jetzt auf der Nordſeite liegt und einſt rings herum lag, ſteigen wir über die alten, diſtelbewachſenen Schutthöhen um die Nordweſtecke der türkiſchen Burgmauer. Unter uns liegt bereits die Stadt und der weite Olivenwald der Ebene, vom helleren Grün ſeiner Reben untermalt, bis zum Parnesgebirg hinüber. Auf ſeiner ſonnigen Platte, über dem Weſtende der Stadt ſteht der ſchöne, gelbe, wohl erhaltene Theſeustempel. Und

wenn wir höher steigen: die gewaltige Felsmasse rechts, die sich über den Hügel legt, dem Eingang zur Akropolis gegenüber, war der Areopag, und der tiefe Riß in seinem Felsen war die Schlucht der Erinnyen. Nun blitzt auch das Meer zwischen Salamis und dem Festland und wir überschauen die ganze Küste mit dem Vorgebirg, das die drei atheniſchen Hafen bildet.

Tyrrheniſche Pelasger, heißt es, haben dieſe allein zugängliche Weſtſeite in ihrer Weiſe einſt befeſtigt, und erhielten das Land gegen den Hymettus drüben als Lohn dafür. Man ſieht oben rechts den Propyläen, innerhalb, noch ein Stück dieſer älteſten Mauer aus den groben, rothblauen Blöcken Kalkſtein, natürlich denſelben, die ſie losbrachen um die Burgplatte zu ebnen. Das Werk hieß Enneapylon, vermuthlich nach dem pelasgiſchen Grundſatz der gewundenen Gänge, von Thor zu Thor, die den ſtürmenden Feind nöthigen, ſeine rechte, unbeſchildete Seite preiszugeben. Auch der türkiſche Bau, der einſt die Batterien trug, nöthigt uns, wenn wir durch's Thorhaus eingegangen, erſt ein Stück an der Südſeite, dann durch ein zweites Thor wieder weſtwärts zu biegen, bis wir vor der hölzernen Thür ſtehen, welche jetzt die Akropolis verſchließt. Eine Kolonie Wächter haust in dieſen Außenräumen. So war's noch vor Kurzem.

Alſo das Thor hat ſich geöffnet, und nur wenig haſtige Schritte aufwärts, um die Ecke der antiken Baſtion, ſo ſtehen wir in einer andern Welt. Ueber uns auf der Höhe ihres Aufgangs ſtehen die Propyläen, ſtill, ohne einen andern Laut, als die Raben die über uns wegrauſchen.

Sechs Säulen in Front, nicht mehr von ganzer Höhe und ohne Kapitäl, marmorweiß, und kaum etwas vergilbt von der Zeit, aber nicht gebräunt, weil eine türkiſche Mauer ſie in ſich aufgenommen hatte — ſo ſteht die Front auf den vier Stufen, die ſie über den nackten Fels heben. Den Fahrweg nehmen die zwei mittleren, durch weiteren Zwiſchenraum getrennten Frontſäulen der Propyläenhalle auf und leiten ihn fort zwiſchen zwei Reihen von je drei Säulen, die durch Fußgeſtell, Hohlſtreifen und ihre am Boden liegenden Kapitäle ſich als joniſcher Ordnung angehörig ausweiſen werden, bis zu der Marmorwand der fünf Thore, die den fünf Zwiſchenräumen der ſechs Frontſäulen entſprechen, das mittlere am höchſten und ſehr groß, die andern nach rechts und links abnehmend. Ein leuchtender blauer Himmel fällt von oben durch dieſe Thorſchnitte in der weißen Quaderwand von allerfeinſter Marmorfügung.

Den Giebel haben ältere Reiſende noch geſehen. Die ganze Halle war mit Marmorbalken gedeckt, deren Größe man bewundernswerth fand. In der That mußten drei Stücke die ganze Hallenbreite überſpannen — von der Seitenwand rechts nach der rechten Säulenreihe des Durchgangs, von der rechten Reihe zur linken, und von dieſer nach der linken Hallenwand. So liegen ſie auch zerbrochen unten, ein Korn wie Elfenbein, und dienen als lange Tiſche für allerlei Skulpturfragmente. Dieſe Hauptbalken der Decke trugen die ſteinernen Quergurte mit den vertieften Deckenfeldern, aus deren Tiefe ein goldener Stern leuchtete.

Noch vor kurzem ahnte man nicht, daß unterhalb der Propyläen noch ein Marmorthor liege, das den geraden einstigen Fahrweg zu diesem hinauf eröffnet. Es wurde durch eine französische Ausgrabung aus der türkischen Bastion befreit, welche das Westende abschloß, ein Thor zwischen verstümmelten Marmorthürmen, und oben durch den einfachen Triglyphenfries geschmückt. Kein Zweifel, daß das einstige Bild der Akropolis damit an Schönheit gewinnt. Man wußte bisher nicht, wo eigentlich von unten der Zugang war, ob eine gerade oder gebogene Straße, ob überhaupt eine Treppe hinaufführte.

Also diese Propyläen, großartig und vornehm ihre Akropolis vertretend, selbst mit den weißen Stumpfen ihrer Säulen — sie legen rechts und links eine Flügelhalle vorwärts auf die Bastionen des Westendes, die den Aufgang zwischen sich nehmen. In diesen Bastionen endet die Nord- und die Südmauer der Burg. Die Flügelhalle rechts, wenn wir hinabschauen von oben, oder die nördliche, im schönen Rostgelb ihres Alters, hat hinter der von drei dorischen Säulen eröffneten Vorhalle ein Gemach von schönen Marmorwänden. Es war Pinakothek. Der griechische Reisende Pausanias, der uns unentbehrlich ist, so kleinlich und geistlos und ungenau oft seine Beschreibung, nennt die Bilder, welche die Zeit noch nicht verlöscht hatte, z. B. homerische Auftritte von Polygnot: Nausikaa am Fluß, Achill unter den Mädchen ꝛc. jedenfalls reizvoller, als die großen hölzernen Kasten voll Mörtel, in den unförmliche

Fragmente und Inſchriften eingedrückt ſind, wie's jetzt dort zu ſehen iſt. Nach außen, als Nordweſtecke der Feſtung, trägt dieſe rechte Flügelhalle der Propyläen nur den einfachen Triglyphenfries oben.

Die entſprechende Halle gegenüber auf der andern Endbaſtion, hat kein Gemach hinter ſich, weil kein Raum zu füllen war, und trägt jetzt, ohne ihre Säulen, einen mittelalterlichen Thurm aus der fränkiſchen Zeit Athens.

Einſt gab es zahlreiche Statuen unter der Propyläenhalle und dort herauf, wo die Mauervorſprünge aus der Baſtion zur Linken an heilige Stationen nach noch jetzt üblicher Weiſe erinnern. Man nennt den Hermes der Propyläen, die bekleideten Grazien des Sokrates. Wir können den Ort nimmer beſtimmen, wo unter den Propyläen die eherne Löwin ſtand, jenes Denkmal für die Freundin der Tyrannenmörder Harmodius und Ariſtogiton, die ſich foltern ließ und nichts verrieth. Der Anſtand erlaubte nicht, einer Buhlerin ein anderes, als ſymboliſches Denkmal zu ſetzen. Jetzt liegen jene Marmorbalken längs der beiden Säulenreihen, die nach innen führen, und tragen lange Sammlungen verſtümmelter Füße, Köpfe und jener Akroterien, die Marmorziegel, die einſt den Firſt des Daches deckten und deren jeder am Vorderende ſich fächerartig aufbäumt.

Wir treten durch die hohe Wand der fünf Thore, die vier Stufen höher liegt, unter die Hinterfront der Propyläen, gleichfalls ſechs Säulen doriſch, deren äußerſte zwei vor den vortretenden Anten dieſer Hinterhalle, den Mauer-

endpfeilern, rechts und links stehen. Eine Pulverentladung, durch den Blitz gezündet, hat diese Halle gesprengt. Einige Säulentrommeln in den stehenden Schäften sind gewaltsam aus der Linie und über einander gerückt. Es ist nicht lange her, daß dies Alles bis an die Kapitäle verschüttet war.

Wir haben keine Zeit mehr für die Propyläen, denn rechts auf der Burgplatte steht der mächtige Parthenon, braun und weiß. Seine Stufen stehn so hoch, als das Dach der Propyläen war. Der erste Eindruck ist der der Größe, alle Erwartung übertreffend, und der der Schönheit, erhebender Schönheit, der zweite — aber eine Größe und Schönheit, über die wir augenblicklich Herr werden. Es ist ein ganz besonderer Fleck der Welt. Denn wenn wir den Blick abgleiten lassen rechts über die kräftig braune Ebene drunten, vom grauen Hymettos herab bis zum leuchtend blauen Meer, dann reißen wir ihn selbst zum Parthenon nicht zurück. Aus der braunen Ebene steigt zunächst gegenüber der spitze Museionhügel mit den kräftigen Schatten seiner Terrassen und drüber weg das Meer von so schwellender Wärme, daß wir seine Grenzen kaum fassen. Die Insel Aegina draußen ganz vom selben Blau, Salamis rechts näher und dunkler. Der Piräos mit seinen Masten und der geraden stäubenden Straße, die durch den Olivenwald hinabführt, und zur Linken des Piräoshafens die Halbinsel Munichia, die mit ihren andern Buchten sich rund hinausstreckt. Nebelhaft bleiben die peloponnesischen Küsten zuhinterst.

Wir stehen vor der Hinterfront des Parthenon, die

den Propyläen zugewandt iſt: auf drei hohen Stufen über rohem Unterbau acht gewaltige Säulen, die den leeren Giebel noch tragen. Nur eine einzige Figur hängt noch drinnen. Alles dunkelbraun — wenn der Tempel auch noch ſo ſchön war in dem urſprünglichen Kryſtallflimmer ſeiner weißen Säulen, mit dem blauen oder rothen Grund des Giebels und der Metopen, aus dem die weißen Bildwerke ſich heben, mit den rein goldenen Schilden, wie ſie an der Vorderfront über den Säulen am Architrav hiengen: die Zeit, die Alles verlöſcht hat, gab dafür durch Flechten und Oxydirung dieſes Braun, das in der Abendſonne zu wunderbarem Feuer ſich verklärt.

Von der reichen Gruppe, die dieſen Hintergiebel füllte, haben wir noch die Zeichnung eines ſichern Carry aus der Zeit vor der venetianiſchen Zerſtörung. Athene und Poſeidon, im Streit um Attika, in bewegter Stellung auseinanderſtrebend — mehr können wir auch dort wegen der Verſtümmelung nicht mehr erkennen. Die Roſſe von Athene's Wagen wollten die Venetianer herabholen — Pferde, Thiere haben für Ungebildete immer größeres Intereſſe. Obgleich damals die Glanzzeit venetianiſcher Kunſt war, berichtet einer ihrer Offiziere: der Tempel ſei zwar koſtbar von wegen des Marmors, aber weder für Türken noch Chriſten von irgend einem Nutzen. Alſo die Pferde, die ſie fallen ließen, zerſchellten. Einige Rumpfe ſind noch vorhanden, ſowie auch Trümmer vom Rieſenleib des Poſeidon und der Athene ſelbſt. Die Seitenfiguren beider Giebel,

bekanntlich im brittiſchen Muſeum, und vom höchſten Werth, trotz aller Verſtümmelung, führen uns ein ſeliges Götterleben in olympiſcher Ruhe vor. Wenn die einzelnen Figuren von Phidias auch augenſcheinlich aus dem allernächſten ſtädtiſchen Mythenkreis genommen ſind, die alten ſtadtgründenden Heroen und ihre Familie, die atheniſchen Flüſſe ꝛc., ſo wird's doch gefährlich bleiben, ihnen Namen zu geben.

Acht Säulen in der Front und ſiebenzehn waren's in der Flanke. Aber während der wenigen Tage venetianiſcher Belagerung — eine Armee, die eigentlich gar nicht aus Venetianern, ſondern aus Heſſen, Lüneburgern, Hannoveranern unter dem ſchwediſchen General Königsmark beſtand — zündete eine Bombe den türkiſchen Pulvervorrath im Tempel, daß dieſer in der Mitte auseinanderbrach. Stehen geblieben ſind nur ſechs Säulen in der Flanke herwärts, und drei Säulen, die an den andern Giebel ſchließen. Die Mitte iſt leer und nur nothdürftig ausgefüllt von aufgemauerten Stumpfen, aus den Stücken, die zur Seite ein großes Meer von weißen Marmorblöcken bilden. Jener öſtliche oder Vordergiebel ſteht ſo fern, daß er auf den Bildern gewöhnlich gar nicht zum Parthenon zu gehören ſcheint.

Steigen wir auf die drei hohen Stufen der Hinterfront, deren jede einen ſehr hohen Schritt erfordert. Dieſe großen Säulen ſind übel mitgenommen durch die Kanonenkugeln vom Muſeionhügel drüben. Im letzten Kriege wurde die Akropolis erſt nach einjähriger Belagerung von den Türken zur Uebergabe gezwungen. Aber all dieſe weißen Wunden

im braunen Fluß der Säule, hemmen deren strömende Kraft nicht. In einer Abbildung müßten sie wegbleiben, wenn man den modernen Eindruck, den der Parthenon macht, erstreben wollte. Wo ein Stück vom Rand der oberen Trommel weggesprengt ist, da legen wir die Hand auf den herrlich glatten, flimmernden Schliff der untern. Die Fügung ist immer haarfein, kaum zu sehen, wenn nicht die Gewalt einer Kugel eine obere Trommel, die immer nur mit dem geschliffenen Rand auf der untern aufsitzt, halbfingerbreit verschoben hat.

Wir können bequem den Rücken in einen der flachen dorischen Hohlstreifen lehnen, um die innere Vorhalle zu überschauen. Es sind sechs Säulen, etwas weniges kleiner, weil sie mit der ganzen Cella um zwei Stufen höher stehn. Dort oben, über dieser Hinterhalle, die nur durch wenige Marmorbalken mit dem Giebel noch verbunden ist, zeigt sich der alte Fries, die einzigen Theile davon, die noch an ihrer Stelle sind. Jenes kostbare Epos von Skulptur, den panathenäischen Festzug vorstellend, der von der rechten Ecke dieser Hinterhalle über ihr sich nach der Linken bewegt, um sich über der linken Zellenwand nach vorn fortzusetzen, während er jenseits dieser Ecke rechts, oder auf der rechten Zellenwand gleichfalls die Richtung nach vorn verfolgt. Wir haben hier das Ende des Reiterzugs, der zum Theil sich erst ordnet, kleidet, im Aufsitzen begriffen ist, etwas undeutlich durch die schwarzbraune Farbe, die von den wandernden Flechten hinterlassen ist, zu hoch, um alle Feinheiten schätzen zu können, die aber dennoch wirken.

Treten wir durch die hohe Thür, so sind wir im weiten Raum der Cella. Rechts und links steht noch ein Stück der Wand, an die der Hinterhalle ansetzend, aus zerschellten Marmorblöcken, denen man die Spuren jener Entladung ansieht, und mit aufgemauertem Backstein gestützt. Diese Seitenwände reichen so weit, daß wir die Spur der Scheidewand noch erkennen, die diesen Raum, das Schatzhaus der Athener, ein Drittel des Ganzen, von dem der Athene trennte. Also hier lagen einst die zehntausend Talente, die den städtischen Schatz ausmachten. Hier wohnte später König Demetrius, den das feige Athen zum Gast der Göttin machte. Ein sauberer Gast für den jungfräulichen Tempel, meint Plutarch. Die übrige Cellamauer ist verschwunden, und über die Blöcke weg, die an der Stelle der Vorderhalle das Halbrund einer griechischen Kirche bilden mußten, und durch die Säulen der Vorderfront, die keinen Giebel mehr trägt, sehen wir auf die nahen Berge hinüber.

Hier sind wir zur Stelle, wo einst die große Athene des Phidias stand. Nämlich das gestreckte Viereck von gemeinen Platten im Marmorboden bezeichnet den Altar, der natürlich unter dem freien Himmel des offenen Daches stand und dahinter war das Götterbild unterm Schutz des Tempeldaches. Die frisch grünen Kapernstauden mit dichten Ranken und der schön violetten Blume wuchern nun über die Platten, und die Ziegenheerde der Akropolis klettert auf den Blöcken.

Die Göttin war von Elfenbein und Gold, d. h. Geſicht, Hände, und der Meduſenkopf auf der Aegis oder dem Panzerkragen von Elfenbein, das Gewand bis auf die Füße herab von Gold. Sie iſt Nikephoros, ſiegbringend, hat eine geflügelte Nike auf der Hand, die ſie in bewegter Stellung entgegenträgt, während die Linke hoch an der Lanze hängt. Die Nike war acht Fuß hoch, die Geſtalt entſprechend koloſſal. Der goldne Helm hatte eine Sphinx als Kamm, zwei Greifen zu beiden Seiten, nicht Relief, ſondern frei gebildet. So zeigt es die einzige Statue, die der Beſchreibung entſpricht, und jetzt in England iſt. Der goldne Mantel war um die Mitte des Leibes geſchlagen, und auf der Bruſt unter die Aegis geſteckt. Man konnte ihn abnehmen, denn er war ein Theil des Staatsſchatzes und wog vierzig Goldtalente, oder 1,250,000 Gulden. Er war auch in der That das Erſte, was verſchwand. Ein ſicherer Tyrann Lachares, der vor König Demetrius floh, nahm ihn mit, ſammt den goldenen Schilden vom Architrav. Neben der Göttin lehnte ihr Schild. Auf ſeiner Wölbung war Gigantenkrieg, auf dem Rande Amazonenkampf. Weil der Künſtler ſein und des Perikles Bild darunter angebracht hatte, mußte er vor der Demokratie, die den Perikles in ſeinen Freunden angriff, fliehen oder ſtarb gar im Gefängniß. Die Anklage auf Unterſchlagung von Gold war durch Wägen des Mantels widerlegt worden. Sogar der Rand der Sohlen gab noch Raum für einen Lapithen- und Centaurenkampf. Zu Füßen der Göttin bäumte ſich die atheniſche Burgſchlange,

die ihr heilig war, wohl aus keinem andern Grund, als weil es urſprünglich Schlangen auf der Akropolis gab, ſo wie es noch immer die Eulen giebt.

Der innere Raum war mit einer doriſchen Säulenſtellung geſäumt, die eine Gallerie und eine zweite, leichtere Stellung über ſich nahm, um das offene Dach emporzutragen. Wie in Olympia alſo konnte man von der Gallerie aus dem Haupt der Göttin näher kommen. Dieſer innere Raum mochte von allerlei Siegesbeute dekorirt ſein. So hatte Alexander vom Treffen am Granikus die perſiſchen Rüſtungen hierher geſandt, den Parthenon für den Weiheplatz aller perſiſchen Beute erklärt.

Steigen wir über die aufgehäuften Blöcke nach der offnen Säulenreihe der öſtlichen oder Vorderfront hinab, und ſo weit hinaus, um das Ganze in's Auge zu faſſen. Vom Giebel ſind nur die äußerſten Ecken übrig. Seine Hauptfiguren fehlten bereits vor der venetianiſchen Zeit und wir werden nie eine klare Vorſtellung davon haben. Die Gruppe ſtellte die Geburt der Athene dar, oder Alles, ſagt Pauſanias, was auf ihre Geburt ſich bezieht. Es wird uns alſo erſpart ſein, den Mythus ſo annehmen zu ſollen, wie wohl ein Vaſenbild ihn darſtellen könnte, wie er uns aber hier im Gehirn weh thäte. Eine Athene, aus dem Kopf des Zeus ſpringend, ſelbſt puppengroß, hätte keinen Raum im Giebel, der eben nur für Zeus ſelber iſt. Oder ſoll ſie als bewaffnete Puppe auf ſeinem Knie ſtehen, wie man's gleichfalls abgebildet ſieht? Ich glaube Phidias, der ſich ſo

gewaltſam freigemacht vom Ueberlieferten, und die homeriſche Reformation zuerſt auch in der Kunſt durchführte, er hätte dieſe ſkulpturwidrigſte Aufgabe nicht ausgeführt. Die neue Athene ſtand unter den Göttern, aber in voller Göttergröße.

Weil wir's vorher wiſſen, ſehen wir deutlich, daß die Säulenfront nicht auf einer wagerechten Linie ſteht, ſondern daß die Stufe nach der Mitte eine Schwingung hat, nach den Ecken ſich ſenkt. Dieſelbe Bogenlinie wiederholt ſich in Architrav und Fries und Geſims. So iſt's von allen vier Seiten. Ja, wenn wir aufmerken, iſt am ganzen Tempel keine gerade Linie, ſondern Alles geſchwungen oder geneigt. Die Zellenwand neigt nach innen, die Säulen, ſich gegen außen ſtemmend, desgleichen. Die Säulen haben nach unten ihre unmerkliche Schwingung. Man muß eine Eckſäule ſcharf gegen den hellen Himmel faſſen, um dieſe Schwellung zu ſehen. Alles natürlich nur, um dem Bau ein Leben zu verleihen, eine Harmonie, welche, wie in der Muſik, durch bloſe mathematiſche Punkte nicht möglich iſt. Aber was gehört dazu, die Säulen mit ihrer Neigung, ihrer Schwingung zwiſchen zwei Bogenlinien zu ſtellen, die dem unvorbereiteten Auge gar nicht ſichtbar ſind, aber dennoch auf jede einzelne Säulentrommel, und natürlich in jeder Säule verſchieden beſtimmend einwirken müſſen. Wenn wir dort in dem Meer von weißen Marmorblöcken rechts, dem Trümmerſturz der rechten Parthenonſeite, ein Winkelmaaß an die Triglyphenblöcke, Architravbalken legen, nirgends

iſt ein rechter Winkel, immer der untere ſpitz und der obere ſtumpf, weil Architrav und Fries die ſchiefe Stellung der Säulen natürlich fortſetzen müſſen.

Ein wilder Sturz von Säulentrommeln, Kapitälen, Triglyphenblöcken, liegt rechts und links unter den Stufen des Parthenon. Man ſieht mit Staunen, wie die Stücke groß werden, wenn man ſie unten hat. Die Säulentrommel, vom Fuß der Säule, wenn ſie auf ihrem Umfang liegt, und ich vor dem Durchſchnitt ſtehe, reicht mir bis an's Kinn, fünf Fuß. Zu Selinunt allerdings kann ich den oberen Rand der Rundung kaum erreichen, aber dort iſt's nicht dieſer herrliche, faſt durchſichtige Kryſtallflimmer penteliſchen Steins. In der Mitte iſt der viereckige Raum für den Holzzapfen, deren einige man noch aufbewahrt. Das Innere des Kreiſes iſt rauh, etwas vertieft, aber der Rand, wo die Trommeln aufſitzen, iſt ſpiegelglatt geſchliffen.

Die Metopen des äußeren Frieſes waren ſämmtlich mit Bildwerk ausgefüllt, weiße Figuren auf rothem Grund, zwiſchen den blauen Triglyphen, die unter dem weſentlich weißen Streif des Geſimſes und über dem weißen, goldgeſchmückten Architrav jene Bilderreihe in organiſcher Sicherheit gliedern. Von Farben iſt allerdings nichts übrig, als die Ornamentbänder aus der Decke über der Säulenflanke. Zu viel Farbe werden wir auch niemals zugeben dürfen. Es mochte hier ſein wie in Epheſus, wo man die Fremden ihre Augen ſchonen hieß vor dem weißen Marmorglanz des

Tempels. Starke Farben würden das edle Material verdecken und ſchwächliche ſind ſolchen Baues unwürdig.

Viele Platten ſind vernichtet. Andere, die noch oben ſind, wie die unter beiden Giebeln ſind unkenntlich, verwittert und geblättert. Nur auf der Südſeite, man weiß nicht warum, waren ſie wohl erhalten. Jene hat Lord Elgin herausbrechen laſſen, und die Triglyphenblöcke, in deren Fugen die Metopenplatten feſt eingeſetzt waren, natürlich mit verſtümmelt. Nur die letzte Platte nach Weſten zu, die man ohne Zerſtörung des ganzen Hintergiebels nicht hätte nehmen können, iſt auf der Südſeite übrig und zeigt einen Centauren, der einen Mann beim Genick unterm Arm hat, und von oben in ſeinen Rücken haut, während der nicht minder von unten bort. Andere Tafeln im brittiſchen Muſeum zeigen bald einen Centauren, der auf einem Mann, bald einen Mann, der auf dem Centauren kniet. Dort flieht eine Frau, hier hat der Centaur ſie hoch in den Armen ꝛc. Alles aus den fabelhaften Kriegen der alten Athener mit Centauren und Amazonen, mit Athenes eigenen Thaten untermiſcht.

Steigen wir noch einmal die drei hohen Stufen hinauf, die auf einem ſtarken, ringsum ſichtbaren Unterbau ruhen. In der ſtehengebliebenen Cellaecke rechts, nach der Hinterfront zu, unter den Wänden, welche noch Reſte von chriſtlicher Malerei zeigen, wo die Fläche nicht zerſchmettert iſt — nämlich an die Stelle der Weisheitgöttin Athene war die Hagia Sophia, die göttliche Weisheit, als Götterfigur und

ſpäter die Panagia, oder Jungfrau Maria, getreten — in der Cellaecke rechts, wo ein Schatzhaus war, ſteht ein kleines Muſeum, ein Garten von Skulpturſtücken aufgeſtellt. Es iſt ein Gang zwiſchen zwei Reihen Blöcken, die einſt dem Fries angehörten. Weitaus das Meiſte, etwa dritthalbhundert Fuß haben die Engländer weggeſchleppt, theils aus dem Trümmerſturz hervor, theils oben von der Cellawand herab. Zwei Dutzend Blöcke, mehr oder minder beſchädigt, ſtehen hier, weil ſie ſpäter aufgefunden wurden, und der ganze weſtliche Fries iſt noch oben. Aus alle dem, verglichen mit den alten Zeichnungen jenes Carry, gewinnen wir einen ziemlichen Ueberblick des Ganzen.

Es war alſo jener Feſtzug der Panathenäen, der immer im vierten Jahr der Athene ihren neugeſtickten Peplos brachte. Die Darſtellung bewegte ſich oben an der einfachen Cellawand, die ſchön genug iſt durch die glatte Fügung ihrer Blöcke, und zwar in zwei Reihen auf rothem Band längs der Nordſeite und der Südſeite oſtwärts, und kommt ſich vorn, über der innern Vorderhalle entgegen. Dort ſaßen die zwölf Götter, ſechs nach Süden, ſechs nach Norden ſchauend, den beiden Zügen entgegen. Sie ſind ſitzend von gleicher Höhe mit dem wandelnden Zug, ſchön und mit dem vollkommenen Ausdruck des Götterbehagens. Es iſt ſchwer ihnen Namen zu geben, weil die Attribute fehlen, die von Erz oder Gold angefügt waren. Z. B. in dem ſchönen Block, den wir hier haben und der zwei von ihnen enthält, deuten nur die Löcher im Haar an, daß einſt ein Epheukranz

dieſes umflocht und der ſchöne Gott der Dionyſos war. Die zweimal ſechs Götter ſaßen nicht beiſammen, ſondern in der Mitte ſtand der Archon Baſileus, Kultusminiſter, der aus den Händen eines Knaben den zuſammengelegten Peplos nimmt. Dieſes Gewand, vermuthlich wie an der Pallas-ſtatue in Dresden zu denken, vorn herab einen breiten Streif ſchwerer Stickerei, ein Feld unter dem andern, der Göttin Thaten darſtellend, und dann in ſtaffelförmiger Fältelung noch rechts und links getheilt — es dient zu nichts, als der goldnen Athene vor die Füße gelegt zu werden. Außer dem Archon ſteht die Prieſterin in der Mitte und nimmt jene unbekannte Laſt vom Haupt der Arrephoren — das ſind jene jungen Mädchen, von denen Pauſanias erzählt, daß ſie im Heiligthum des Erechtheus hier oben wohnen, und immer, wenn das Feſt kommt giebt die Prieſterin ihnen eine Laſt, die ſie ſelbſt nicht kennt, zur ſog. Aphrodite in den Gärten zu tragen, wo ſie im unterirdiſchen Gang ein ähnlich Unbekanntes erhalten. Iſt dieſes mit dem Feſt-zuge heraufgebracht, dann iſt ihr Amt vorbei und treten Andere aus gleich vornehmer Familie an die Stelle.

Ein Haufen Beamte, auf Stäbe geſtützt, ſteht nach rechts und links an der Spitze des Zuges. Iſt wohl dieſer Zug nur getrennt um der künſtleriſchen Nothwendigkeit willen, oder theilte er ſich wirklich vor dem Parthenon um von beiden Seiten ſich vor der öſtlichen oder Vorderfront zu begegnen? Auf der Nordſeite wird er eröffnet von den vornehmen Jungfrauen, den Töchtern der ganzen Bürger,

auf der Südseite durch die nicht weniger schönen Töchter der Metöken, derer, die nicht volle Bürger sind. Da die Metökentöchter den Vornehmen die Gefäße und Sonnenschirme nachtragen müssen, so gingen sie im Zug wohl unmittelbar hinter jenen. Es folgt auf beiden Seiten der Zug der Opferstiere und Widder, dann aber südlich die Thallophoren, greise Bürger mit dem Oelzweig, sogar diese Alten nach der Schönheit ausgewählt, und nördlich ein Chor, der homerische Stücke vorzutragen hat, unter Voraustritt der Flötenspieler. Der Zug der Viergespanne, und nach ihm der lange Reiterzug erscheint auf beiden Seiten, und an die Nordseite schließt der Fries der West- oder Hinterfront der Cella an, wo der Reiterzug erst im Aufbruch begriffen ist. Die reichste, schönste Bewegung unter Pferd und Mann — die Pferde breithalsig, mit geschnittener Mähne, ohne Sattel und Zaum, für welch letzteren aber, der von Erz angefügt war, sich noch die Löcher im Pferdekopf finden. Die Reiter nackt oder die Chlamys im Nacken, Wenige im Panzer und Helm, sonst baarhäuptig, gestiefelt oder baarfuß. Man kann nicht umhin zu bedauern, wie viel von der Feinheit dort oben verloren gehen mußte. Wie z. B. die Feinheit dieser Gewänder ausgedrückt ist durch den leichten Wellenhauch längs ihres geraden Saumes.

Es ist ohne Frage der bedeutsamste Fries, der je geschaffen wurde. Was für ein Interesse sollen wir haben an jenen Centauren- oder Amazonenkämpfen anderer Tempel, Aufgaben von so unendlich frostigem Inhalt, daß man eben

nichts daran bewundern kann, als wie ſie gemacht ſind. Das iſt ein langweiliges Vergnügen. Aber dieſer panathenäiſche Feſtzug, den die Stadt ihrer Göttin herauſſendet, die Erleſenen des Volks, die wahre Kraft der Nation — dieſer Feſtzug, der in ſeinem plaſtiſchen Wandel den ganzen Inbegriff des ſonnenhellen, homeriſchen Geiſtes ausprägt und die vollkommenſte Opfergabe aus jener Seite helleniſcher Religion iſt, die einzig helleniſch war — er wird von einer Bedeutung, von einer ſittlichen Kraft getragen, daß wir ihn mit Andacht und Wärme ſchauen würden, auch wenn nicht in dieſen flach erhobenen Figuren die edelſte Zeichnung des Phidias mit jener künſtleriſchen Ruhe, die das Zeichen der Ueberlegenheit iſt, uns anſpräche.

Es war der vornehmſte Tempel Athens, dieſer Parthenon, aber der größte nicht. Wenn wir nach dem Hinterende der Burg gehen, dann ſehen wir oſtwärts, wo die Stadt ein Ende nimmt, ein Stück Urwald von koloſſalen Säulen ſtehn, durch Gebälk verbunden, weiß, gelb, braun, ehrwürdig, wie alte Eichen. Es iſt eine Ecke des großen Hadrianiſchen Zeustempels, der ſein ungeheures Haus vorn dreifach, zur Seite doppelt mit koloſſalen Säulen umſtellte, auf einer gewaltigen Platte, die ihn über die Thalrinne des trocknen Iliſſus zur Rechten trägt. Auf dieſer großen Tenne laſſen die Athener jetzt ihr Getreide von den Ochſen treten. Im Schatten jenes Säulenwalds — noch ein ſechszehn Stämme — ſtellt eine Kaffeebude ihre Tiſche auf. Aber wenn man auch gerne dort ſitzt und nach der Höhe hinaufſchaut, wo

noch das Schwalbenneſt eines Säulenheiligen hängt, gern ſchließt man die Augen, um ſtatt dieſer greiſen Stämme die ewig junge Kraft der Parthenonſäule aufſteigen zu laſſen. Sowie man bei jenen Friesfiguren überzeugt iſt, daß nur dieſe aus dem Block befreit werden durften, als hätte der Meiſter ſie aus dem Marmor herausleuchten ſehen und nachgefahren, unwillkürlich — ſo ſcheint auch die Parthenonſäule der einzige und wahre Säulengeiſt zu ſein der im Pentelikon ſchlief, moderner als alles Junge, und jene olympiſchen Zeusſtämme unten, ſo maleriſch und koloſſal ſie dort ſtehen, bleiben eine rohe Willkür dagegen.

Noch einen Blick in's große atheniſche Theater. Vom Hinterende der Südmauer ſehen wir ſenkrecht hinab, wo nur der weite Halbkreis im Felſen, von Erde überſchüttet, noch wahrzunehmen. Ueber der rund ausgeſchnittenen Felswand, wie ſie über den oberſten Stufen noch ein Stück heraufſteigt, ragen einige Säulen mit dreieckigem Kapitäl. Sie trugen einſt Dreifüße, den Preis für eine ſiegende Tragödie. Dort um die Oſtſeite der Burg herum führte einſt die ſchöne Straße der Dreifüße nach dem Theater, mit ähnlichen, d. h. unter ſich ſehr verſchiedenen Denkmalen, und wir erkennen noch eines davon unter den Hütten der Gaſſe — es iſt das ſchöne, runde, hohe Tempelchen des Lyſikrates, mit vier Halbſäulen unter dem kreisrunden Fries, das auf der kühnen Blume ſeines Dachknaufs einſt den Dreifuß trug.

Ein geweihter Boden, dieſes erſte und größte atheniſche

Theater, und wir haben nichts davon übrig, während am andern Ende dieſer Südmauer, unter dem Aufgang zur Akropolis das Theater des Herodes Attikus in römiſchem Stil faſt vollſtändig erhalten iſt. Es war mit dem alten durch einen Hallengang verbunden, längs der ganzen Südſeite, von dem wir die Trümmer in der Mitte noch ſehen. Der es gebaut hat, iſt Herodes Attikus, jener Profeſſor oder Privatdocent, der allein von ſeinen Kollegiengeldern den Iſthmos wollte durchſtechen laſſen.

Laſſen wir jetzt die Sonne ſich zum Untergang neigen. Der graue Hymettus nach hinten, oder der Vorderſeite des Parthenon gegenüber, zeigt es an, indem er plötzlich warm violett wird. Aber wir ſehen nach Oſten, links vom Hymettus, auch den nahen, ſchroffen, ſpitzen Lykabettos. Sein Gelb iſt braunroth geworden. Hinter ihm in der Ferne birgt ſich der gewaltige Pentelikon, von deſſen Gipfel man ganz Attika und Euböa überſieht. Er muß tiefblau ſein, und ſeine zahlreichen Marmorbrüche roth. Das ſind eben die Farbenwunder der atheniſchen Ebene, wo die Berge in ſo verſchiedener Nähe herantreten, Form, Geſtein, Stellung verſchieden. Und wenden wir uns der Sonne zu aus der Hinterhalle des Parthenon, dann fließt ein rother Schimmer über's ganze braune Feld bis zum blauen Meer hinüber. Die Inſel Salamis iſt lichtblau, die peloponneſiſchen Küſten ein lichter Nebel, Akrokorinth in rothem Duft und die hohen Berge von Megara am Iſthmos werden reines Gold.

Aber in dieſem Licht, wie es alle Abend zu haben und

alle Abend neu ist, muß man dem Parthenon selber gegenübertreten und ihn auflodern sehen, als wolle er plötzlich wieder werden, wie er war, als habe eine brennende Scham ihn ergriffen über seinen eigenen Zustand. In solchem Moment sehen wir keinen Schaden. Aber plötzlich ist er todt und zeigt wieder die weißen Narben an den braunen Säulen dieser Hinterfront.

Solche Abende heben diese atheniſche Ebene eben ſo hoch über Konſtantinopel, als die Umgebung von Rom uns Neapel vergeſſen macht. Wohl iſt's ſchön zu Konſtantinopel, wenn wir den Bosporus herabgleiten, der wie ein großes, herrlicheres Rheinthal ſich mit Städten ſäumt und ſeine Höhen mit üppigem Wald, Burgen und Villen bedeckt, während in der Mitte die türkiſche Kriegsflotte ankert — bis die feenhafte Stadt ſelber ſich entwickelt, hinein, heraus am goldenen Horn, dem unabſehbar tiefen, mit Maſtenwäldern geſäumten Hafen, der hineindringend ſie theilt — die Stadt mit ihren Moſcheekuppeln und Minarets auf den Höhen, dem dunkeln Cypreſſenwald dazwiſchen und gegenüber die aſiatiſche Stadt mit denſelben bunten Häuſermaſſen, die durch's Dunkel des Cypreſſengrüns beruhigt werden und geradaus die blaue Fernſicht auf die Inſeln im Marmorameer. Wohl iſt's ſchön, wenn wir Nachts von der Höhe von Pera über den duftigen, mondbeleuchteten Cypreſſenwald mit ſeinen weißen Grabſteinen hinabſehen in die lichtflimmernde Stadt wie in eine Zauberoper oder einen Sommernachtstraum, oder unten auf dem Bosporus fahren, wenn

alle Minarets erleuchtet ſind im Monat Ramazan und hinter der leuchtenden Stadt auch der Himmel und das Meer nicht zurückbleiben will, das Meer, das unterm Ruderſchlag zu einer Lichtwelle wird und hinter dem gleitenden Kaik eine Feuerſpur offen hält — bis eine Polizeibarke uns nach Hauſe jagt, denn die Kultur ſchreitet vorwärts und auch der Bosporus hat ſeine Polizeiſtunde, wenigſtens im Monat Ramazan, wo die Frauen in den Moſcheen ſind. Aber das alles iſt doch nur ein vorübergehender Rauſch, dem wir auf die Länge den ernſten, erhebenden Genuß der atheniſchen Landſchaft nicht opfern.

Wir haben verſäumt, vom Erechtheum zu reden, dem andern Heiligthum derſelben Göttin, der ſtadtſchützenden Athene, Athene Polias, auf der Nordſeite des Burgfelſens. Es iſt der ſchöne räthſelhafte Bau, der ſchon ſo viel Kopfzerbrechen gekoſtet. Aber er iſt ſo ſchön in ſeiner wunderbaren Unregelmäßigkeit, ſo vollendet in ſeiner Art, wie nur der Parthenon ſelbſt, und ſo bedeutſam in der alten Hiſtorie, daß man immer wieder zurückkehrt, ſo oft man verzweifelt weggelaufen. Es war das Doppelhaus der Göttin Athene, und jener Nymphe Pandroſos, Tochter des ſtadtgründenden Kekrops, die einſt allein von ihren Schweſtern der Göttin gehorſam war. Athene hatte ihnen ein Käſtchen zur Aufbewahrung übergeben, mit dem Verbot, es zu öffnen. Die Beiden mußten dennoch ſehen, was darin ſei, wurden vom Wahnſinn ergriffen und ſtürzten ſich über den Burgfelſen. Ihr Heiligthum iſt unten in den Höhlen des Felſens, die

mit der Akropolis durch eine innere Treppe verbunden ſind. Aber die treugebliebene Pandroſos wohnt mit Athene und theilt daſſelbe Heiligthum, aber wie? In ihrem Raum wuchs auch der Oelbaum, den Athene ſproſſen ließ, als ſie mit Poſeidon um den Beſitz von Attika ſtritt, und war der Brunnen Salzwaſſer, den Poſeidon hervorſchlug. Aber wo?

Ohne auf die Gründe weiter einzugehen, wollen wir ſagen, daß die Celle der Athene das öſtliche Drittel des Tempels war, mit der Vorhalle von ſechs joniſchen Säulen in einer Reihe: ein kleiner Raum, der ganz angefüllt ſein mußte, von dem was Alles draus berichtet wird — das alte bekleidete Holzbild der Göttin, von dem die ganze Feier der Peplosweihe herkommt, die goldene ewig brennende Lampe mit dem Docht von Asbeſt und dem goldnen Palmbaum, der den Rauchfang verdeckte. Dann All das Beſte aus der älteren Siegesbeute, Panzer, Säbel perſiſcher Heerführer von Platäa her.

Der übrige Raum iſt das Pandroſium, mit ſeinen beiden Vorhallen: der Karyatidenhalle gegen Süden, gegen den Parthenon — es ſind die ſchönen Frauengeſtalten, welche vier in Front, zwei in der Seite das Dach der Vorhalle tragen; und die größere Halle nach Norden, nach der Burgmauer — dort ſind es reich geſchmückte joniſche Säulen, vier in Front, zwei in der Seite, welche eine herrliche, ſtrahlende Decke trugen. Auch ohne den Farbenſchimmer und die Vergoldung können uns die Trümmerſtücke am Boden entzücken. Der Boden der Vorhalle iſt aufgeriſſen und öffnet eine

kleine Quaderkammer über dem nackten Fels. Dieſer Fels zeigt als Reliquie die Spur von Poſeidons Dreizack, als dieſer gegen den Felſen ſchlug, um jenen Salzquell, das Zeichen ſeiner Macht, hervorſpringen zu laſſen. Dieſen ehemaligen Brunnen müſſen wir im Innern ſuchen zwiſchen beiden Vorhallen, wo wir jetzt auf's Gewölbe einer mittelalterlichen Ciſterne treten unter der Fenſterwand nach Weſten. Und da dieſer Raum noch bedeckt war, ſo mußte die Mitte offen bleiben für jenen heiligen Oelbaum, der durch die Perſer mit verbrannt war, aber bereits am nächſten Tag wieder ellenlang getrieben hatte. Alſo der ſchwierigen Aufgabe, ſo verſchiedenartige Dinge, wie ein heiliges Bild der Athene, und Heroengräber, vermuthlich in der Krypte unter der Athenacelle, einen Brunnen und einen lebendigen Oelbaum im ſelben Tempel zu vereinen, verdanken wir dieſes brillanteſte Exempel joniſchen Styls. Wir wundern uns nicht über die Vollendung, wenn wir in den erhaltenen Stücken der Baurechnung leſen, mit welcher Sorge jedes einzelne Ornament einem andern Meiſter übertragen ward. Die ſechs Karyatiden der Südhalle ſind nun wieder hergeſtellt, nachdem Lord Elgin eine davon herausgeriſſen, um ſie als Probe in's brittiſche Muſeum zu ſtellen. Man mag ſie dort nicht anſehen, man erkennt ſie nimmer in der troſtloſen Atmoſphäre von Kohlendampf und Nebel, von Ungeſchmack und Verkehrtheit.

Einſt war die ganze Platte der Akropolis angefüllt mit Statuen und fuhr fort ſich zu füllen, nachdem die politiſche

Bedeutung Athens längſt vorüber war. Zahlreiche Gruppen in Erz und Marmor ſtanden dort um's Erechtheum, Thaten von Theſeus und Herakles. Wir haben nichts als die Namen. Aber Alles überragte, ſelbſt den Parthenon, die eherne Athene Promachos des Phidias, zwiſchen den Propyläen und dem Parthenon etwas zur Rechten, wenn man hinabſteigt. Wie einige atheniſche Münzen zeigen, ſchaute ſie über die Propyläen, hatte die Rechte hoch an der Lanze, und den Schild auf der Linken. Auf dem Schild war Lapithen- und Centaurenkampf. Ihre goldene Lanzenſpitze und der Helmbuſch waren zuerſt ſichtbar, wenn man von Sunium herſchifft, während die Geſtalt vom Parthenon verdeckt blieb. König Alarich ſoll aus Schreck vor ihr umgekehrt ſein. Wir hätten weiter geſehen, wenn wir zu den Propyläen hinabſteigen, ſtatt der unförmlichen weißen Trümmer, die jetzt den Raum bedecken: das Standbild des Perikles, natürlich im Helm, wie zu Rom im Vatikan, um den Zwiebelkopf zu verſtecken; das eherne Viergeſpann aus der chalkidiſchen Beute, und eine Athene des Phidias, die ſchönſte von allen, die darum vorzugsweiſe nur die Schöne genannt ward, oder die lemniſche, weil die Inſel Lemnos ſie geſtiftet hatte. Zu mancher der zahlreichen Statuen, die erwähnt ſind, finden wir das Fußgeſtell und den Namen noch. So lehnt dort an der Propyläenſäule ein halbrunder Block mit der Inſchrift: Athena Hygieia. Und wir wiſſen, daß Perikles ein ſolche weihte, weil Athene ihm im Traum erſchien und ein Heilmittel angab, eine Pflanze, die auf der Burg wuchs,

als einer ſeiner Sklaven beim Bau des Parthenon verunglückt war.

Zum Parthenon hinauf führt der nackte, gekerbte Felsboden. Rechts, wenn wir nach ihm umſchauen, ſind lange Wände von Skulpturfragmenten, mehr oder minder zerbrochene Caſetten der Propyläendecke ꝛc. mit Mörtel zuſammengeklebt, ſammt vielen mittelalterlichen Reſten. Einſt waren hier Heiligthümer wie Artemis und Zeus, dieſer zunächſt am Parthenon als Schatzwächter. Hier war das koloſſale eherne Roß, aus dem die atheniſchen Helden vor Troja hervorſahen, war Theſeus mit dem Minotaur, Phriros, der den Widder opfert ꝛc.

Aber wohin gehören die wunderſchönen Beine, halb erhaben auf der Platte, die dort an der Propyläenhalle lehnt? Vielleicht zu den Weihgeſchenken des Königs Attalos von Pergamum, die auf der Südmauer der Burg jenſeits des Parthenon ſtanden. Es war die Schlacht von Marathon, der Krieg der Athener mit den Amazonen, die Vernichtung der Gallier durch Attalos, Gigantenkampf. Die Figuren waren zwei Ellen hoch, alſo wahrſcheinlich Relief, wie dieſes hier, um die Burgmauer zu ſäumen. Ein Sturmwind warf Einiges davon in's Theater hinab. Dort hinten ſtand auch ein Apoll des Phidias, ein Anakreon, als taumelnder Trinker dargeſtellt. Es wäre nicht fertig zu werden.

Wir ſind durch die Propyläen hinab, und kehren noch bei dem kleinen Niketempel ein, der auf der ſüdweſtlichen Endbaſtion ſteht, auf deren Anfang ſich der linke Flügel

der Propyläen legt. Frei in den Lüften und weit ſichtbar trotz ſeiner Kleinheit, hat er ſelber eine ſchöne Meeresausſicht. Hier hat König Aegeus ſich hinabgeſtürzt, heißt es, als ſein Sohn Theſeus vom kretiſchen Abenteuer zurückkam und vergeſſen hatte, das ſchwarze Segel abzunehmen. Der Tempel war ganz zuſammengebrochen, iſt neuerdings mit geringer Ergänzung wieder aufgeſetzt worden. Das beſte Stück Fries freilich, eine Perſerſchlacht von wilder Bewegung mit genialen Verkürzungen, iſt in England. Der Tempel iſt eine einfache kleine Marmorcelle, zwei Pfeiler ſtatt der Vorderwand, aber nach vorn und hinten eine Halle von vier joniſchen Säulen in einer Reihe. Ich kann die Kapitäle faſt berühren. Die einſtige Statue darin, die alte Nike apteros, die ungeflügelte Siegesgöttin, oder Athene als Nike, trug in der Linken den Granatapfel des Ueberfluſſes, in der Rechten den Helm.

Aber weitaus das reizvollſte ſind die wenigen Trümmer eines Frieſes, der einſt auf dem Rand der Baſtion, auf welcher der kleine Tempel etwas verſchoben ſteht, gegen den Propyläenaufgang aufgeſtellt war. Es iſt zu wenig um den ganzen Sinn zu erkennen: zwei geflügelte Siegesgöttinnen mit einem unbändigen Stier ꝛc. aber genug um eine reizende Kunſtvollendung zu ſehen. Zumal dieſe eine geflügelte Nika, wie ſie die Sohle vom Fuß nimmt, weil ſie nimmer nöthig hat, von Athen zu weichen, nachläſſig, die Hand ihrer Schwere überlaſſend, das Obergewand ſchleierartig durchſichtig um den friſcheſten Leib, leider ohne Kopf, aber von genialem Lebenshauch.

So liegt die Akropolis hinter uns, ein einziges koloſſales Weihgeſchenk für die Götter, wie ein atheniſcher Redner ſagte. Der innerſte Kreis in dem Götterſchild, deſſen weitere Kreiſe Athen, Attika, Griechenland, die Welt ſind. Selbſt in ſchlimmſter Kriegsnoth, wenn die ganze Landesbevölkerung in die Stadt gedrängt war, wurde die Akropolis nicht eingeräumt, weil allein Götter hier wohnen ſollen. Sie iſt heute noch trotz der furchtbaren Verwüſtung an Reiz ohne Gleichen. Mag ein Tag aus irgend welchem Grund noch ſo verpfuſcht ſein, man iſt mit ihm zufrieden, wenn man Abends auf der Akropolis war.

X.

Aſien, Aegypten und die griechiſche Architektur.

Sicilien.

Wir haben auf griechiſchem Boden bereits die Akropolis von Athen näher betrachtet, und haben nun, um unſere Anſchauung zu erweitern, noch einen Gang durch die ſiciliſchen Denkmale nöthig.

Nehmen wir unſern Standpunkt, um Sicilien zu überſchauen, auf dem Aetnagipfel. Zwar iſt's oben nicht allzubehaglich, wo wir im brettſchweren Aetnamantel und wollſtrumpfüberzogenem Stiefel uns in der warmen Aſche des Kraterrandes zu bergen ſuchen, aber die großartigſte Stunde, die man erleben kann, hält aufrecht. Die ganze Nacht iſt man aufwärts geritten, erſt durch die weiten, oft hügelhohen Geſchiebe von ſchwarzem Lavaſchaum, dann durch die Waldregion dickſtämmiger Eichen, weit auseinander, wo man aus halbem Schlaf immer wieder aufſchreckt, wenn das Maulthier einen Fehltritt thut oder nach einem Farrenkraut greift. An der Grenze des Waldes, wo der Schnee in

einzelnen Lagern bereits herabgreift, zündet man das erſte Feuer in der zerfallenen Casa del bosco. Dann gehts weiter im großen, unabänderlichen Zickzack der Maulthiere über das Schneefeld. Der Schneegipfel liegt im täuſchenden Mondlicht ſo nah, daß wir mit wenig Schritten ihn zu erreichen glauben; es braucht aber eine Stunde um die andere, bis die Casa inglese inmitten überſchneiter Lavafelder am Fuß des Aſchenkegels erreicht iſt. Und noch eine Stunde in loſer Aſche und brechendem Eis zu Fuß ſteil aufwärts, vielleicht gejagt von der aufgehnwollenden Sonne, ſo haben wir endlich einen Anblick, der noch dreimal ſo viel Mühen werth wäre. Da unten liegt ganz Sicilien, noch im Dunkel. Hinter uns, im Oſten iſt ein Feuerſtreif am Horizont, ein dünnes Lichtblau darüber und ſogleich die ſchwarze funkelnde Sternennacht, in ſolcher Höhe unvergleichlich dunkeler, wo es nicht weit mehr brauchte um aus Mangel an Luftmaſſe auch bei Tag den Himmel ſchwarz zu ſehen. Dieſe Sternennacht, ordentlich feſtgenagelt, reißt langſam und wie unwillig in Fetzen, da die Eos fächerförmig dazwiſchenſchießt. Und wenn wir umſchauen nach der Inſel, da ſteht ein Gebirg vor uns, hoch wie der Aetna ſelbſt, eintönig dunkel, eine vollkommen regelrechte Pyramide. Wir müſſen uns gewaltſam überzeugen, daß es kein Gebirge, ſondern der Schatten des Aetna iſt, der bei dem hohen Horizont ſich über Sicilien nicht zu legen, ſondern zu ſtellen ſcheint. Die drei Meere um Sicilien werden klar, nur das äußerſte Weſtende der Inſel bleibt etwas nebelhaft. Links in der Ferne iſt ein

verſchwindender Schatten von Malta, aber rechts nach Norden liegen die liparischen Inſeln, wie Spielſachen, die man weghaſchen möchte, die rauchende Stromboli darunter und Wolkenhimmelchen dazwiſchen von lächerlicher Niedrigkeit. Die Gebirge ſchwinden zuſammen, denn was dort nach Süden ſich ſo anſtändig zu heben ſcheint, iſt kein Gebirg, das in die Höhe, ſondern die Küſte, die ſich in's Weite ſtreckt. Wir würden's nicht glauben, wenn nicht die Stadt Syrakus, die ſich vor ihren kreisrunden Hafen ſtreckt, uns zu wohl bekannt wäre. Aber die Küſte richtet ſich ordentlich kuliſſenhaft auf, desgleichen das Meer, von der Sonne überblitzt, wie ein Goldgrund der auf ſein Gemälde wartet. Darüber vergißt man das andere Intereſſe, daß es der Rand eines Vulkans iſt, auf dem wir ſtehen. Er dampft auch ſo ſchwach unter den Schollen am Rand und aus der Kratertiefe, der wir auf den nahen ſchwefelgelb und rothen Grund ſehen, wenn der Wind hereinjagt, daß er an vulkaniſchem Reiz mit dem heftigen Veſuv für gewöhnlich nicht zu vergleichen iſt.

Alſo wenn der Froſt der Nacht uns nicht in den Gliedern ſchauert, oder der ſiciliſche Wein uns wieder Leben gegeben hat, dann können wir eine dankbar freudige Rundſchau über ein liebes Land halten. Dorthin käme Palermo, das verborgen hinter ſeinen Bergen im üppigſten aller Thalgründe ruht. Inmitten der Gartenwälder von Orangen die dunkle, aber offene, regelrechte Stadt, auf jedem Schritt mit Erinnerungen an normanniſche, ſaraceniſche Zeit, bis zur

goldnen dämmernden Kapelle im Schloß, wo nicht mehr die Säulen antik aufwärts ſtreben, ſondern die Decke ſaraceniſch niederſteigt, und bis zu den Porphyrſärgen unſerer größten Kaiſer, wie ſie hinterm Gitter ihrer Kapelle frei im Dom ſtehen. Und wenn wir aus dem ſeidnen, lichten Grün der Pfefferbaum-Alleen, aus dem dunkelglänzenden des Orangenwalds thalaufwärts ziehen zwiſchen den Höhen, die von bläulicher Kaktus- und Aloeſtaude überzogen ſind, dann ſchauen wir gewiß noch oft um, über Stadt und blaues Meer, dieſe Thalebene von ſo ſüdlichem Duft, wie außer der Inſel Chios im ganzen Umkreis des Mittelmeers nichts ſich finden wird. Und wenn wir noch einmal zu Monreale in den goldenen Dom geſchaut: der Weg über's ſterile Gebirg weſtwärts kann uns nirgends anders führen als in der Richtung nach Segeſta, das am andern Morgen erreicht wird, wenn abermals die Ebene und ſumpfige Brüche, von Oleandergebüſch gefüllt, hinter uns liegen.

Auf einſamer Thalhöhe, zwiſchen kahlen Bergen, aber oberhalb eines ſo üppigen Grundes, daß man ſein eigenes Maulthier um die Weide beneidet, ſteht der gelbe Tempel von Segeſta. Es iſt einzig der Rahmen ſeiner Säulenſtellung mit beiden Giebeln übrig, ohne allen Schmuck von Bildwerk in Giebel oder Metopen, und das Innere völlig leer. Der Tempel war nicht vollendet, denn alle ſeine Säulen ſtecken noch in der rohen Scheide, aus der die Hohlſtreifen erſt zu ſchneiden waren. Und die Säulen ſeiner Front ſtehen jede auf einem beſondern Unterſatz von Stufen —

das kommt davon, daß dieſe verſchiedenen Säulenunterbaue noch nicht zur Einheit der Tempelſtufe ausgeglichen ſind. Die oberſte Stufenlage fehlt, und die unteren Blöcke zeigen ſämmtlich noch die rohen Zapfen, die man dran ſtehen ließ, um ſie leichter zu bewegen.

Der unvollendete Tempel mahnt an's Schickſal der Stadt. Es iſt die verhängnißvollſte Stelle in Sicilien. Denn mißhandelt vom benachbarten Selinunt, rief Segeſta erſt die Athener, und nach deren Untergang vor Syrakus die Karthager zu Hülfe. Sicilien ward mit Blut überſchwemmt, triumphirte, unterlag. Segeſta ſelber, in der Hand der Karthager und bei mißlungenem Aufſtandverſuch von ihnen erdrückt, gewann nichts aus dem Ruin der ſiciliſchen Blüthezeit.

Gegenüber, und von der Tempelplatte durch eine Schlucht getrennt, lag die Stadt, von der nichts mehr zu ſehen, den Berg hinauf. Wenige Quadern des Thors ꝛc. zwiſchen den Büſchen der niedrigen Fächerpalme und der Gräberpflanze Asphodelos bezeichnen ſie. Zuoberſt iſt das Theater, das mit der Mitte ſeines Halbrunds ſich in den Berg vertieft, während die Enden der Sitzkreiſe freier Bau ſind. Es iſt ſchön und bedeutſam, weil es den ganzen Unterbau des Bühnengebäudes, wie keines von allen andern, zeigt. Das Gebäude ſtand der Oeffnung der halbrunden Orcheſtra frei gegenüber, und weicht etwas zurück zwiſchen zwei kurzen Flügeln, um der Bühne Raum zu geben. Der Unterbau dieſer Bühne, wie die Bruchſtücke zeigen, war mit erhobenen

bakchiſchen Figuren, das obere Stockwerk des Gebäudes mit Halbſäulen geſchmückt, doriſcher Ordnung.

Vom Theater zu Segeſta ſehen wir noch das nördliche Meer, und wenn wir das unbewohnte Thal verlaſſen haben durch den reizvollſten Hohlweg zwiſchen Kaktusſtämmen und Aloeſtauden, aus welch' letzteren alle drei Schritt eine zwanzig Fuß hohe Blüthenkrone aufſchießt, ſo ſehen wir am Abend noch das ſüdliche Meer an dieſem Weſtende der Inſel. Dort unten lag Selinunt.

Wir erreichen es beim Trümmerſturz ſeines größten Tempels. Einen ſo furchtbaren Anblick bietet kein anderer Einſturz mehr. Das hat ein Erdbeben in ſich ſelbſt zuſammengeknirſcht. Nur eine einzige Säule, ohne Kapitäl, faſt kegelförmig, ſteht noch aufrecht aus der Maſſe ungeheurer Blöcke, die ſich wild übereinanderthürmen, Architrave, Kapitäle, Säulentrommeln, die mit ihren geraden oder runden Kanten nach allen Richtungen gen Himmel ſtarren. Es iſt lebensgefährlich, drauf zu klettern, weil ein dichtes Geſtrüpp aus allen Löchern wuchert, ſo daß man nie weiß, ob man zwei Fuß oder zwölf Fuß tief tritt. Mag auch ein gutes Gewürm im Sommer drunter niſten. Alle Kanten ſind ſcharf, unverſehrt, wie neu — der Tempel war unvollendet, und dieſe Säulentrommeln haben erſt theilweis ihre Hohlſtreifen. Es ſind die koloſſalſten Säulen geweſen, zu denen das griechiſche Alterthum ſich aufſchwang — wenn ich vor dem Durchmeſſer einer herabgerollten Trommel ſtehe, ſo kann ich den oberen Rand der Rundung nicht erreichen.

Sie meſſen zehn Fuß, faſt das Doppelte der Parthenonſäule, die doch auch keine Kleinigkeit iſt. Demüthig wird wird man vor der Menſchenkraft, die das gethürmt, und vor der Naturkraft, die das zuſammengequetſcht. Wir können faſt die einzelnen Stöße unterſcheiden — hier dieſe Säule, die ſich in ihre Trommeln gebrochen über den zwanzig Fuß hohen Sturz der andern hinüberlegt, ſie hat offenbar zuletzt, langſam und mit Anſtand ſterbend, ihr Kapitäl rückwärts geſenkt.

Man weiß nicht, ob die Erinnerung an ſolche natürliche Kataſtrophe, deren Zeit unbekannt iſt, oder die Erinnerung an's Schickſal der Stadt, als die Karthager ſie einnahmen, furchtbarer ſei. Jenes Erdbeben hat die Tempel eingeſtürzt, jene Eroberung der Stadt ein Ende gemacht, die ſolche baute, natürlich ein gut Stück früher. Afrika iſt ſo nah, daß es ſichtbar wird vor Sonnenaufgang zuweilen, nach Karthago gieng der Handel, Wein, Oel ꝛc. und von dort her, wo die Reichthümer gekommen waren, kam auch das Verderben. Ein karthagiſches Heer von Segeſta hereingerufen, belagerte die Stadt, überwand die Mauern mit hölzernen Thürmen, ſchlug ſie mit den Sturmböcken ein und ermordete in neuntägigem Straßenkampf ſechzehntauſend Einwohner. Was in dieſe Tempel floh, von Weibern, war gerettet, weil die Karthager, erzählt Diodor, das Verbrennen der Tempel mit ſammt den Schätzen fürchteten.

Die Stadt hatte gegen drittehalbhundert Jahr geſtanden. Man kann nicht umhin, zu erwägen, mit welch andern

Unannehmlichkeiten damals das Koloniſiren verbunden war, als heutzutag. Und wenn dieſe Städte nicht durch einen barbariſchen Feind am Ende erwürgt wurden, ſo rieben ſie ſich ſelber auf im Kampf mit Nachbarkolonien, oder in inneren Krämpfen, Demokratie und Tyrannei — Zuſtände, die unſern tollſten, blutigſten Revolutionen, aber in ewige Permanenz erklärt, gleichen. Aber gleichwohl hinterlaſſen ſie Kunſtdenkmale aus der kurzen Zeit ihres Auftauchens, wie ſie dem ganzen Amerika in ſeiner ungetrübten Ruhe nie einfallen werden.

Außer dieſem großen und koloſſalſten aller griechiſchen Tempel, der nur von dem zu Agrigent übertroffen ward, wo aber die freie Säulenſtellung fehlt — liegen noch zwei andere in ihren Trümmern auf derſelben Feldplatte gegen's Meer hin. Der mittlere, weiter auseinander geworfen und zugänglicher, hat jene Reſte von Metopentafeln geliefert, die den äginetiſchen Stil zeigen, z. B. ein zu Boden geworfener Krieger, dem der untere Theil einer kämpfenden weiblichen Figur, ſicher Athene, auf den Schenkel tritt. Der rückwärts geſenkte Kopf des gewaffneten Giganten, oder was er iſt, zeigt den bekannten lachenden Mund trotz des Sterbens und den ſcharfrunden Bart, der um's verzogene Kinn ſich in unterſchiedlichen Kreiſen ſeiner Löckchen legt.

Der dritte Tempel in dieſer Reihe, der letzte gegen's Meer hin, mit ſeinem Eingang, wie die andern, von Oſten, zeigt vielleicht die ſchönſten Verhältniſſe, wenn er in ſeinen Maaßen richtig in der Zeichnung hergeſtellt wird. Er verräth

seine Zeit, den ersten Höhestand griechischer Kunst, auch durch die Metopentafeln, die einst über seiner innern Vorhalle, jetzt im kleinen Museum von Palermo sind. Nur leise Spuren, wie in der weiblichen Kleidung erinnern an's Herkömmliche — sonst ist dieser Aktäon, der sich gegen die Hunde der Artemis wehrt, von bewundernswerther Freiheit. Nicht aus dem Kopf wachsen ihm die Hörner, sondern ein leichtes Hirschfell, dessen Vorderfüße ihm über die Schultern hängen, deuten sein Schicksal an. Artemis hat Gesicht und Hals, Arme und Füße wunderfein aus griechischem Marmor in den Kalktuff der Figur und Platte eingefügt. Und vom ersten Rang ist jene andere erhaltene Metope, auf der die hoheitvolle sitzende Figur, vermuthlich Zeus, einer weiblichen, stehenden, die nur sanft widerstrebt, Arm und Schleier vom Gesicht zieht.

Die Hinterwand dieses Tempels steht theilweis noch aufrecht, und hat sich durch den Sturz der Säulen eine tiefe Höhle daran gebildet, durch die wir uns hindurchwinden können.

Gegenüber, westwärts und jenseits eines versumpften Thals liegt der Hügel der Akropolis. Dort, dem Meer etwas näher gerückt, sind abermals drei gestürzte Tempel. Wir müssen hinüber und durch bebaute, aber steinbesäete Felder und Gestrüpp uns hinaufwinden. Also hier zwischen war einst die Stadt, wo jetzt Myriaden Schneckenhäuser, die den Grund ordentlich pflastern, die Luft verpesten. Wir suchen den mittleren dieser Trümmerstürze, wo die rechte

Säulenflanke ſammt Architrav und Fries in der alten Ordnung im Gebüſch ausgeſtreckt liegt, wie brave Soldaten. Dieſer Tempel iſt uns dieſſeits weitaus am bedeutſamſten, weil er der älteſte von Selinunt iſt. Dafür ſpricht ſein ſchweres Gebälk, ſeine ſechszehnkantige Säule, ſeine einfache Cella, welche keine Säulenvorhalle in ſich ſchließt, ſondern nur ein geſchloſſenes Vorgemach in ihrem Grundbau zeigt. Vor dieſes tritt die Säulenſtellung, welche den übrigen Tempel einfach umgiebt, in doppelter Reihe. Genau vom ſelben Plan war ſchon der mittlere Tempel jenſeits, von dem die äginetiſche Metope ſtammt. Aber von jenem unterſcheidet ſich dieſer durch ſeine Skulptur von noch viel alterthümlicherer Stufe.

Es iſt das älteſte, was wir überhaupt in Sicilien haben, jene drei Platten im Muſeum von Palermo. Auf der einen ein ſchreitender Herakles mit einer Deichſel über der Schulter, an deren jedem Ende eine menſchliche Figur, ſo groß und breit wie Herakles ſelbſt, aufgehängt iſt. Sie ſind mit Fuß und Knie an die Stange gebunden, die Hände vorn zuſammengeſchnürt, und haben den eigenthümlichen Kopfputz über die Ohren herabhängend vom geſenkten Kopf. Es ſind jene gefangenen Kobolde, die Herakles hinter ſich lachen hörte, und ſie entſchuldigten ſich, ſie müßten lachen, weil er einen ſo ſchwarzen Hintern habe. Der Grund der Tafel war roth, alſo müſſen wohl die Triglyphenblöcke, welche dieſe Tafeln unter dem Vordergiebel des Tempels faßten, blau geweſen ſein.

Die andere Tafel enthält einen Perſeus, der gleichfalls geſpreizt in der Mitte ſtehend einer mit dem rechten Bein knieenden Meduſa zu ſeiner Linken, die er am Schopf gefaßt hat, gemüthlich den Kopf abſäbelt, während er ſelber gerad herausſchaut. Die Meduſa mit ihrem breiten Maul lacht ordentlich wollüſtig unter dem Schnitt. Zu ſeiner Rechten ſteht Athene, ſehr alterthümlich geputzt, ganz von vorn zu ſehen, aber die Füße im Profil.

Dieſe ziemlich hoch erhobenen Figuren zeigen Alles, was man als Charakterunterſchied des Aegyptiſchen anzuführen pflegt: den gleichen, nie ab- oder zugebenden, ganzen Schwung der Geſichtslinien; die platten, vortretenden, ſchiefgeſtellten Augen; die großen, vorſtehenden und zu hoch ſitzenden Ohren; den geſchloſſenen Mund, mit den aufwärtsgezogenen Winkeln; keinen Bart, aber das Haar wie in einer großen künſtlichen Perücke mit Rollenzöpfen, die auf die Schulter fallen; das vorſtehende Bruſtbein; die ſchmale Seite und ausnehmend ſtarke Hüften; lange, platte Füße. Aber bei und unter ſolchen herkömmlichen Zügen zeigen dieſe Figuren überraſchend ſeltſame Verſuche zum Fortſchritt. Ein Muskelweſen iſt ausgebildet, ſogar ſo übertrieben, an den nackten Leibern dieſes Perſeus und Herakles, daß man ordentlich erſchrickt, weil ſie ausſehen, wie geſchunden, wie anatomiſch präparirte Menſchenkeulen. Die Verſchiedenheit iſt ſo groß von den äginetiſchen Bruchſtücken des mittleren Tempels jenſeits, daß jener Stil ſich unmöglich zunächſt aus dieſem kann gebildet haben — jener offenbar jüngere, der aber

die urſprüngliche Härte in den übrigens wohlgebildeten Leibern noch feſthält, ungerechnet den maskenhaften Kopf — dieſer ältere, der mit einer ausſchweifenden Muskulatur wohl die Härte überwunden hat, in der richtigen Zeichnung aber weit zurückſteht.

Wir müſſen dieſen älteren Stil als ungriechiſch ausſcheiden. Ich wüßte nicht, wohin wir kommen ſollten, wenn wir dieſe älteſten Selinuntiſchen Metopen, wie gewöhnlich geſchieht, wirklich an der Spitze einer Entwickelungsgeſchichte griechiſcher Skulptur ließen. Es gibt nichts irgend Vergleichbares unter den erhaltenen Reſten, nichts, was aus dieſen Formen könnte geworden ſein. Aber augenſcheinlich ſtimmen ſie mit der etruskiſchen Art. Jenes ſchwarze Thonzeug von Chiuſi, rohe, ausſchweifende Formen, und namentlich die ſogenannte Anubis-Vaſe im Muſeum zu Chiuſi, in deren Relieffiguren ſogar dieſer nämliche Perſeus erſcheint, nackt, mit derſelben Muskelhüfte, und gleichfalls einer Meduſa den Kopf abſchneiden will, die dort mit aufgehobenen Armen davonzuſpringen ſucht, und ganz dieſelbe abentheuerliche Kopfbildung mit heraushängender Zunge hat, während Athene hinter ihm ſteht, die wie in eine Bettdecke gewickelt ſcheint — jenes uralt pelasgiſch etruriſche ungebrannte Thonzeug mit erhobenen Figuren gibt uns das offenbare Vorbild für die älteſten Selinuntiſchen Metopen. Warum und wie das zugieng, weiß ich nicht. Vielleicht hat man blos etruriſche Geſchirre, welche dieſe Gegenſtände darſtellten, benützt. Aber fort müſſen dieſe Stücke aus der griechiſchen Kunſtgeſchichte. Hier haben ſie gar keine Verwandtſchaft, dort alle.

Noch iſt zu beachten ein kleiner Tempel zwiſchen dieſem mittleren der Akropolis und dem erſten nach der Meerſeite zu. Es iſt nichts als das Hinterende einer kleinen Cella, aber mit lebhaften Farbeſpuren. Da ſehen wir, daß das Tempelchen mit einem feinen gelblichen Stuck überzogen war, ſammt den Pilaſtern an ſeinen Hinterecken, daß die Triglyphen blau waren mit ſchwarzen Kanälen ihrer Gliederung, und durch ein ſtarkes, rothes Band vom Architrav geſchieden. Drei rothe Streifen theilten auch das Geſims darüber, der Länge nach, und alles andere iſt gelb.

Man kann auch nach den Steinbrüchen reiten und ſehen, wie die großen Säulentrommeln gewonnen wurden. Da ſtehen noch welche, neun Fuß hoch, nach unten mit dem Felſen eins, während ein halbkreisförmig ausgehauener Gang ſie nach hinten von dem Hügel loslöst, ſo daß man um die Maſſe herumgehen kann, wo das Geſträuch es zuläßt.

Von der öden Stätte von Selinunt, die durch das warmblaue, afrikaniſche, aber unbelebte Meer nicht erquicklicher wird, ſtreifen wir längs der Südküſte durch brückenloſe Flüſſe, wo wir froh ſein können, wenn das Maulthier uns nicht hindurchreißt, bevor wir aufgeſeſſen, oſtwärts. Die kaktusbedeckten Höhen geben dem Volk ſeine Sommernahrung in der gelbrothen, ovalen Frucht, die man nur mit gepanzertem Finger, ihrer Stacheln wegen, öffnen kann, innen wäſſerig ſüßlich, unangenehm, wegen der vielen Kerne. Manche dieſer ſiciliſchen Städtchen erinnern noch an altgriechiſche Sitten: z. B., wenn wir in Sciacca, dem nächſten Ort

hoch über'm Meer, uns bei Nacht umſehen: Dieſe erleuchteten Lokale ſind keine Kaffeehäuſer, giebt gar nichts zu eſſen, noch zu trinken, ſondern einzig nur Konverſation und einige Stühle dazu. Es ſind offenbar die altgriechiſchen Leschen, Schwatzhallen, wie ſie ſchon in heſiodiſcher Zeit üblich waren. Aecht heſiodiſch mag auch der Pflug ſein, den das Maulthier auf dem Rücken hereinträgt, einzig nur ein Keil, der aus geradem Pfahl vorſpringt. Sie ritzen damit fleißig um die unausrottbaren Büſche der Fächerpalme herum.

Zwiſchen Fels und Meer hin erreichen wir den Molo von Agrigent. Hier führt ſeltſamerweiſe eine große Straße herab, der ungewohnteſte Anblick in Sicilien, während ſonſt der jahrtauſendalte Tritt der Maulthiere tiefe Löcher in den Felsboden gräbt, loſe Steine dazwiſchen, eine endloſe Noth, die aber dennoch nie weggeſchafft werden. Die Maulthiere, die herabkommen, jedes mit zwei großen Schwefelſteinen, die zu beiden Seiten hängen, beladen, erinnern, auf welcher Erde wir ſind. Dort hinterwärts der Stadt im Gebirg iſt auch jener Schlammvulkan, die Maccaluba, wo die Erde wie aus hundert Geſchwüren eitert, kleine Krater, mit kaltem Schlamm gefüllt, der von aufſteigenden Blaſen emporgetragen, die ganze Gegend überzieht.

Ein herrlicher Kranz von alten Tempeln auf dem Rand des Felſenſturzes hin, der einſt Stadtmauer war, bezeichnet den Umfang, den einſt Akragas, die ſchönſte menſchlicher Städte, hatte. Das heutige Girgenti, groß genug, nimmt nur die äußerſte Höhenkante, nach Innen zu, ein. Wir ſehen draus

herab über jene fernen, rothen Tempel, und darunter die Olivenhöhen und Kaktuswälder bis an's Meer, dazwiſchen die Mündung der Nymphe Akragas, die einſt den Freuden hold war, eh' die Stadt ihr Schickſal fand. Es iſt das Land, das einſt Zeus, wie Pindar weiß, ſeiner Tochter Perſephone gab, und die Locken beim Schwur ſenkte, daß es zu den fetten, fruchtvollen Auen auch ragende Städte haben werde.

Dieſes Argrigent war mit die ſtolzeſte und reichſte. Diodor gibt einige Züge aus der Glanzzeit der Stadt vor ihrem jähen Untergang — wie man z. B. einem heimkehrenden olympiſchen Sieger mit dreihundert Zweigeſpannen von weißen Pferden, alle aus der Stadt ſelbſt, entgegenkam, wie ein reicher Bürger die ganze ungeheure Stadt beim Hochzeitfeſt ſeiner Tochter bewirthet und erleuchtet, oder von jenem reichen Gellias, der alle Fremden auf der Straße einladen ließ, und zuletzt mit ſeinen Schätzen ſich verbrannte, als die Karthager eindrangen. Wenn Geſetze gegen den Luxus gegeben werden, wie viel Bettzeug z. B. eine Schildwache haben darf, ſo überſteigt das Erlaubte noch alle Begriffe. Sie hatten einen Fiſchteich von ſieben Stadien Umfang für die öffentlichen Gaſtmahle, mit Schwänen und andrem Waſſergeflügel drauf. Große Denkmale wurden für Rennpferde, ſelbſt für Stubenvögel geſetzt.

Wenige Jahre nach der Zerſtörung von Selinunt rückten die Karthager vor die Stadt. Dieſe, anfangs übermüthig, zumal bei der ſiegreichen Ankunft eines ſyrakuſiſchen Heeres, und in den Tag hineinlebend, ſahen plötzlich mit Schrecken

ihre Lebensmittel ausgehen. Die ſyrakuſiſche Getraideflotte war von den ſelbſt bereits hart bedrängten Karthagern genommen worden. Im achten Monat mußte die Stadt geräumt werden. Was konnte, zog, unter dem Schutz der Truppen, was zurückblieb, ward ermordet. Die Karthager überwinterten in Agrigent, und verbrannten dann die Stadt. Als ſie ſpäter wieder anfieng, bewohnt zu werden, um noch manche Belagerung von karthagiſcher und römiſcher Seite durchzumachen, hat ſie ſicher niemehr den alten Umfang erreicht — ein Umſtand, der vielleicht dieſe Tempel rettete, weil ſie außerhalb ſtehen blieben.

Der erſte Tempel, den wir abwärts erreichen, iſt der ſogenannte Junotempel, auf hohem Unterbau, unebenen Bodens wegen und hoch auf dem Wallfelſen. Die Stumpfe ſeiner Cellenwände zeigen den Stuck des Muſchelkalks mit einer Purpurfarbe getränkt. Es ſteht noch die rechte Säulenflanke, oder die nach Innen, durch ihren Architrav verbunden, die andern Säulen trümmerhaft. Schön iſt die Ausſicht längs des Felſenwalls, der, künſtlich geſchnitten, ſtehen blieb, anſtatt der Mauer. Durch Grabniſchen unterhöhlt, iſt er theilweiſe hinabgeſtürzt. Längs ſeiner Trümmer und über die großen, dunklen Johannisbrotbäume ſehen wir den nächſten, den wohlerhaltenen ſogenannten Konkordientempel. Außer dem des Theſeus in Athen iſt keiner ſo vollſtändig. Wenn wir eintreten, in den Pfeilern des Celleneingangs rechts und links führen zwei Treppen hinauf über die innere Vorhalle. Die Cellenwände zu beiden Seiten ſind leider, als

der Tempel zu christlicher Kirche wurde, von einer Bogenreihe durchschnitten und geöffnet worden. Folgen wir weiter dem Rand der Wallfelsen, so stoßen wir auf die großartigen Trümmer des Herkulestempels, der an Umfang dem Parthenon gleichkommt. Nur Eine Säule steht noch aufrecht. Hier war jene eherne Statue des Herakles, welche von den empörten Bürgern gegen die Räuber des römischen Prokonsuls Verres vertheidigt ward, und ein Bild von Zeuris, die Alkmene, Herakles Mutter, das Zeuris der Stadt geschenkt hatte, weil es ganz unbezahlbar sei. Im Schutz der Verschüttung haben sich Trümmer vom reichen Tempelgesims erhalten, die eine prächtig feine Ornamentmalerei, roth und blau auf blaßgelben Grund zeigen.

Noch ein paar Schritte weiter, und wir sind im Trümmerbereich des großen olympischen Zeustempels. Es war der riesenhafteste Bau griechischer Kunst. Die Stücke liegen weit auseinander, der Molo im Meer drunten ist draus erbaut, aber wir finden das ungeheure Rechteck heraus. In der Mitte liegt, aus seinen verwitterten Blöcken zusammengeschoben, einer der Giganten, die mit den Armen im Nacken, einst in die Pfeiler der Cellenwand nach Innen traten, zwei lange Reihen, um das Pfeilerstück und Gesims über sich unter dem offenen Dach zu tragen. Das Dach wurde nicht ausgeführt, weil der Krieg dazwischen kam. Also, wenn das Innere aus zwei Wänden bestand, aus denen diese Gigantenpfeiler in die Cella vortraten, so ist das Aeußere keine offene Säulenstellung, sondern die unge-

heuren Säulen waren in die Wand gewachſen, vierzehn in den Flanken, ſieben in der öſtlichen oder Hinterſeite. In der Vorderſeite, die nach Weſten ſchaut, widerſprechend der heiligen Sitte, welche die Tempel immer gegen Oſten öffnet, und vielleicht nur des nahen Marktes wegen — in dieſer Vorderſeite trat die große Thür an die Stelle der Mittelſäule unter den ſieben der Front, und behält drei auf jeder Seite. Die Säulen ſind ſo groß, daß in jedem ihrer Hohlſtreifen, wie ſchon Diodor verſichert, ein Mann ſtehen könne, alſo zehn Mann um die vorragende Halbſäule, ohne ſich zu berühren. Der Tempel habe hundertzwanzig Fuß Höhe, ſagt er, und die heutigen Maaße ſtimmen damit. Unmöglich könnte man ſolch' ein Halbkapitäl aus Einem Stück gewinnen; rieſenhaft ſind noch die zwei Viertel, die es zuſammenſetzen. Es iſt faſt doppelte Parthenonhöhe, aber die Säulen ſind mehr als doppelt ſo ſtark. Im öſtlichen Giebel war Gigantenkampf, im weſtlichen die Eroberung Trojas, entſprechend groß. Und wenn man hineintrat, ſo öffnet ſich, wie die Spuren des Grundbaus zeigen, hinter einem Vorgemach, jene lange Cella mit den Gigantenpfeilern. Der Raum zwiſchen dieſen Cellenwänden, die frei in der Mitte ſtehn, und den Außenwänden, war einzig durch die Pilaſter, die dort den Halbſäulen nach außen, an der Cellenwand aber den Pfeilern nach innen entſprechen, dekorirt. Was von den Giganten übrig iſt, zeigt die großartigſte Anlage und vollendetſte Durchbildung durch die zwölf Schichten Blöcke, die zu der einen, dreißig Fuß hohen Figur nöthig ſind.

Noch manchen Tempel, manch anderes Denkmal könnten wir aufſuchen, unten im Olivenwald und Orangengarten, oder oben unter den Häuſern und Kirchen von Girgenti. Wenn wir dort in der Kathedrale normanniſchen Stils, in deren Decke der deutſche Reichsadler noch hängt, den Sarkophag beſchaut haben, der als Taufbecken dient — er ſtellt auf ſeinen vier Seiten die Geſchichte von Phädra und Hippolyt vor — dann ſtreifen wir weiter längs der Südküſte oſtwärts, über die Stätte der alten Gela, wo Aeſchylos ſtarb, und unter irgend einem dieſer Aloezäune oder Kaktusfelder ruhen mag — ſteigen über's unwegſamſte Gebirg, deſſen Pfade ſich keck mit denen des Libanon vergleichen dürfen, ſchauen oben bei Palazzuolo der alten Stadt in ihren Katakomben und kleinen Theater, ſpäterer Herkunft, und reiten endlich durch die langen Felſenpäſſe zwiſchen weißen Wänden mit gelben Höhlen drin, eine großartige Schlucht, in die Ebene von Syrakus heraus.

Fangen wir gleich von zuoberſt an mit der Veſte Labdalum auf dem Hügel Euryalos. Hier überſchauen wir den ganzen Raum der alten Stadt, eine ungeheure Felsplatte, auf deren Rändern die Reſte der alten Mauern nach zwei Seiten zum Meer hinabziehen. Ein Dreieck von meilenlangen Seiten, deſſen Spitze dieſes Schlußkaſtell landeinwärts iſt, und das mit ſeiner unteren Seite in's Meer hinausbaucht, und an deſſen rechter Ecke eine Inſel hängt, die heutige Stadt Syrakus. Sie ſchwimmt, fern und klein vor dem Hafen, der faſt kreisrund hereindrängt zur Rechten.

Dieſes Schlußkaſtell, das wir beſteigen, dieſer Knauf der Stadt landeinwärts, iſt wie die übrige Stadt aus natürlichem Fels geſchnitten. Starke Mauern und Quaderthürme ſitzen darauf; zwölf Ausfallthore in Einer Reihe öffnen ſich aus der Felswand darunter nach hinten in den großen felsgeſchnittenen Graben, und haben innerhalb ein ganzes Syſtem von weiten, hohen, unterirdiſchen Gängen hinter ſich, die wir durch angezündete Reiſer uns erleuchten müſſen. Dieſe Veſte war noch nicht, zur Zeit, wo die Athener ihren unglücklichen, nächtlichen Sturm auf den Hügel unternahmen. Sie mag vom Tyrannen Dionyſios dem Aelteren herrühren, demſelben, welcher die Nordſeite des Stadtgebiets, ſoweit ſie noch nicht geſchloſſen war, mit jener anderthalb Stunden langen Mauer von dieſem Kaſtell aus bis zum nächſten befeſtigten Stadttheil ſäumte, zunächſt nur um dieſe Burg an die Stadt zu knüpfen, denn die Südſeite blieb noch offen. Dieſe Mauer aus großen Blöcken, Thurm an Thurm, deren Zug wir von oben verfolgen können, war binnen zwanzig Tagen aufgerichtet.

Steigen wir die große Felsplatte herab, die ſich allmählig nach dem Meer zu ſenkt. Sie zeigt die Geleiſe der alten Straßen, die eingeſchnittenen Spuren großer Gebäude, eine fließende Waſſerleitung, die in ihrem Felskanal bald erſcheint, bald verſchwindet, iſt bewachſen mit Aſphodelos, und wo Erde ſich geſammelt hat, auch bebaut. Dieſe obere Hälfte hieß Epipolis, weil ſie am ſpäteſten zur Stadt kam. Erſt bei der römiſchen Belagerung erſcheint ſie völlig

geſchloſſen. Früher hatten die Athener hier herüber ihren Belagerungswall gezogen, von dem Meer zur Linken und vom Hafen zur Rechten, und hätten ihn in der Mitte bald geſchloſſen, wenn die Syrakuſer nicht durch Gegenmauern ihre Werke gekreuzt hätten, um die Verbindung offen zu halten. Es waren zunächſt zwei beſonders befeſtigte Stadttheile oder Städte, Tycha links, Neapolis rechts, die das mittlere Drittel theilten, und hinter ihnen in ganzer Breite bis an's Meer die große, furchtbare Akradina, abermals eine eigene Stadt und Haupttheil von Syrakus. An die rechte Ecke dieſer Akradina hängt ſich die Inſel Ortygia, die urſprüngliche Stadt, die auch heutzutag wieder die ganze Stadt umfaßt. Sie legt ſich vor den Hafen und läßt jene ſchmale Einfahrt, welche die Syrakuſer einſt vom äußerſten Inſelende nach dem gegenüberliegenden befeſtigten Vorgebirg mit einer Kette von Schiffen ſperren konnten, um die ganze atheniſche Flotte innerhalb abzufangen.

Halten wir beim Theater, das in der Mitte der Neapolis, alſo in der rechten Hälfte des mittleren Drittels von Syrakus lag. Von ſeinen Stufen überſah man eine Stadt, groß wie Paris. Noch immer ſchwimmt das heutige Syrakus klein und fern genug da draußen. Von den Stufen iſt nur übrig, was in den Fels geſchnitten iſt; das ganze oberſte und weiteſte Drittel der Halbkreiſe fehlt. Es machte das Theater zu einem der größten. Jetzt arbeitet eine Mühle auf den Stufen, von denen man einſt Tragödien, welche Aeſchylos ſelber hier in Scene ſetzte, wie ſeine Perſer,

anſah. Von der Bühne ſind zwei Felſenſtumpfe, mit Gebüſch überwachſen, übrig.

Kein Wunder, daß man überall in den Felſen hinein ging, der ſich ſo ſchön und weich und dauerhaft ſchneidet. Gleich neben dem Theater ſchauen wir von hoher Brücke in die Laotomien hinab, die ungeheuren Steinbrüche, welche reine weiße, ſenkrecht geſchnittene Wände, tiefe Höhlen drin zurücklaſſen. Wo möglich noch wilder ſind die Brüche in der Akradina drüben, wo ſie, abgeſchloſſen durch eine einzige Thür, den Garten der Kapuziner bilden. Es iſt ein üppig blühender Grund von Cypreſſen und Orangen zwiſchen blendend weißen Wänden, die ſich ſcharf vom rein blauen Himmel heben, zum Theil auch in Epheumäntel kleiden. Kühne Grotten und Felſenbrücken, einzelne Pfeiler, die wie Wachtthürme ſtehen bleiben, aber oft wild geſprengt von den Olivenwurzeln. Hier wurde das gefangene atheniſche Heer verwahrt, und durfte großentheils darin verweſen.

Gehn wir nach der Stadt, die auch heutzutage als Inſel durch Feſtungswerke vom Feſtland getrennt iſt. In den Mauern der Kathedrale ſtecken die Säulen des Athenetempels, und tragen über Architrav und Fries einen ſeltſamen Kranz von runden, ſarazeniſchen Zinnen. Einſt ſtand auf dem Giebel, der nicht mehr vorhanden iſt, eine Athene, deren goldener Schild den Schiffern weit hinausleuchtete.

Steigen wir auf's Dach, um Stadt und Land und Hafen zu überſehen. Jenſeits des Hafens, über den ſumpfigen Niederungen des Anapoſfluſſes, ragen die wenigen

Säulen des olympiſchen Jupitertempels. Dort lagerten alle jene Heere der Athener, Carthager, Römer, Sarazenen, welche die Stadt zu belagern kamen — keine wurde ſo oft belagert, wie dieſe — und bezahlten alle ihren Theil an die Sumpfluft unterhalb der Stadt.

Die Römer waren die erſten, denen ſie unterlag. Aber erſt nach dreijähriger Belagerung, nachdem die andern Stadttheile außer der Inſelſtadt Ortygia und der Meerſtadt Akradina bereis gefallen waren, wurde durch Verrath ein Thor von Ortygia bei Nacht geöffnet. Marcellus ließ am Morgen die Akradina von der Landſeite beſtürmen, und während die Vertheidiger dorthin eilten, wurde die Inſel durch die Eingeſtiegenen bewältigt. Nun ergab ſich auch die Akradina. Die Beute war reicher als die von Karthago.

Wenn wir über dieſen weiten, runden Hafen, den wir ſüdwärts überſchauen, hinweg und jenſeits den Fluß Anapo hinauffahren, zwiſchen engen, hohen, dichtbewachſenen Ufern, ziemlich mühſam durch die Zweige und Ranken, kommen wir endlich zu einem ganzen Wäldchen einer edlen Pflanze, die ſich ſonſt nirgends mehr findet. Es iſt die Papirusſtaude. Sie wird namentlich ſchön, wo ſie das große Becken des Cyanequells ſäumt, ein hoher, grüner, dreiſeitiger Schaft ohne Knoten bis zur Spitze, die in einen prächtigen grünen Roßhaarbuſch endet. Das Innere des rundkantigen Schafts iſt ein dichtes Mark, das ſich leicht in die feinſten Scheiben ſchneidet. Wenn man eine Anzahl ſolcher Scheiben oder

Markſtreifen dieſer Rieſenbinſe neben einander legt und eine ähnliche Lage der Breite nach drüber leimt und das Ganze preßt, ſo hat man ein treffliches Papier.

Thun wir noch einen Blick in's kleine ſyrakuſiſche Muſeum nach der Venusſtatue, die mir lieber als alle iſt. Zwar fehlt ihr der Kopf und der rechte Arm, während der gleichfalls gebrochene linke das auseinanderflatternde Gewand hält — aber dieſer Oberleib iſt ſo friſch und lebensvoll, unberührt wie eine bereifte Pflaume. Und beſuchen wir die Quelle Arethuſa, welche nah am Hafen in einem großen Becken aufquillt, einſt ſüß und rein, jetzt ſalzig und ein Wäſchplatz. Es war eine beliebte Sage des Alterthums, dieſe Quelle unter dem Meer aus Griechenland herüber zu leiten, und einen eliſchen Flußgott ihr unterirdiſch nachſetzen zu laſſen. Er iſt der Süßwaſſerquell, der ganz in der Nähe im Hafen ſelber aufſtößt.

Wir ſtreifen weiter, auf den Bergrieſen zu, den wir ſo lang ſchon im Geſicht haben. Catania iſt umarmt von ſeinen erſtarrten, ſchwarzen, ſcharfzackigen Strömen, den Hephaiſtos-bächen, wie ſie Pindar nennt. Der Aetna hebt ſelten ſeine glühenden Maſſen bis zum Gipfel, ſondern öffnet bald da, bald dort an ſeinem Fuß, um ſo verderblicher für's bewohnte Land. Sein Fuß iſt etwa mit dreihundert ſolcher erloſchenen Krater umgeben.

Wir ſchauen oft nach ihm um, wenn wir ihn hinter uns laſſen, und können mit Staunen ſehen, wie ſeine Spitze, die wir in Wolken verborgen glauben, wenn wir

höher ſchauen, hoch über dieſe Wolken in ihrer Schneeklarheit emporſteigt. Wo ſeine letzten Lavablöcke nordwärts in's Meer fallen, eine Tagereiſe, lag die alte Stadt Naxos. Sie ward vom älteren Dionyſios von Syrakus zerſtört, aber erneute ſich, um größerer Sicherheit im Kriege willen, nicht unten, ſondern hoch auf der ſteilen Bergplatte. Das iſt Tauromenium oder Taormina.

Suchen wir das Theater. Es ruht hoch über'm Meer in einem Vorgebirge der Stadt gegenüber und ſüdwärts gewandt. Es war von griechiſcher Anlage: Ein Bühnengebäude, das der Oeffnung der halbrunden Orcheſtra gegenüber zwiſchen ſeinen Flügeln zurücktritt, um der ſchmalen Bühne Raum zu laſſen — eine freie Straße, welche dieſe Bühne von der Orcheſtra trennt, eine Orcheſtra, welche für die Bewegung des Chors, und nicht für Sitze der Zuſchauer beſtimmt iſt — wurde aber römiſch umgebaut. Jetzt ſteht eine Bühnenwand, mit gewölbten Niſchen und korinthiſchen Säulen dekorirt, und die gewölbten Flügelräume ſtoßen bis an den Abſchnitt der Zuſchauerſitze, während im griechiſchen Theater das Bühnengebäude immer völlig frei dem Theatron der Zuſchauer gegenübertritt.

Die Bühnenwand würde noch die drei Thore zeigen, aus deren mittlerem der Hauptſchauſpieler tritt, nach griechiſcher Sitte, wenn nicht mit dem mittleren Thor noch ein ganzes Stück Wand ausgebrochen wäre. Die obere Säulenordnung fehlt ganz. Gleichwohl iſt die akuſtiſche Wirkung noch wunderbar genug. Was auf der Bühne geſprochen

wird, hört man vollkommen klar auf dem oberſten, weiteſten Halbkreis der Zuſchauer, obgleich die Figur des Spielenden durch die Entfernung ſchon ſtörend klein wird.

Man vergißt bald alle Unterſuchung über der Ausſicht, die im ganzen Süden ohne Gleichen iſt. Zunächſt auf der Bergplatte über dieſe trümmerhafte Bühnenwand weg ſehen wir die Stadt Taormina mit ihren gothiſchen und ſaraceniſchen Paläſten, vielen Palmen, rechts darüber hoch auf den Felſenſpitzen hängt ein ſaraceniſches Kaſtell, und das Ganze ſchließt der Aetna, majeſtätiſch langſam vom blauen Meer bis zum Schneegipfel ſteigend. Aber außer dem Säulrundgang über dem oberſten Halbkreis der Zuſchauerſitze legte das Theater auch noch um ſeinen äußeren oberen Rand einen Bogengang auf den Berg hinaus. Nur einen Schritt durch die Wand, und wir haben über's blaue Meer und Schluchten vom üppigſten Wachsthum weg die Enge von Meſſina und ganz Calabrien, das im Horizontnebel ſich verliert.

Wenn wir vollends hinabſtreifen, nordwärts, nach der langen, ſchönen Enge zwiſchen den hohen, aber reichen Bergen, dort, wo die Stadt Meſſina einen grünen Arm in die Meerenge hinausbiegt, nach Norden offen, um ihren Hafen zu bilden — es iſt vermuthlich ein alter Kraterrand, und trägt jetzt die Kaſtelle, von deren Feuer her im letzten Krieg Meſſina immer noch halb in Trümmern liegt — dort vor dem Eingang dieſes Hafens dreht ſich ein kleiner, wechſelnder Wirbel, die Charybdis. Bei unruhigem Wetter, wo auch die übrige Fläche ſich bewegt, iſt ſie nicht zu bemkeren.

Ein ſolcher Wirbel, der ſeine Stelle wechſelt, entſteht durch Strömung und Gegenſtrömung in der Meerenge. Das Meer iſt ſo tief, wie allenthalben.

Der wahre Sinn der alten Sage bezieht ſich aber gewiß nicht auf den kleinen Wirbel, der auch vor Alters nicht anders war, denn er iſt unabhängig von Veränderungen des Meeresboden — ſondern auf die große Strömung in der ganzen Enge, die des Tages dreimal wechſelt nach Norden oder Süden. Sie iſt ſo bedeutend, daß Segelſchiffe nicht dagegen an können, und die Dampfboote bedeutend länger Zeit brauchen.

Wir gehn hinaus, noch ein weites Stück bis zur Nordoſtecke des ſiciliſchen Gebirgs, vor welcher der ſandige Vorgrund ein Schifferdorf und den Faro, den Leuchtthurm von Meſſina, trägt. Jenſeits fern, aber außerhalb der Enge an der kalabriſchen Küſte, ragt der Felſen Scylla, mit ſeinem weißen Dorf, das hinter ihm hinauf und neben ihm herab an den kleinen Hafen ſteigt. Der zerklüftete Fels, vor welchem die See an zerfreſſenen Klippenzähnen bricht — wir müſſen uns im Boote davor wiegen laſſen — und der noch immer gefährlich wird, wenn Sturm und Strömung dagegen drängen, konnte allerdings eine Schreckensſage werden. Im Angeſicht liegt draußen die ewig rauchende Stromboli, der dampfende Irrfelſen bei Homer.

XI.

Aſien, Aegypten und die griechiſche Architektur.

Entwicklung der doriſchen Architektur aus Aegypten, der joniſchen aus Aſſyrien.

Trotz der unzweifelhaften geiſtigen Verklärung eines Tempels, wie des Parthenon, halten wir's nicht für eine Sünde, zu fragen, woher er denn eigentlich ſeine Formen, gerade dieſe doriſchen Formen bekommen hat? Sind ſie etwa erfunden worden, in Griechenland neu erfunden zum Zweck dieſer Wirkung, die ſie jetzt machen? So meint es unſre derzeitige Architekturphiloſophie. Sie weiß auf's tiefſte die Bedeutung jeder einzelnen Form zu eröffnen, die unumgängliche Nothwendigkeit im Ganzen nachzuweiſen und verſichert geradezu, dieſer doriſche Tempel ſei ganz und fertig, wie die Göttin Athene aus des Vaters Haupt hervorgeſprungen. Kein Wunder, wenn eine ſo geniale Auffaſſung der Menſchheit und Menſchengeſchichte für viele Architektenſchulen ein Evangelium geworden iſt. Leider ſind aber wir der Ueberzeugung, daß jede Philoſophie, wenn ſie uns hereinpfuſchen will in Kunſt und Hiſtorie, kopfüber wieder

hinauszuwerfen ſei und erkennen in all jenen genialen Syſtemen nichts als eine abſichtliche hiſtoriſche Ignoranz. Wir glauben vielmehr, daß man müſſe ſuchen gehn in der Hiſtorie, und wenn wir ganz dieſelben Formen anderwärts bei älteren Völkern wieder finden, oft in ganz anderer Verbindung, alſo zu ganz anderm Zweck, als unſere Architekturphiloſophie träumt, dann werden wir nicht anſtehn zu erklären, daß dieſer griechiſche Tempel ſeine Formen von auswärts geſammelt hat oder auswärts ſchon vorhanden war.

In der That, wir finden, daß der doriſche Stil der Stil des ägyptiſchen alten Reichs war, der dort ſchon im achtzehnten Jahrhundert aufwärts aus der Mode kam. Sonſt beim erſten Blick in die ägyptiſche Säulenwelt, in jene Tempelanlagen ſo fremdartigen Anblicks würden wir das Recht, von einem Zuſammenhang zu reden, nicht begreifen. Aber all dieſe Denkmale in Theben ꝛc. liegen dieſſeits jener Periode, in der nach unſerer Ueberzeugung griechiſche Religion ſich von der ägyptiſchen Religion, griechiſche Kunſt ſich von der ägyptiſchen Kunſt getrennt hat. Ein ganz andrer Stil war jenſeits herrſchend, eben der, der auch ganz und gar herübergebracht wurde, der urdoriſche. Zwar giebt es nur wenig erhaltene Beiſpiele aus jener Zeit, wie die Gräbergrotten von Beni Haſſan, die allerdings ihre Felsfaçade auf den doriſchen Säulenſchaft ſtützen und den doriſchen Giebel andeuten — aber zahlreiche Trümmer aus jenen älteren Gebäuden finden wir in die Anlagen des neuen Reichs aufgenommen und verwerthet.

Wenn wir im großen Karnaktempel über's zerstörte Heiligthum weggehn — zuhinterst im großen Hinterhof stellt sich querüber ein großer Palast des dritten Thotmes aus dem siebenzehnten Jahrhundert. Dort, an der Stelle eines Saals finden wir verschiedene Reihen dorischer Säulen, sechszehnseitig, und gedeckt von der viereckigen Platte des Abakus.

Sie sind vermuthlich nur Reste einer älteren Anlage und wurden von König Thotmes eingefügt, wie er ganz gewiß es gethan hat mit andern achteckigen Schäften, die sich beim Trümmersturz des zerstörten Heiligthums selber finden und den Namen des Königs Osortasen aus dem dreiundzwanzigsten Jahrhundert tragen — diese acht-, jene sechszehneckig, ein bedeutsames Verhältniß, denn der nothwendige Schritt vorwärts führt zur zweiunddreißigeckigen Säule, die sich in Griechenland und Aegypten findet; der Schritt rückwärts zum viereckigen Pfeiler.

Es ist in der That der viereckige ägyptische Pfeiler, woraus in mathematischem Fortschritt der sechszehneckige Schaft geworden, der im älteren Aegypten, wie im älteren Griechenland die herrschende Form war. Der Pfeiler schlägt seine vier Ecken ab, um Licht und Raum nicht zu rauben, wird also achteckig, schlägt sie noch einmal ab, und ist sechszehneckig. Die sechszehn Seiten erhalten eine leichte Vertiefung zwischen den Kanten, einzig nur, damit man sie sieht durch Licht- und Schattenwechsel, denn sie sind nun selbst die einfachste Dekoration dieses dorischen Schaftes geworden.

Hier am Parthenon hat die Säule zwanzig Kanten, zwanzig flache Hohlſtreifen dazwiſchen. Es iſt die gefälligere Wahl der ſpäteren Zeit. Aber das urſprünglich ägyptiſche Sechszehneck erſcheint an allen den griechiſchen Tempeln, die ſich auch ſonſt als die älteſten verrathen. Ich habe nachgezählt am älteſten Tempel zu Selinunt, jenem mittleren der Akropolis, wo die ganze rechte Säulenflanke ſammt ihrem Steingebälk in alter Ordnung im Gebüſch am Boden liegt. Ich habe ſechszehn gezählt an den zwei älteſten Tempeln von Syrakus, jenem olympiſchen Jupiter, deſſen Säulenſtumpfe in der Niederung draußen hinter dem Hafen ragen, und einem Artemistempel tief unter den Häuſern der Stadt. Sechszehn hat der große Poſeidontempel von Päſtum in der Büffel- und Fieberebene ſüdwärts der Gebirge von Salerno, unweit Neapel. Sechszehn hat der Tempel auf Kap Sunium in Attika, deſſen weiße Säulen ſo wunderbar leuchten, wenn man im Mondlicht unten auf der See iſt. Ich fand ſechszehn an jenen älteſten Tempelſtücken auf der Akropolis von Aſſos, dem kleinaſiatiſchen Vorgebirg hoch über'm Meer, wo man die ganze große Inſel Lesbos mit ihren Gebirgen unter ſich hat. Sechszehn Hohlſtreifen zeigen die kleinen Säulen im gebüſchdurchwachſenen Innern des Tempels auf der Inſel Aegina drüben, und hier im Parthenon ſelbſt — vielleicht eine heilige Sitte, welche die alte Form für's Tempelinnere beibehält. Ich bin auch heraufgeklettert, mühſam genug an den Felſen dieſer Akropolis, auf der Nordſeite bis an den Fuß der Mauer, wo ſie auf ganzen Reihen

alter Säulentrommeln ruht. Es ſind die Stücke von einem älteren Parthenon, den die Perſer verbrannt haben und die bei der eiligen Wiederbefeſtigung zu Themiſtokles Zeit dort verwerthet wurden. Sie haben gleichfalls ſechszehn Kanten.

Durch dieſe Betrachtungsweiſe, zu welcher zuerſt durch Lepſius sur les colonnes piliers *) dankenswerthe Schritte geſchehen ſind, gewinnen wir alſo den doriſchen, hohlgeſtreiften Säulenſchaft aus Aegypten. Er iſt dort gedeckt durch die viereckige Platte des Abakus — offenbar nur einen Reſt des urſprünglichen viereckigen Pfeilers, aus welchem der Schaft geſchnitten iſt. Dieſe viereckige Platte, bald mehr, bald minder hoch gelaſſen, tritt mit ihren Ecken und Kanten über den nach oben ſich verjüngenden Schaft heraus, aber niemals weiter, als die untere Breite des Säulenfußes, die Breite des urſprünglichen Pfeilers beträgt. Man hat aber dieſes Pfeilerſtück zwiſchen Schaft und Architrav ſtehen laſſen, um den Uebergang der anſteigenden hohlgeſtreiften Säule in den einfachen vierſeitigen Architrav zu vermitteln. Jenes Stück iſt Eins mit dem Architrav, über den es niemals wagrecht heraustritt, wie im Griechiſchen, und Eins mit der Säule, die ſich in Hohlſtreifen gekleidet hat.

Aber das wäre nur der Schaft der Säule, und die doriſche Säule hat auch ein Kapitäl? Zwiſchen dem Schaftende und der viereckigen Platte des Abakus die kreisrunde, ſchwellende Zwiſchenform? Wo finden wir dieſes?

*) Annali dell instituto. 1837.

Auch dafür ist nichts mehr zu wünschen übrig. Der englische Architekt Falkener *) erwähnt vollständige dorische Kapitäle aus dem südlichen Seitentempel von Karnak. Ich habe sie nicht gesehen, aber ich kenne den Ort, zu dem eine malerisch mit Palmen durchwachsene Sphinxallee vom großen Tempel hinüberführt. Es ist eine Umwallung von Erde, die einen See umschließt und die unscheinbaren Tempelreste sammt vielen schwarzgranitnen Bildsäulen der löwenköpfigen Göttin Pascht. Dort also finden sich drei Säulen, die zwar nicht sechszehn-, aber zweiunddreißigkantig sind und unter ihrer vierseitigen Deckplatte den dorischen Wulst ausladen, in der alterthümlich breiten Form, wie er an den ältesten griechischen Säulen sich findet.

Wie kommen aber die Aegypter zu dieser Form? Aus dem viereckigen Pfeiler entwickelt sie sich nicht. Er läßt jene viereckige Platte, den Abakus, zurück, aber kein Kapitäl. Dieses finden wir in einer andern Ordnung ägyptischer Säulen, die neben jener Pfeilersäule schon im alten Reich in Uebung war. Es ist die Pflanzensäule — offenbar vier oder mehrere Pflanzenschäfte, und zwar die runden, glatten, langen Stiele des Lotos, die ein- oder mehrmals gebunden sind, um zusammen den Säulenschaft zu bilden. Sie bilden den Schaft mit ihren Stielen, welche unten nach Art der Wasserpflanzen sich zusammenziehn und abrunden, und bilden das Kapitäl mit ihren Knospen oder Kelchen, die

*) Museum of classical Antiquities 1, 87. 1851.

ſich eng zuſammenſchließen zu einer einzigen Knospen- oder Kelchform.

Wenn das Kapitäl eine Knospenform hat, unten ſchwellend, nach oben ſich verjüngend, dann ſetzt ein würfelförmiger Abakus, der die Deckbalken trägt, auf die gekappte Spitze dieſer Knospe auf. Wenn das Kapitäl dieſer Pflanzenſäule eine Kelchform hat, die nach oben ausladet, dann ſetzt jener würfelförmiger Abakus in der Mitte des Kelchs auf, auf den Kern der Säule, ſo daß freier Zwiſchenraum zwiſchen Decke und Kelchrand bleibt, und dieſer niemals belaſtet wird. Das Kapitäl iſt alſo eine pure, äußere Dekoration — weil der Lotosſtiel eine Knospe und einen Kelch hat, darum hat die ägyptiſche Säule ein Kapitäl.

Wir ſehen, was danach von den Hymnen zu halten iſt, welche unſere Architektur-Philoſophie über die himmelſtrebende Idee der Säule zu ſingen weiß, wie dieſe kämpfend unter dem Druck des Gebälks und zurückgewieſen, ihre ſchnaubende Spannkraft zuſammennimmt, und in letzter ſiegender Anſtrengung nach oben überquillt, um ihre Schwellung zu bilden. Das ägyptiſche Kelchkapitäl iſt nichts weniger als zum Tragen da, nichts weniger als herausgepreßt. Dieſes ägyptiſche Kelchkapitäl iſt aber eins mit dem doriſchen Wulſt, und herübergenommen aus der Ordnung der Pflanzenſäulen in die Ordnung der mathematiſchen oder Pfeilerſäulen. Daß es früher der Pflanzenſäule angehört hat, das wird bewieſen durch die fünf Heftbänder, welche unmittelbar unter der Schwellung des Kapitäls den Pflanzenſchaft binden und

gleichfalls auf die Kantenſäule übertragen wurden. Wir ſehen dieſe Heftbänder in ganzer Stärke an jenen drei Säulen aus dem ſüdlichen Seitentempel von Karnak, die wir als die nächſten Verwandten der griechiſchen Säule genannt haben. Wir ſehen ſie noch an der Parthenonſäule ſelbſt, und können trotz all der feinen Deutungen unſerer Philoſophie unmöglich etwas anderes drin erkennen, als die urſprüngliche Schnürung der Lotosſtengel. Und dieſer urſprüngliche Pflanzenkelch ſelbſt, der zum doriſchen Wulſte wird, iſt auch als ſolcher noch am griechiſchen Tempel mit Pflanzenblättern bemalt, als wolle man ſeiner Herkunft gedenken — Blätter, die großentheils nur gemalt, zuweilen auch eingeritzt waren.

Alſo dermaßen haben zwei ägyptiſche Ordnungen ſich verbunden, um bereits in Aegypten die ganze doriſche Säule herzuſtellen.

Die Pfeilerſäule liefert den vielkantigen Schaft und die Deckplatte, die Pflanzenſäule das Kapitäl und die Heftbänder — dieſe Pflanzenſäule, die am Ende auch nur einen Pfeiler vorſtellt, den man mit Pflanzenformen bekleidet hat. Es ſind Beiſpiele erhalten, wenn auch nicht aus älteſter Zeit, wo Lotosſtengel in halberhobener Arbeit auf viereckigem granitnem Pfeiler erſcheinen. Dieſe Pflanzenbilder überwinden allmählig den Pfeiler und hüllen ihn ein — ganz ebenſo iſt unſre gothiſche Säule, oder der Säulenbündel aus dem arabiſchen viereckigen Pfeiler unter der Spitzbogenhalle geworden. In den alten Moſcheehöfen von Kairo können

wir ſehen, wie der viereckige Pfeiler in jede ſeiner vier Ecken eine kleine Säule aufnimmt. Dieſe kleinen Säulen umringen am Ende den ganzen Pfeiler, ſchießen darüber hinaus in's Spitzgewölb und der gothiſche Säulenbündel iſt fertig.

So hätten wir alſo wirklich die ganze doriſche Säule mit dem vielkantigen, nach oben ſich verjüngenden Schaft, mit der kreisrunden Schwellung des Kapitäls und der viereckigen Deckplatte drauf. Aber wie ſteht es mit den andern Formen? Der doriſche Tempel beſteht nicht blos aus Säulen. Wo finden wir den glatten, doriſchen Architrav, wo den Triglyphenfries, wo den Giebel?

Wenn wir den Nil hinauffahren, beim Dorf Beni Haſſan in Mittelägypten, links, wo das arabiſche Wüſtengebirg an den Strom herantritt, erſcheinen hoch oben die berühmten Grottenfaçaden in der Bergwand. Sie eröffnen bekanntlich jene Grabgemächer, an deren Wänden wir in farbenheller Darſtellung Scenen ägyptiſchen Lebens, Jagd, Spiel, gymnaſtiſche Uebungen ſchauen, und zwar aus dem dreiundzwanzigſten Jahrhundert. Dieſe Felsfaçaden ſtützen ſich bald auf zwei achteckige Pfeiler, bald auf ein Paar ſechszehnfach hohlgeſtreifter doriſcher Schäfte, bald auf zwei gebundne Pflanzenſäulen. Gerade über zweien von der letzten Art entdecken wir im rauhen Fels den doriſchen Giebel angedeutet. Unter den freien Bauten Aegyptens würden wir vergebens darnach ſuchen. Aber dieſe Form wäre hier nicht ausgemeißelt, und das Innere der Grotte würde nicht gleich-

falls dieſelbe Dachform zeigen — andere ſind gewölbt geſchnitten — wenn dieſe Form nicht damals eine übliche in Aegypten war. Der Giebel iſt weit geſpannt und unmittelbar über dem ſchmalen Streif, der den Architrav andeutet.

Die Nachbargrotten, und zwar dieſelben, welche ihre Vorhalle mit einem doriſchen Schäftepaar eröffnen, deuten über dem Architrav auch einen Fries an. Und dieſer Fries, der über den Architrav etwas herausrückt, zeigt an ſeiner untern Felskante in ununterbrochener Reihe jenes bekannte doriſche Ornament der Tropfen. Es ſind die viereckigen, hängenden Körperchen, die am Fries und Geſims des doriſchen Tempels, wenn auch meiſt in einzelnen Gruppen unter gleichen Zwiſchenräumen geſammelt, niemals fehlen.

Fries und Architrav an dieſen verwitterten Grabfaçaden ſind glatt, ohne Bildwerk. Wenn aber der Architrav der noch ſtehenden ägyptiſchen Tempel ſich regelmäßig mit Hieroglyphen und Figuren bedeckt, ſo haben wir auch dafür ein bedeutſames Exempel drüben auf griechiſchem Boden. Ich meine den älteſten Tempel auf Aſſos. Aſſos liegt auf einer ſteilen Höhe der Küſte von Troas, wo ſie nach Süden ſich richtet, der Inſel Lesbos gegenüber. Ein herrlicher Anblick, wenn wir aus den Laubwäldern des idäiſchen Gebirgs heraus plötzlich die Akropolis von Aſſos, durch ein grünes, tiefes Flußthal von uns getrennt, vor uns ſehen, und drüber hinweg den Golf und die Inſel Lesbos drunten mit ihren blauen Gebirgen. Und wenn wir den Felſenberg erklommen haben, auf dem heute, landeinwärts gewandt, eine türkiſche

Stadt liegt, da ragt die Akropolis von Assos noch auf wunderlich steilen Felsen drüber weg. Sie trägt jetzt eine Moschee und mittelalterliche Thurmstumpfen über den Trümmern des ältesten griechischen oder pelasgischen Tempels, den wir kennen. Er gehörte einer Stadt, die noch ganz in ihren Trümmern vorhanden ist, das halsbrecherische Assos, hoch über'm Meer und steil hinab, im Umfang ihrer althelleniſchen Mauern, Thore und Thürme, den Trümmern ihrer Häuser, deren Thürpfosten noch stehen, dem Theater, das von einem Erdbeben zerschüttelt ist, der Sarkophagstraße vor dem Hauptthor rechts ꝛc. Von diesem Tempel der Akropolis sind die Stücke Architrav, welche jetzt zu Paris im Louvre unten in dem schönen, rothen Zimmer in die Wände eingelassen sind. Sie sind bedeckt mit Figuren der griechischen Art widersprechend, die den Architrav glatt läßt. Es sind Thier- und Menschen-Figuren, deren alterthümlicher Stil uns überraschend an Etrurien erinnert. Nichts häufiger finden wir dort wieder, als diese geflügelten Sphinxe; sogar die Gruppen, ein Gelage ruhender Männer, der Löwe, der den Stier zerreißt ꝛc., würden in Etrurien ganz ebenso gemeißelt sein. Das ist sehr bedeutsam und beweist mit vielen Andern, wie wir sehen werden, daß es eine und dieselbe von Aegypten ausgangene pelasgische Kunst war, welche zugleich in Kleinasien, Griechenland und Italien durch einzelne Kolonien heimisch wurde.

Also solche Bildwerke pelasgischen Stils zeigt bereits der Architrav von Assos, oder der erste Steinbalken, der

ſich von Säule zu Säule ſpannt. Aber gleichwohl fehlt ein Ornament nicht, das einzige, das er ſpäter, wo er glatt wird, noch tragen muß, nämlich an der oberen Kante in gleichen Abſtänden die hereinragenden Tropfenreihen, welche immer einen darüber auffitzenden Triglyphenblock des Frieſes ankünden. Dieſe ſogenannte Tropfen haben wir an derſelben Stelle unmittelbar unterm Fries bereits über den Grotten von Beni Haſſan bemerkt. Dort ſind es einzelne, viereckige Körperchen mit regelmäßiger Folge — am ſpäteren griechiſchen Tempel iſt's eine gedrängte Reihe von ſechs ſolcher Zapfen, die, durch gemeinſame Leiſte verbunden, ſammt dieſer ſich über den Architrav hin in gleichem Abſtand wiederholen. Hier zu Aſſos ſehen wir noch den einfachen Zapfen in jene Bildwerke herabragen, aber bereits von einer Breite, wie das ganze ſpätere Tropfenband. Alſo der ägyptiſche Tropfen, wie wir's nun einmal nennen — obgleich in Aegypten, wo's nie regnet, unmöglich die Idee dieſes Ornaments von der Dachtraufe herſtammen kann — dieſe ägyptiſchen, ſchmalen Tropfenkörperchen ſind beim Aſſostempel zu einer Breite gewachſen, welche ſpäter wieder ſich in eine geſchloſſne Tropfenreihe auflöst. Doch findet ſich das Ornament der Tropfen im Griechiſchen auch ſpäter noch ganz in der Weiſe von Beni Haſſan in der alten Vereinzelung der ſchmalen Körperchen fortgeführt.

Alſo am ſkulpturgeſchmückten Architrav von Aſſos künden dieſe breitgeſtreckten Tropfen einen Triglyphenfries an, der nach griechiſcher Weiſe darauf folgen mußte — über jedem

Tropfenband eine Triglyphe, über jedem Zwiſchenraum ein Metopenfeld.

Die Triglyphen ſind Blöcke, mehr hoch als breit, in deren Vorderanſicht ſich von unten zwei Kanäle hinaufſchieben, ſo daß von oben drei Schenkel, jeder von drei Seiten beſchnitten und oben noch eins, herabſteigen, eben durch jene Kanäle theilweis getrennt. In ihre Seitenfugen werden die Bildtafeln der Metopen eingeſetzt, und bilden mit den Triglyphenblöcken wechſelnd den Längenſtreif des Frieſes über dem glatten Architrav hin. Dieſer Triglyphenfries wird in ganzer Länge durch ein ſtarkes vortretendes Band vom Architrav getrennt, und unter dieſem Band, das mit dem Architravbalken eins iſt, erſcheinen als Fortſetzung der Triglyphen in die Fläche des Architravs ein Weniges hineinragend jene Tropfenbänder.

Giebt es Triglyphen im Aegyptiſchen? Als ſtark vortretende Blöcke mit dem Dreiſchenkelſchlitz allerdings nicht. Aber wohl ſind ſie durch leichte bemalte Skulptur an jedem ägyptiſchen Fries auch der ſtehenden Tempel noch angedeutet, gewöhnlich drei ſenkrechte Glieder oder Streifen in einer Gruppe, welche mit den Namensringen der Könige wechſeln. Was man auch alles für tiefe Ideen aus dieſem Triglyphenblock entwickeln kann, wir finden die Beſtimmung ſeiner ſenkrechten Gliederung in nichts als im Eintheilen. Schon die Skulpturwände der Pyramidengräber ſind in Rahmen gefaßt, und dieſe Rahmen beſtehen in zwei Paralellinien, die durch Bündel von Querſtrichen, eben die Triglyphenglieder

verbunden ſind, immer in gleichen Zwiſchenräumen. Und wie dieſe ſenkrechten Dreiſtreifenbündel ſich in den Fries der ſpäteren ägyptiſchen Tempel theilen, abwechſelnd mit den Königsnamen, ſo theilen ſie im Griechiſchen ſich mit den Bildtafeln der Metopen. Dieſe werden in die Fugen der Triglyphenblöcke eingeſetzt und fanden ſich beim Aſſostempel noch vor, mancherlei Thierfiguren, Centauren ꝛc. ſehr roh und von willkürlicher Auswahl.

Im Aegyptiſchen bildet bei den ſtehenden Tempeln der hohlausgeſchweifte Fries mit ſeiner breiten Stirnkante immer auch das Geſims und folgt weiter nichts mehr, denn das Dach iſt platt. Im Griechiſchen tritt der breite Kranz des Giebels weit über die Triglyphenblöcke vor und iſt auf ſeiner Unterſeite über jeder Triglyphe und jeder Metope durch eine mit Tropfenzapfen beſetzte Platte bezeichnet. Am Aſſostempel ſind dieſe ſchwebenden Platten unterm Geſims gleichfalls noch nicht zu neuen Tropfen entwickelt.

Der ägyptiſche Tempel leuchtete und leuchtet in reichen Farben. Der griechiſche, wie wir wiſſen, that desgleichen, bevor er aus dem edelſten Material ſtrahlenden Marmors erbaut wurde. Sogar die gemalten Ornamente entſprechen ſich augenſcheinlich, wie das ſogenannte Mäanderband, ein Band von in ſich mehrfach gebrochenen Vierecken ꝛc. Wir finden es in der Decke ägyptiſcher Gräbergrotten, ſo wie auf uralt etruriſchem Schmuck von allen möglichen runden Gliederungen, obgleich unſere Philoſophie ſehr ſchön darthut, wie dieſe Mäanderlinie einzig nur aus der viereckigen Idee

der Flächen, die ſie am griechiſchen Tempel zu füllen hat, entſpringen konnte und mußte.

Aber was helfen all' dieſe Einzelheiten, ſo überzeugend ſie ſein mögen, wenn wir nicht im Stande ſind, auch den ganzen griechiſchen Tempelplan in Aegypten nachzuweiſen? Findet ſich dieſer? Die einfache geſtreckte Cella, die ſich von allen vier Seiten mit einer Säulenſtellung ſäumt?

Die Mannigfaltigkeit der ägyptiſchen Tempelformen in Aegypten und Nubien könnte allerdings uns verwirren. Wir finden keine zwei Tempel genau vom ſelben Plan. Immer neu iſt die Anordnung ihrer ſäulengeſäumten Höfe, ihrer großen gedeckten Vorder- und Binnenhallen, die Eintheilung des Heiligthums mit ſeinen Seitenkammern und Hinterpaläſten. Seltener wendet eine Säulenordnung, und immer nur theilweis gegen Außen, aber lieber nach Innen, der Bedeutung des Tempels gemäß, der nicht, wie der griechiſche, blos das Götterbild, ſondern ein ganzes Volk in ſeinen Proceſſionen aufzunehmen hat. Was nach Außen imponirt, jene Pylonſyſteme, d. h. die breiten, pyramidalgeneigten Flügelthürme oder Baſtionen, welche die ſenkrechte Pforte zwiſchen ſich nehmen, fehlen durchaus im Griechiſchen.

Wir dürfen aber, wie geſagt, nicht vergeſſen, daß die vorhandenen Tempel Aegyptens ſämmtlich einer Zeit angehören, da der doriſche Stil daſelbſt bereits aus der Mode war. Wir finden allenthalben nur ſeine Trümmer. Gleichwohl aber gibt es einige Tempel unter den Bauten des neuen Reichs, die eine Erinnerung an den Stil des alten

Reichs ſein dürften, denn ſie entſprechen im Grundriß vollkommen dem doriſchen Plan.

Und wenn unter den übrigen Tempelformen nicht zwei einander gleich ſind, ſo iſt es um ſo auffallender, daß gerade von dieſem doriſchen Plan ſich unterſchiedliche Beiſpiele finden. Das deutet auf den früheren allgemeinen Gebrauch. Zwar vorhanden ſind auch ſie nicht mehr. Denn man hat die Steine inzwiſchen gebraucht, aber die Bildtafeln des großen franzöſiſchen Expeditionswerks haben den Anblick aufbewahrt.

Zwei davon waren auf der Inſel Elephantine, unterhalb der Katarakten. Jetzt bezeichnen traurige Schutthaufen die Stelle. Der ſüdliche dieſer beiden kleinen Tempel, der zur franzöſiſchen Zeit noch wohl erhalten war, zeigt eine einfache, geſtreckte Cella, ſtatt der Säulen mit viereckigen Pfeilern umſtellt, vier nach der Front, ſieben in die Flanke. Vorn und hinten treten an die Stelle der beiden Mittelpfeiler zwei ſtarke Pflanzenſäulen von ſchwellendem Schaft. Die Pfeiler in den Flanken ſteigen nicht vom Boden an, ſondern ſtehn auf einer Schranke von gleicher Dicke, ſo daß die Oeffnungen fenſterartig werden. Aber gleichviel, wir haben eine Erinnerung an den urſprünglichen griechiſchen Tempelplan. Statt der viereckigen Pfeiler, die unten durch eine Schranke noch verbunden ſind, ſetzen wir die freien, vielkantigen und hohlgeſtreiften Säulen. Viereckig ſind jene Pfeiler auch nur geblieben, eben um der Schranke willen — es ſoll ja kein Durchgang dazwiſchen ſein, ſie hindern

mit ihren Ecken nicht. Wo ſie aber vorn den Eingang zwiſchen ſich nehmen, wo ſie hindern würden, haben ſie ſich auch hübſch in die Pflanzenſäule verwandelt. Und wenn bei dieſem ſüdlichen Tempel auf Elephantine auch die verlängerte Cella bis an die beiden Mittelſäulen der Hinterfront anſtieß, ſo zeigen doch die Reſte eines ähnlichen kleinen Tempels in der wüſten Kieſelebene von Eileithya in Oberägypten, rechtes Ufer, den völlig freien Pfeilergang um die rechteckige Cella, d. h. die Pfeiler immer von unten durch die gleich dicken Zwiſchenſchranken verbunden — und war der nördliche kleine Tempel auf Elephantine desgleichen. Sie gehören aber ſämmtlich der älteren Zeit des neuen Reiches an.

Dieſes neue Reich, vom achtzehnten Jahrhundert an, hat mit ſeinen reichen Formen den alten, einfachen Stil verdrängt. Nicht die Pfeilerſäule des alten Reichs, ſondern die Pflanzenſäule wurde ausgebildet. Aber der alte Stil hatte ſeinen Weg in's Ausland gefunden durch jene Hykſos, die phönikiſchen Stämme, die über Aegypten geherrſcht hatten, und mit derem erzwungenem Abzug das neue Reich in Aegypten beginnt. Wie unentbehrlich es iſt, in dieſen Hykſos die Pelasger oder den erſten Anſtoß pelasgiſcher Wanderung und Kulturbewegung zu erkennen, haben wir früher bei Gelegenheit der Religionsentwickelung nachgewieſen. Dieſe Pelasger, die in größeren oder kleineren Kolonien nach Kleinaſien, Griechenland, Etrurien kommen, haben überall die Spur des ägyptiſch-doriſchen Stils zurückgelaſſen.

Ich erinnere an jene Felsengräber bei Paphos auf Cypern, die Roß erwähnt *), viereckige, ausgehauene Höfe, jetzt hoch mit Dünger erfüllt, die auf allen vier Seiten sich mit dorischer Säulenstellung säumen. Aus diesem Säulengang öffnen sich die Eingänge in die Felsenkammern dahinter, und über der dorischen Säulenordnung erscheint in den Fels gehauen ein dorischer Triglyphenfries. Die Formen sind so alterthümlich, dieser Boden ist so entschieden phönikisch, daß an griechische Arbeit nicht gedacht werden kann. Ohnedies stimmt die ganze Anlage zu genau mit den hebräischen Denkmalen, den sogenannten Gräbern der Könige, die wir bei Jerusalem sehen.

Eine andere Grabfaçade, die wir nothwendig eine dorische nennen müssen, erscheint in einem öden Seitenthal jener sonderbaren Felsenwildniß von Urgub, westwärts Cäsarea in Kleinasien. Es sind nach Teriers Abbildung zwei kurze, dicke Rundsäulen, in der Mitte und nach beiden Seiten je zwei Pfeiler, sämmtlich mit dem ägyptisch ausgeschweiften Kelchkapitäl. Sie tragen über der Andeutung eines schmalen Architravs den langgestreckten dorischen Giebel, fast bis an den Rand des Felsens, aus dem das Ganze gehauen ist. Eine Thür von ägyptischer Art, unten breiter, oben schmaler, öffnet sich in den Sarkophagraum von gewölbter Felsendecke. Ein kleiner Vorhof unter freiem Himmel, rechts und links zwischen senkrecht geschnittenen Wänden, und von der Breite der Façade geht dieser voraus.

*) Archäolog. Zeitung 1851, Nro. 28.

Welchem Volk kann ein ſolches Denkmal angehören? Ohne Zweifel dieſen phönikiſchen Pelasgern, oder ihrem Einfluß. Das Grab hat die genauſte Aehnlichkeit im Plan mit den Grotten von Beni Haſſan, die zur phönikiſchen Zeit Aegyptens ſchon vorhanden waren.

Lang vor dem trojaniſchen Krieg gab es doriſche Tempel in Kleinaſien. Das beweiſen uns die Etrusker, oder vielmehr jene tyrrheniſchen Pelasger, die von Kleinaſien aus, wie wir ſehen werden, nach Etrurien kamen, und von der dortigen Weſtküſte herein den Grund zur etruskiſchen Kultur legten. Wie mag jener Tempel der Ilithyia, dieſer phönikiſch-ägyptiſchen Göttin, ausgeſehen haben, den ſie zuerſt zu Pyrgi, dem Hafen von Cäre bauten? Ohne Zweifel das Vorbild eines etruskiſchen Tempels von der bekannten Form, eine drei- oder hier vermuthlich einfache Cella, die ſich rechts und links einfach, nach vorn aber in die Quere dreifach mit Säulenſtellung ſäumt, und das doriſche Giebeldach über ſich nimmt. Was iſt das anders als eine Abart des doriſchen Tempels? Die Pelasger müſſen ihn bereits in Kleinaſien gekannt haben, und ſogar die Sitte, den Giebel mit Statuen zu ſchmücken, muß vor ihrem Abzug daſelbſt ſchon vorhanden geweſen ſein, denn ſie findet ſich gleicherweiſe in Kleinaſien, Griechenland und Etrurien. Wie weit wir die älteſten, ſtehenden Tempeltrümmer griechiſchen Bodens zurückdatiren dürfen, wiſſen wir allerdings nicht, aber wenn z. B. Homer den Tempel auf Sunion nennt, wer in aller Welt hat das Recht, uns zu ſagen, der Tempel, welcher

heutzutag noch auf Cap Sunion ſteht, ſei nicht der von Homer gemeinte?

Wir ſehen jedenfalls zur Genüge, daß der doriſche Stil nicht ein in Griechenland erfundener war, ſondern der gemeinſame vom älteren Aegypten ausgegangene Stil bei allen Völkern des Mittelmeeres, unter denen jemals Pelasger ſaßen. Wir ſehen zugleich, was von jenen überaus müßigen Vergleichungen zwiſchen doriſchem Stil und doriſchem National-Charakter zu halten iſt. So muß der Ernſt der Nation ſich in den ſchweren, würdigen Formen ihrer Architektur ausgeprägt haben — aber ſo zeige man uns doch erſt dieſen doriſchen Charakterernſt in der Hiſtorie! Sind denn nicht gerade die Städte doriſchen Stamms, die etwas mitzuſprechen haben in der Kunſtgeſchichte, Korinth, Syrakus, Agrigent — ſind ſie nicht die üppigſten und ausgelaſſenſten von Allen? Bewahre, man läßt den doriſchen Stamm durch die Spartaner vertreten, und deren Charakter, wie man ihn aus den Schul-Anekdoten kennt, als ob dieſe Spartaner je einen Moment in Betracht kommen dürften, wo ſich's um Kultur-Intereſſen handelt. Sie hatten aber recht, dieſe Helden, daß ſie ihren geraden, ſtrengen Sinn nicht durch joniſche Volutenkapitäle in Verwirrung brachten.

Dieſe joniſchen Formen konnten freilich nicht umhin, zuerſt zu den Völkern zu gelangen, die der aſiatiſchen Heimath dieſer Formen am nächſten ſaßen, zu den kleinaſiatiſchen Joniern. Das doriſche Tempelgerüſt war dort bereits vor-

handen und auf dieſes Gerüſt hat der joniſche, d. h. der aſſyriſche Stil ſich übertragen. Da braucht es abermals kein tief philoſophiſches Eingehen auf den vermeintlichen joniſchen Nationalcharakter, um dieſe Formen daraus zu begreifen — ſie haben es einfach ſo gemacht, weil ihre Nachbarn, die vermeinten Barbaren, es lang vorher ebenſo machten und von dieſen nicht anders zu lernen war.

Statt der doriſchen Säule, die ohne Fußgeſtell unmittelbar aus der Tempelſtufe aufſchießt — ſetzen wir erſt den perſiſchen, d. h. aſſyriſchen Säulenfuß aus Pfühl und Kehle, einer oder mehreren Kehlen. Wir haben die Terraſſe von Perſepolis bereits in einer früheren Vorleſung betreten und müſſen dorthin abermals zurückkehren, weil Perſepolis uns architektoniſche Einzelheiten erhalten, die zu Niniveh, dem gemeinſamen Vorbild, fehlen. Und ſtatt eines ſtarken, ſich raſch verjüngenden Schaftes ſetzen wir den ſchlanken, nach oben nur wenig abnehmenden von Perſepolis. Seine Hohlſtreifen ſind tiefer und haben breite Stege zwiſchen ſich, während die doriſchen nur durch ſcharfe Kanten getrennt und flacher geſpannt ſind. Wir kommen zum Kapitäl. Bereits früher haben wir von der ſeltſamen Form des perſiſchen Kapitäls geſprochen, wie es ſich zuſammenſetzt aus einem geſenkten Kelch, darüber einen andern aufwärtsgeſchweiften nimmt, der ſeine Blätter mit Perlenſchnüren ſäumt, abermals ein joniſches Ornament, und durch einen Perlenrundreif von dem unteren geſenkten Kelch ſich ſcheidet. Auf der Oeffnung des oberen Kelchs ruht der joniſche Eierring

und über dieſen hebt ſich der kurze, viereckige Pfeiler, an deſſen vier Seiten joniſche Voluten haften, ihre Schneckenwindung nach oben und unten herausgerollt und mit der Mitte an den Kern geheftet. Wir können nicht zweifeln, daß wir in der Heimath dieſer Form, oder ihrer Heimath nahe ſind, wenn dieſe joniſchen Voluten auch hier aufrecht geſtellt als bloſes Ornament angeklebt ſcheinen, willkürlich, ſtatt wie im Griechiſchen zwiſchen Architrav und Säule gepreßt, ihre Windung nach beiden Seiten abwärts zu rollen, als hätten ſie ihr Gebälk mit einer gewiſſen Federkraft zu tragen. Skulpturbilder von Niniveh aber, dieſer Heimath auch der perſiſchen Kunſt, zeigen die joniſchen Voluten in derſelben wagrechten Lage mit abwärts geſenkten Rollen als Kapitäl, wie bei den Joniern ſelbſt. Dort iſt alſo jedenfalls der Urſprung dieſer eigenthümlichen Form, ob deren Erklärung ſchon ſo viel Köpfe ſich nutzlos zerbrochen haben. Was unſre Philoſophie am meiſten haßt, iſt natürlich der Zufall. Es iſt aber gleichwohl dieſe Schneckenwindung ein zufällig ſehr beliebtes Ornament der Aſſyrer, das ſie allenthalben anwenden, zumal um Waſſer und Wellenform zu bezeichnen, wenn auf hiſtoriſchen Bildern ein Fluß vorkommt. Selbſt die Muskelſehnen ihrer geflügelten Rieſenſtiere, ſelbſt die heiligen Symbole ihrer höchſten Gottheit ſind in joniſche Voluten verſchnörkelt. Und dieſe beliebte Schnörkelform iſt ganz zufällig auch an den Kapitälen hängen geblieben. Es ſoll nicht geläugnet werden, daß bei den Griechen dieſe Kapitälform eine eigenthümliche Harmonie gewinnt. Statt

der doriſchen Schwellung von einfachem Profil unter der viereckigen Deckplatte, ſetzen wir die joniſche, die ſich zum ſchwellenden Kreis des ſogenannten Eierrings ausbildet, eiförmige, halberhobene Ornamente, die nebeneinander, jedes in einer beſondern Scheibe ruhen. Dieſen Eierring ſehen wir im Kapitäl der perſiſchen Säule, wo er den zweiten oder aufſteigenden Kelch, das Mittelſtück des Ganzen, füllt oder deckt. Und über dieſe zum Eierring ausgemeißelte Schwellung des joniſchen Kapitäls ſtreckt ſich ein elaſtiſches Polſter an der Stelle der viereckigen doriſchen Platte und rollt nach beiden Seiten geſenkt jene joniſche Schneckenwindung, die den Eierring nach beiden Seiten bedeckt.

Ein Gebälk iſt in Perſepolis nicht erhalten, weil es von Holz war, wie die Säulen und die Kapitäle von Niniveh. Aber da die perſiſchen Königsgräber, wie wir geſehen haben, in ihren Felsfaçaden die Abbildung perſiſcher Königspaläſte geben, ſo halten wir uns an dieſe Grabfaçaden in der Bergwand dahinter. Wir ſehen über den Säulen einen joniſchen Architrav, der nicht glatt und einfach, wie im doriſchen Stil, ſondern in drei leichten Stufen nach oben herausrückt. Wir ſehen darüber den gleichfalls joniſchen Kranzleiſten der ſogenannten Zahnſchnitte, d. h. den Längenſtreif einer vorragenden Platte, die in regelrechtem Wechſel von unten ſcharf und tief gekerbt iſt. Auf dieſes kommt, abermals in joniſcher Weiſe, ein Fries, der nicht, wie im doriſchen Stil, architektoniſch durchſchnitten und abgetheilt, ſondern ganz und gar von bewegtem Bildwerk eingenommen

wird. Es ſind hier an den Königsgräbern zwei Reihen Löwen, die von zwei Seiten nach der Mitte ſich entgegen kommen.

Alſo dieſe Formen ſind offenbar von Niniveh, ihrer wahren Heimath, aus allmählig an's Mittelmeer vorgerückt und werden durch die vielen joniſchen Grabdenkmale Kleinaſiens, die aber gar nichts mit den Griechen zu thun haben, verbürgt. Nun begreifen wir auch, wie man joniſche Tempel aus Syrien nennen konnte, und warum Karthago joniſche Säulenhallen um ſeinen Hafen hatte. Alſo dieſe aſſyriſch-perſiſch-kleinaſiatiſchen Formen finden wir ſammt und ſonders im joniſch-griechiſchen Stile vor. Von wem die Jonier zunächſt gelernt, wiſſen wir nicht — aber wenn Sardes nicht begraben wäre, wenn ſtatt der zwei letzten joniſchen Säulen, die in jener Wildniß aus dem Trümmerſturz ihres Tempels ragen, Angeſichts der ſteilen Akropolis, wenn ſtatt deſſen der reiche Boden aufthäte, was er noch bergen mag, dann würden wir ohne Zweifel in der lydiſchen Hauptſtadt die gewünſchte Uebergangsſtufe finden. Wir können wahrhaftig der griechiſchen Erfindung nicht wenig genug zuſchreiben — ſogar jene höchſt eleganten Ornamente, die wir am Erechtheum zu Athen bewundern, jene Palmetten oder Gaisblattknospen, die fächerartig ausſtrahlen und nach oben ſich zuſammen oder auseinanderbeugen, wie ſie dort bänderweis ſich um den Hals der Säule knüpfen, die Geſimſe ſäumen — ſie ſäumen bereits den Rock aſſyriſcher Könige unverkennbar mit demſelben Muſter.

Dieſe joniſchen Formen haben ſich auf's ägyptiſch-doriſche Tempelgerüſt, wie es durch die Pelasger bereits in Kleinaſien vorhanden war, übertragen. Wenn nicht der erſte, doch der berühmteſte und größte Tempel joniſchen Stils war in Epheſus. Auf zehn Stufen erhob ſich die Front dieſes Tempels mit acht Säulen in doppelter Reihe, und die Längenſeite mit ſechszehn, gleichfalls doppelt. Er war in den Sumpf gegründet, um ihn dem Erdbeben weniger auszuſetzen, und aus dem weißen Marmor erbaut, der zum größten Triumph in einem Hügel inmitten der Stadt gerade zu rechter Zeit entdeckt wurde. Er enthielt das Bild der epheſiſchen Artemis, wie es in vielen Nachbildungen ſich erhalten hat, die ſäulenartige Figur mit den vielen Brüſten und den ausgebreiteten Händen. Sie iſt die große aſiatiſche Mondgöttin Anais. Dem Mond wird belebende Kraft zugeſchrieben durch nächtlichen Thau und Licht, daher hat die Göttin ihre vielen Brüſte und die hervorbrechenden Thiergeſtalten und Blumen in den Feldern ihrer ſäulenartig ſteifen Schürze. Der Tempel gieng bekanntlich in der Nacht von Alexanders Geburt durch Brand zu Grunde, aber auch von ſeiner glänzenden Wiederherſtellung finden wir heutzutag im verſumpften Feld von Epheſus, ſo reich an Trümmern es iſt, keine Spur. Aber Schlangen giebt es in Fülle, die Fieberluft droht noch ſchlimmer, und wir können froh ſein, wenn wir von der unerquicklichen Stätte, wo höchſtens einige Turkomanenzelte kümmerlich hauſen, oder ein Soldatenpoſten ſich in türkiſchen Ruinen einrichtet

— wenn wir nach Smyrna wieder hineinkommen, ohne von den Räuberbanden aufgefangen zu werden, welche derzeit Smyrna belagern.

Soll ich auch an den andern großen joniſchen Tempel, den Tempel des didymäiſchen Apoll bei Milet erinnern? Vom Landungsplatz der Mileſier führt die heilige Straße nach dem fernen Tempel, von dem noch zwei joniſche Säulen aus dem hohen Trümmerſturz ſchauen. Dieſe Straße iſt zur Rechten mit ſitzenden Statuen geſäumt, die leider tief begraben und nicht zu erkennen ſind, zumal da die Köpfe fehlen. Aber ihr Stil iſt alterthümlich roh. Alſo hier ſind wir wieder an Aegypten erinnert, wo die Statuen und Sphinxalleen daheim ſind. Es waren an der mileſiſchen Tempelſtraße zur Rechten dieſe bekleideten Sitzbilder, zur Linken Löwen oder Sphinxe. Mit wenig Mühe wäre Alles aufzudecken. Wie viel, wie unendlich viel ließe überhaupt in Kleinaſien ſich noch finden, dem Land, über das die allerverſchiedenartigſten Kulturen weggegangen ſind, und ihre reichen Trümmer hinterlaſſen haben.

Nicht minder als in der Architektur laſſen beide Einflüſſe, der ägyptiſche und aſiatiſche, auch in der griechiſchen Skulptur ſich verfolgen. Die Alten unterſcheiden eine äginetiſche und eine attiſche Schule und erkennen die Werke der äginetiſchen an den geſchloſſenen Beinen, anliegenden Armen, alſo offenbar nach ägyptiſchem Vorbild. Die ägyptiſche Grundform wird in ihrer Härte gemildert, ohne in ein tolles Gegentheil umſchlagen zu müſſen, wie das von

derſelben Grundform ausgehende etruriſche. Und als unter fremdem Einfluß die äginetiſchen Statuen auch auszuſchreiten anfiengen, richtig und mäßig den nackten Leibesbau auszubilden — dieſes ein weſentlich griechiſches Verdienſt — behalten ſie gleichwohl jenen maskenhaften Kopf und eine gewiſſe ehrenwerthe Härte ihrer Gliedmaßen bei.

Der fremde Einfluß aber iſt der kleinaſiatiſche. Seit die lykiſchen Grabdenkmale uns bekannt geworden mit Skulpturen, die allen Adel, allen Geiſtes- und Schönheitshauch des Höheſtands griechiſcher Kunſt ſchon tragen, in einer Zeit, wo Griechenland noch auf tiefer Stufe künſtleriſcher Entwickelung ſtand, kann es uns im Ernſt nimmer einfallen, auch nur die Vollendung der Kunſt, in der die Griechen doch Alles überragen, für Griechenland allein in Anſpruch zu nehmen. Das ſogenannte Harpyiendenkmal von Xanthos iſt anerkannt mehr als hundert Jahr älter denn der Parthenonfries, deſſen Figuren oft wie eine Kopie davon ausſehen, und iſt gleichzeitig mit jenen äginetiſchen Athletenſtatuen, von denen Pauſanias erzählt, daß ſie nur wenig die Beine auseinanderrücken und die Arme an den Leib ſchließen. Wie die Vermittelung geſchah zwiſchen Griechen und Lykiern, wiſſen wir gleichfalls nicht. Aber das tapfere lykiſche Volk ſtand von älteſter Zeit an den Griechen ſo nah, daß alle ſeine Nationalſagen, wie Bellerophon, Pandaros ꝛc. zu griechiſcher Mythe wurden. Vermuthlich war die Hauptſchule abermals Sardes.

Daß aber die lykiſche Kultur nichts von Griechenland

gelernt hat, das beweist ihr Zusammenstimmen mit der Kunst des sprachverwandten persischen Volks, die gleichfalls in der edlen Haltung ihrer Figuren, im Faltenwurf der Gewänder das eigen hat, was man sonst als altgriechisch bezeichnet. Beide, die lykische und die persische Kunst, deuten natürlich auf die gemeinsame Quelle, Assyrien, zurück.

Sowie der jonische Baustil, d. h. assyrische Formen, die wir gleichfalls bei den Persern wie bei den Lykiern in Uebung finden, sich des dorischen Tempelgerüsts, d. h. einer pelasgisch-ägyptischen Form sich bemächtigt hat, so hat augenscheinlich der Skulpturstil jener Völker, die in Griechenland schon länger heimische ägyptisch-pelasgisch-dorische Art überwunden. Die Alten kennen eine attische Schule, deren Unterschied von der äginetischen die Neigung zum Bewegen war, und, wie wir beifügen dürfen, die Vorliebe für Gewandung, während das griechische Verdienst auf dorischer Seite das Ausprägen des Nackten sein mag. Bildwerke, die wir jener alt-attischen Schule zuschreiben dürfen, wie die Reliefplatte mit dem gewänderbehangenen Wagenlenker, die am Eingang der Akropolis von Athen lehnt, sind augenscheinlich von lykischem oder kleinasiatischem Stil; bewegte Figuren in asiatischer Kleiderlast, deren eigenthümliche Kräuselung, staffelförmige Fältelung sich als heiliger Stil so lang erhalten hat.

Es brauchte allerdings Beides, um die Zeit des Phidias möglich zu machen, sowohl die asiatisch-jonische Lebensregung, die vollendete Kunst der Gruppirung, den edlen

Stil der Gewande, als jene ägyptisch-pelasgisch-dorische Ueberlieferung, die am Leib der Athleten ihre Neigung für's Nackte ausprägen konnte, die Gewandung auf's angenehmste Maaß zurückführt, und im Ganzen statt der lykischen Lieblichkeit einen gewaltigen Ernst zurückläßt. Daß aber die glänzende Technik jener Zeit, die ihren kolossalen Götterleib aus Elfenbein, das Gewand aus Gold bildet, rein asiatischer und assyrischer Herkunft sei, brauchen wir wohl kaum zu bemerken.

XII.

Aſien, Aegypten und die griechiſche Architektur.

Mykene, Kleinaſien und Etrurien.

Im alten Griechenland wurden nicht blos ſeine Tempel gebaut, ſondern auch ganz gewaltige Burgmauern und andere Denkmale verwandten Stils. Wir gehen, das Bedeutſamſte davon aufzuſuchen und werden uns abermals auf fremde, zunächſt aſiatiſche Erinnerung zurückgewieſen ſehen.

Wenn wir zum venetianiſchen Feſtungsthor von Nauplia hinausfahren in die Ebene von Argos, die wie eine Fortſetzung des Golfs in weiter Bucht ſich in die Berge hineindrängt, ſo führt uns der fahrbare Weg, einer der wenigen in Griechenland, bald an dem Burghügel von Tirynth vorbei. Eilen wir, dieſe Wiege des Herakles, die älteſte Burg Europa's zu erſteigen. Es iſt ein Wall von ungeheuren Blöcken, der die obere längliche Platform des Hügels einſchließt und kleidet, ohne Thürme, aber nicht ohne Winkel und Ecken. Inmitten dieſes Maſſenwalles waren lange, ſpitzgewölbte Gallerien, immer zwei nebeneinander, von

ungewiſſer Bedeutung. Sie ſind großen Theils eingeſtürzt, aber auf der rechten Längenſeite finden wir ſogleich die Eine, auffallendſte, die in ſechs gleichfalls ſpitzen Thoren ſich nach Oſten, nach der Seite öffnet. Gewaltige Blöcke treten nach oben allmählig zuſammen, um das Spitzgewölb zu bilden. Allerdings berühren ſie ſich oben nur mit ihren Kanten, oder vielmehr gar nicht, ſo daß beim ungenauen Schluß die ganze Länge hin der Himmel durchſcheint. Es iſt kein Gewölb, in dem die Blöcke zuſammengeklemmt hängen, ſondern ſie ruhen mit ihrer Maſſe auf der Seitenwand, und waren durch Deckſteine, wo ſie faſt ſich berührt hätten, verbunden. Im Uebrigen iſt dieſer Wallbau der roheſte — möglichſt große Blöcke, unbehauen, und ihre Zwiſchenräume mit kleineren Steinen ausgeſtopft. So haben es die Kyklopen, heißt es, für König Proitos gebaut. Wir werden ſie noch näher kennen lernen.

Man fährt weiter durch die weite Ebene bis in den Hintergrund ihrer Bucht und ſteigt aus am Fuß des Burgberges von Mykene. Oben auf der Höhenfläche, wo die wohlgebaute Stadt, die goldreiche Mykene gelegen war, und am Fuß ihrer höheren Akropolis erreichen wir zuerſt das berühmte Grab des Agamemnon. Man hat geſchwankt in der Benennung. Offenbar war man im Alterthum ſelbſt nicht ſicher, und nannte dieſe und ähnliche Bauten anderwärts Schatzgewölbe, Theſauren. Sie ſind aber nur ſofern für Schätze beſtimmt, als man dem Todten welche mitgab. Alle vergleichbaren Bauten in Kleinaſien und Etrurien

deuten auf Grabesbestimmung. Sie sind auch immer außerhalb der Akropolis.

Wir dürfen der größten dieser unterirdischen Kuppeln den Namen des Atreus oder Agamemnons geben, dessen Grab der griechische Reisende Pausanias unter den vorhandenen Resten der damals schon längst verlassenen Mykene aufführt. Der Eingang ist ein tiefer Hohlweg zwischen bewachsenen Felsen, worauf Quaderwände sitzen. Durch die große Pforte, die von einem ungeheuren Stein, dem größten in griechischer Architektur verwertheten, gedeckt wird — also eine Last, die allein schon jede Idee entfernen könnte, als ob wir hier am Anfang einer Entwickelung stünden — durch diese tiefe Pforte treten wir in eine Kuppel von fünfzig Fuß Höhe. Wir sehen die Steinkreise, aus denen sie anwächst. Diese steigen aber nicht aufrecht, uns über den Kopf weg, wie im Keilgewölb, sondern ruhen wagrecht, einer über dem andern, immer enger hereinrückend, bis ein einziger Stein oben den Schluß dieser weiten unterirdischen Kuppel macht. Wie die Untersuchung zeigt, sind diese Steinkreise aus großen Blöcken zusammengeklemmt und durch kleinere Steine, die man von hinten in die auseinander klaffenden Fugen eintrieb, festgelegt worden. Die darauf lastende Erde hält das Ganze. Solche Sitte, aus über einander vorrückenden Steinringen wagrecht zu wölben, schließt zwar die Kenntniß des wahren, des Keilgewölbes nicht aus, erhält aber in älterer Zeit den Vorzug, weil sie das Leichtere zumal für große und unterirdische Anlagen ist.

Eine Seitenthür öffnet ſich in eine Felſenkammer daneben, alſo die Grabkammer ſelbſt, während der Kuppelraum für die Aufſtellung der Reichthümer diente. Dieſe ganze Kuppel war mit ehernen Platten ausgekleidet. Das verrathen in den einzelnen Steinkreiſen übereinander die regelmäßigen Reihen von Löchern für die ehernen Nägel, welche die Platten hielten. Solche Nägel und Stücke von den Platten haben ſich erhalten. Jetzt iſt der Boden hoch mit Dünger bedeckt, weil die Hirten ihre Schafe hereintreiben, und bald merken wir mit Verzweiflung, daß dieſe Schafe von kleinen, oder hier vielmehr ſehr großen Dämonen verfolgt werden, die im Ermanglungsfall auch mit Menſchen vorlieb nehmen.

Hochbedeutſam ſind einige Fragmente von Façaden-dekoration, die man vor dem Eingang der Kuppel gefunden hat. Sie ſind jetzt zum Theil im brittiſchen Muſeum. Halbſäulen von grünem Marmor, die mit Ornamenten teppichartig bekleidet waren, und zwar augenſcheinlich in aſſyriſchem Stil. Es ſind große Zickzackbänder, die den Säulenſchaft, eins überm andern umwinden, ſehr reich und fleißig, wie am Gewand aſſyriſcher Könige. Ein Fußgeſtell von weicher Form, ein ſchwellender Wulſt, gleichfalls mit jenem Zickzackband, aber nicht ab und auf, ſondern nach rechts und links damit bekleidet. Es iſt der urjoniſche oder aſſyriſche Säulenfuß und ganz wie in Perſepolis ſenkt ſich ein Blätterkreis vom Anfang des Schaftes auf den Wulſt. Vermuthlich waren es zwei Halbſäulen des Portals und darüber ein Skulpturfeld, vielleicht mit zwei Löwen, wie

wir's oben am Burgthor finden werden, wenn nicht die dreieckige hohe Oeffnung, die sich jetzt über dem Deckstein des Eingangs zeigt, von jeher als Fenster offen war. Fragmente von der Marmorbekleidung der Façade in verschiedenen Farben sind gleichfalls übrig und zeigen Ornamentstreifen, nämlich Kugelreihen und Wellengewinde, wie wir auf altetruriſchen Prachtſchilden, natürlich aus derſelben Ueberlieferung, ſie wiederfinden. Die Thorwände ſelbſt waren wieder mit Metallplatten bekleidet, wie die dichteren und kleineren Nagellöcher zeigen. Das Ganze mochte einen prächtigen, für unſere Schulvorſtellungen aber auf griechiſchem Boden fremdartigen Eindruck machen.

Steigen wir vollends hinauf, wo eine Straße zwiſchen gewaltigen Quaderwänden uns plötzlich rechtsum nach dem Burgthor von Mykene, dem berühmten Löwenthor führt. Hier iſt vollends das alterthümlichſte Stück griechiſcher bildender Kunſt, dieſe zwei Löwen, die mit den Vordertatzen erhoben auf einem Architekturſtück ſtehen, einander entgegen und eine Säule zwiſchen ſich haben. Die einſt herausſchauenden Köpfe fehlen. Die große, dreieckige Platte, aus der die Figuren in plumpem Relief heraustreten, iſt über dem Deckſtein des Thors zwiſchen die großen, nach oben zuſammenrückenden Quader eingeſetzt. Das Thor iſt von innen herab verſchüttet und nicht mehr zu paſſiren.

Wir zweifeln nicht, daß wir die Kunſt trojaniſchen Alters vor uns haben. Mykene war groß zur Zeit, wo es dem Kriegszug gegen Troja ſeinen König als Führer

gab, aber verlor seinen Rang mit dem Untergang von dessen Haus. Vom benachbarten Argos zerstört bot es im Jahr 460 aufwärts schon ganz denselben Anblick wie jetzt. Die kolossalen Mauern sind aus der Zeit seiner Größe, und dieses Löwenthor, meint Pausanias, haben die Kyklopen gemacht.

Die Kyklopen kamen aus Lykien, meint Strabo, und in der That deuten diese Löwen nicht minder als die Architektur des Agamemnongrabes auf Kleinasien und dessen Hinterland Assyrien. So formlos die Figuren sind, man betrachte nur ihren Schweif und vergleiche damit die Löwenschweife von Niniveh und Persepolis. Statt daß der richtige natürliche Löwe am Ende seines Schweifs eine Quaste hat, ist dieser glatt, kolbenförmig an jenen symbolischen Löwen, die der assyrische König an sich drückt oder überwunden davon trägt. Persepolis bietet nur die reine Kopie und die Meister vom Löwenthor zu Mykene hier wiederholen ohne Naturstudien denselben quastenlosen, kolbenförmigen Schweif. Ganz ebenso erscheint er auf den alterthümlichsten Bronce- und Silbergefäßen etruriſcher Gräber. So unbedeutend die Sache ist, so giebt sie doch eine sichere Spur des Kulturgangs. Natürlich, was in Assyrien, wo die Löwen daheim sind, in deren Darstellung versäumt ward, das kann Griechenland und Etrurien nicht verbessern.

Nach der derzeitigen Chronologie wäre Niniveh erst im zwölften Jahrhundert gegründet. Wir werden wohl thun, unter dieser Gründung nur eine Erweiterung seiner Macht

zu verſtehen. Die aſſyriſchen Erinnerungen von Mykene aus derſelben Zeit, und die aſſyriſchen Erinnerungen der Etrusker, die doch gleichfalls, wie wir ſehen werden, über den trojaniſchen Krieg zurückreichen, ſetzen ein bedeutend höheres Alter aſſyriſchen Stils voraus. Oder iſt der aſſyriſche Stil babyloniſch? Es wäre möglich, obgleich Babylon bis jetzt keine Mittel zur Vergleichung bietet, da es überhaupt noch nichts bietet.

Da das Löwenthor verſperrt iſt, müſſen wir unſern Weg links an den vorragenden Blöcken der Burgmauer hinauf zu finden ſuchen. Oben iſt ein bedeutender Berg, den der Wall von allen Seiten einſchließt, getrennt von den Bergen, die ſich dahinter erheben. Wir überſehen die Ebene von Argos und den Golf, ſämmtlich von hohen Bergen eingeſchloſſen. Die Stadt Nauplia auf ihrer Höhe ſchwimmt links im Golf und wird maleriſch überragt von der ſteilen Palamidi, ihrer venetianiſchen Feſtung auf der Felshöhe des Feſtlands daneben. Rechts in der Ebene, am Fuß der Berge liegt Argos und hat gleichfalls eine ſteile Akropolis, die uralt pelasgiſche Lariſa hinter ſich. Es iſt ein merkwürdiges Stück Land, dieſe von oben dürre, unten verſumpfte Ebene. Sie bot einſt im Hintergrund ihres Golfs den fremden Wanderſchiffen bequeme Anfahrt und verlockende Ausſicht auf Kultur. Eine aſſyriſche Göttin, der wir da und dort auf aſiatiſchen Felswänden begegnen, wie ſie eine Mauerkrone trägt und auf einem Löwen ſteht, die Göttin Hera nahm Beſitz von dem Lande. Ihr berühmtes

Heiligthum am Rand der Ebene links, das von Mykene aus uns durch einen Berg verdeckt wird, ziemlich nah, läßt noch den Unterbau des Tempels erkennen, d. h. des älteren Tempels auf höherer Terraſſe, die von einer gewaltigen Kyklopenmauer getragen wird, und die Reſte des neueren Tempels, worin Polyklets berühmte goldene Hera ſtand, weniger deutlich auf einer tieferen Stufe.

Keine leichte Frage ſind dieſe Mauern von Mykene, auf denen wir ſtehen, ſelbſt. Wir finden ſtellenweis den rohen Stil von Tirynth, mächtige, regelloſe Blöcke, in deren Zwiſchenraum kleinere Steine eingeſchoben werden, und ſtellenweis den vollkommen entwickelten Polygonbau in kunſtgenauer Fügung unregelmäßiger Blöcke von meiſt fünfeckiger Front. Es iſt eine Freude, dieſe letztere, echte, alte Art zu ſehen, wo man ſie auch trifft, das ſchöne, unregelmäßige Netz von Fugen, wo die Blöcke nicht träg aufeinander laſten, wie eine Reihe Quadern auf der andern, ſondern ſich gegenſeitig ſtemmen und tragen, wo möglich nie in ſenkrechten oder wagrechten Fugen, ſondern immer nur in ſchiefen. So kommt es, daß in der Fläche der Wand eine Menge unregelmäßiger Gewölbe ſich kreuzt. Wir können hier und dort einen Block herausnehmen, und es kann nichts nachſtürzen, weil der obere nicht blos vom unteren, ſondern auch von den ſchiefen Kanten der Nachbarblöcke getragen wird. Dieſe lebendigen Kräfte im Wall geben dem Auge ein immer neues Spiel, während es an glatter Quaderwand gleichgültig vorübergleitet.

Dieſer eigenthümliche Stil, aus Blöcken von verſchiedenſeitiger Vorderfläche zu bauen, findet ſich in Griechenland, Kleinaſien und Italien. Aber auf wen dürfen wir ihn zurückführen? Man iſt gewohnt, zuzugeben, daß die erſtgenannte Art, große Blöcke aufeinander zu thürmen, und die Zwiſchenräume auszufüllen, überall könne erfunden werden. Wir geben nicht einmal dieſes zu. Zum Losbrechen und Bewegen ſo großer Steine gehört ein eigenthümliches Geſchick, und wir wiſſen beſtimmt, daß es ein pelasgiſcher Stamm war, der die Mauern der atheniſchen Akropolis um Lohn gebaut. Von dieſer Mauer iſt neben den Propyläen noch ein Stück übrig und zeigt den tirynthiſchen Stil der großen Blöcke mit dazwiſchen geſtopften kleineren. Noch weniger aber iſt denkbar, daß ein ſyſtematiſch entwickelter Polygonbau an verſchiedenen Orten zugleich erfunden werde. Er iſt nur möglich mit Hülfe eines ſogenannten Kanons — zwar ein ſehr einfaches Mittel, ſobald es erfunden iſt. Man hämmert nämlich ein langes Stück Blei in die auszufüllende Lücke, daß es deren ganze Form annimmt, und behaut nach dieſem Modell den Block. Euripides erwähnt die Mauern von Mykene als erbaut nach phönikiſchem Kanon. Was wollen wir mehr? Pelasgiſch und phönikiſch iſt nach unſern früheren Nachweiſungen Eins.

Da der genannte Stil ſich an allen den Orten findet, wo vormals Pelasger geſeſſen haben, ſo hat man ihn auch längſt pelasgiſch genannt. Seine Heimath mag er wohl in Kleinaſien haben, woher die Kyklopen, demnach die Pelasger,

welche ſolche kyklopiſche, d. h. übergroße Mauern bauten, zunächſt gekommen ſind. Wir finden in Lykien noch ganze Verſchanzungen und einzelne Häuſer polygonen Stils. Und da die Pelasger, wie wir ſehen werden, aus Kleinaſien auch nach Italien kamen, und wenn es einmal bekannt iſt, daß ſie die Kunſt des Mauerbaus um Lohn übten, ſo werden wir auch nicht anſtehn, die gewaltige Umwallung mancher Städte des Apennin, wie Alatri, Norba, Segni ꝛc. ihrer Arbeit oder ihrem Vorbild zuzuſchreiben, wenn dieſe Städte auch fern von den kyklopiſchen Burgen liegen, welche die Pelasger für ſich ſelbſt auf der italiſchen Küſte bauten.

Aber die Mauern von Mykene zeigen nicht blos die genannten zwei Kyklopen oder Pelasgerſtile, den rohen und den entwickelten Vieleckbau, ſondern dort, wo der Gang auf's Löwenthor führt, und dieſes Thor ſelbſt zeigt einen ganz vollkommenen Quaderbau. Noch ſorgſamer und feiner iſt er unten am Agamemnongrab. Wir haben alſo gar kein Recht, von den vieleckig Bauenden anzunehmen, ſie hätten den Quaderbau nicht gekannt, und dürfen am wenigſten auf verſchiedenes Alter der Mauern daraus ſchließen. Gegen den oberen Rand der Mauern ſehen wir überall, wo pelasgiſche Burgen erhalten ſind, und gegen die angefügten Thorpfeiler den Vieleckbau in den Quaderbau übergehn. Ein Beweis mehr, daß dieſer Vieleckbau keine Naturnothwendigkeit, ſondern eigner Geſchmack und freie Wahl iſt.

Wir haben alſo auch nicht nöthig, anzunehmen, daß Agamemnons Wohngemächer und Hallen aus ſolchen Kyklo-

penmauern beſtanden. Wenn der Palaſt hier oben ſtand, in welchem Klytaimneſtra das Mordgewand über ſein Haupt warf, dann war dieſer Palaſt ohne Zweifel, wie Homer welche ſchildert, wie der Palaſt des Alkinoos im Phaiakenland, deſſen Wände ganz aus polirtem Metall beſtehen. Daß es Sitte war, die Wände mit Metallplatten zu decken, ſehen wir unten am Agamemnongrab. Homer weiß ſehr gut, was er ſagt, und weit entfernt, daß er was erfände, wovon ſeine Zeit keine Ahnung hat, ſcheidet er ganz vortrefflich zwiſchen dem, was ſeiner eigenen Zeit angehört, und was er jenem Heroenalter zuſchreiben darf. Alſo Wände von Erz, koſtbare Teppiche auf den Stühlen, goldne Jünglinge, welche im Saal die Fackel halten. Seit die älteſten pelasgiſchen Gräber in Etrurien, wie wir ſehen werden, uns eine Fülle von Goldſchmuck aufgethan, wie man kaum heutzutag ihn nachbilden kann, werden wir nicht mehr zögern, jenem Heroenalter einen mehr als mythiſchen Glanz des Lebens zuzuerkennen. Die abgeſchmackten Anekdoten von der Erfindungszeit dieſer oder jener Kunſt, wie des Erzguſſes ꝛc., die ſämmtlich falſch ſind, werden uns darin nicht ſtören. Schilde, wie den des Achilleus, künſtleriſch komponirt, hat Homer ſelbſt geſehen, und ſehen wir heutigen Tags noch im etruriſchen Muſeum zu Rom.

Nur dürfen wir dieſen aſiatiſchen Luxus griechiſcher Heroenzeit nicht in griechiſchen Formen denken, wie uns ſolche nun einmal im Kopfe ſtecken. Wir würden uns ſeltſam unhelleniſch überraſcht finden, wenn wir den homeri-

ſchen Helden hier begegneten, wie Homer ſie denkt und die älteſten Vaſenbilder ſie darſtellen, mit dem Helm, der den ganzen Kopf bedeckt bis auf die Augenöffnung, und dem ungeheuer hoch aufgeſtappelten Helmbuſch drüber; mit dem großen kreisrunden Schild, der den Reſt der Figur bedeckt bis auf die Schienen; übrigens barfuß. Die Frauen mit ihren ſeltſam ſteif geplätteten Gewänderzipfeln, beide aber in einem Kopfputz, der noch ſtark an's Nubiſche erinnert:

Schöngelockt und zierlich mit Gold und Silber durchringelt.

Nach allem Bisherigen haben wir die Hauptträger alter Kulturbewegung in jenen pelasgiſchen Stämmen erkannt, die vermuthlich zu verſchiedenen Zeiten von verſchiedenen Stationen aus in Griechenland eintraten. Eine Hauptſtation iſt Kleinaſien. Wir müſſen dorthin zurückgehn, um zu ſehen, was wir von Denkmalen in früher pelasgiſchen Ländern, oder bei ihren Nachbarn finden, und wollen ſehen, wohin uns das weiter leitet.

Wenn wir von der Windmühlenſpitze zu Smyrna aus über's Hinterende des Golfs wegfahren nach der Skala von Burnabat, und die felſigen Abhänge des Sipylosgebirgs zur Linken zu erſteigen anfangen — unſern feigen jüdiſchen Dragoman, der ſich nicht weiter traut, prügeln wir entweder vorwärts, oder in's Boot zurück, die einzige Sprache, welche auch die humanſte Natur gegen dieſe Race dort lernen wird — dann kommen wir bald zu den Spuren einer uralten, nicht-helleniſchen Stadt. Auf verſchiedenen Bergterraſſen finden wir die Reſte von meiſt ſehr großen Grabhügeln, die mehr

oder minder fest aus Steinen kreisrund gefügt waren. Den größten, über hundert Fuß hoch, nennt man das Grab des Tantalos. Mag es nun wirklich das Grab dieses phrygischen Königs sein, dessen mythische Natur uns am wenigsten irr machen würde, ein Grab, das von Pausanias als sehr merkwürdig geschildert wird, oder nicht — genug, es bleibt ein Vorbild pelasgischen Stils. Im Innern ist eine Kammer, deren feingefügte Blöcke nach oben als Spitzgewölb zusammenrücken, ein gangartiges Gemach, aber ohne Verbindung mit Außen. Der Hügel ist aus Steinen zusammengesetzt, die in den Fächern eines Strahlenkreises von Mauern ruhen und kreisrund eingekleidet durch zwei polygon gefügte Mauerringe, einer dicht hinter dem andern. Dieser kreisrunde Unterbau erhob sich in gleicher Stärke bis zur halben Höhe, und spitzte sich dann als Kegel zu, der mit einem ähnlich polygon gefügten Steinmantel bekleidet oder bepflastert war. Wir haben also an diesem Grab den pelasgischen Spitzgewölbschnitt durch die wagrechten Steinschichten seiner Kammer und die pelasgische Vieleckfügung seiner äußeren Bekleidung zu merken. Wozu das dient, werden wir später sehen.

Noch weit bedeutender als diese Nekropolis einer namenlosen Stadt sind die lydischen Königsgräber am gygäischen See. Sie erheben sich nordwärts Sardes weit sichtbar in bedeutender Zahl und Größe über die sumpfigen, schilfbewachsenen Ufer. Der größte dieser Hügel ist Alyattes Grab, ein Werk, das Herodot den Pyramiden vergleicht.

Es ist über dreihundert Fuß hoch, und hatte nach Herodot einen kreisrunden Unterbau von Steinen, der nun nicht mehr sichtbar ist. Darüber ruht die grasbewachsene Erde, nicht wie beim Tantalosgrab ein Steinmantel, aber von ungeheurem Umfang. Zuoberst, wo das innere Mauerwerk zu Tage kommt, liegt noch einer von den runden Pfeilern, deren fünfe, nach Herodot, den Hügel krönten. Noch ist keine Ausgrabung versucht, die doch auf sichre Beute zu rechnen hätte. Die Verhältnisse sind indeß der Art, daß z. B. mir selbst, als Einzelnem, der Besuch nicht möglich wurde.

Wer weiß, wie alt die Mehrzahl jener Hügel sein mag. Wenn sie aber schon vorhanden waren, als jene lydische Kolonie, von der mehrfach berichtet wird, auszog, um sich auf der Westküste von Etrurien niederzulassen — d. h., es waren keine Lyker, sondern hier lebende tyrrenische, das sind mauerbauende Pelasger — dann werden wir in Etrurien auch das Nachbild dieser Formen finden. Dort wollen wir suchen, zum Zweck, auch für die etrurische Kultur einiges historische Licht zu gewinnen.

Wenn man von Civita Vecchia, dem römischen Hafenplatz, nach Rom fährt, so ist es zwar nicht der schönste Theil der Kampagne, den man durcheilt, aber dennoch fesselnd genug für's Neulingsauge durch die ungewohnte Vegetation, durch den eigenthümlichen erinnerungsvollen Ernst des öden Wellenlandes — diese Straße südwärts unweit der blauen Meereshöhe, in die zuweilen ein einsamer Thurm

aus der Sarazenenzeit hineinragt; auf der einige weiße Fischersegel schaukeln oder der Dampfer südwärts zieht, der uns abgesetzt hat. Wenn wir nicht zu ungeduldig sind durch Porta Cavallaggeri einzugehn oder wieder einzugehn, dürfte die öde, oft verwünschte Straße eine sehr bedeutende Weihe erhalten. Es ist in der That für unsern Zweck, alten Kulturzusammenhang nachzuweisen, der bedeutsamste Strich Italiens. An diesem weißbeschäumten Strand ab und auf haben die Pelasger gelandet, durch welche die etruskische Kultur begründet ward. Dort zur Rechten im Feld am Meer bleibt Santa Severa, ein mittelalterliches Kastell, das an der Stelle der altpelasgischen Pyrgi, der Hafenstadt von Cäre steht. Hier haben die Pelasger den berühmten Tempel der Ilithyia, jener ägyptisch-phönikischen Göttin der Geburten gebaut. Der Tempel wurde so reich, daß der syrakusische Tyrann Dionysios, der ihn einst überfallen ließ, tausend Talente Tempelschätze wegführen konnte. Von dieser altpelasgischen Veste, einst das gefürchtetste Seeräubernest, die den Tempel einschloß, sind noch die guten polygonen Grundwälle unter den neuen Mauern und im Feld zu erkennen.

Den halben Weg nach Rom haben wir beim Posthaus zu Palo, wo der Schaum der See sich am Gemäuer eines mittelalterlichen Kastells bricht. Es war gleichfalls eine pelasgische Stadt, Alsium, hier gestanden, und aus den hohen Grabhügeln in einiger Entfernung landeinwärts ergab sich bei der Aufwühlung ein rein ägyptischer Inhalt von

flachen Vasen aus blauem Glas mit Lotosblumen, bemalte Straußeier ꝛc., Alles in dem Grabgemach, das gangartig lang von übereinander vortretenden Blöcken spitzbogenähnlich überwölbt war. Dazu Schachte, die nach tieferen Gängen im großen Hügel führten, ähnlich dem Gangsystem ägyptischer Felsengräber. Das Ganze ein großer Hügel, der durch die niedrige, jetzt wiederbedeckte Grundmauer kreisrund gefaßt war, zwischen ähnlich großen Hügeln im Feld. Es ist merkwürdig, wie wir gerade an allen den Orten, die als pelasgisch bezeichnet werden, auch die ägyptischen Alterthümer am reinsten finden. Es sind aber nicht viele Orte, denn die Pelasger sind keinesfalls in Volksmassen, sondern in einzelnen Kolonien zur See, und zwar hier von Westen hereingekommen.

Wir müssen Zeit gewinnen, nach der Stätte von Cäre hinaufzugehen. Jetzt ist ein elendes Dorf Cervetri in mittelalterlichen Mauern an die Platte vorn angefügt, die von rothen Tufffelsen über die Campagne gehoben, einst die alte Stadt getragen hat. Der Raum ist beweidet, bebaut, die Felsen des Absturzrandes oft malerisch überwachsen. Nur nach hinten hängt dieses Feld, das auf den Rändern noch die Spur von Mauern und Thoren zeigt, mit dem Höhenland zusammen, und hat gegenüber, nordwärts jenseits der Schlucht, ein ähnliches langgestrecktes Tafelland, die Todtenstadt von Cäre. Dort sind zahllose Felsengräber, ordentlich in Straßen, Gassen, Plätze abgetheilt, unansehnlich von Außen, aber im Innern oft geräumige Zimmer

mit Seitenkammern und Fenstern in der Zwischenwand. Die Decken mit felsgehauenen Balken und Sparren, sogar Lehnstühle vom selben natürlichen Fels. Die Erdhügel, welche die tiefliegenden Felsengräber deckten, und dem Ganzen das Ansehen einer Welt von riesenhaften Maulwurfhaufen geben mußten, sind zerfallen und die Gräber halb mit Wasser gefüllt. Eines, mit zwei starken Pfeilern in der Mitte nebeneinader, welche die beiden Längenbalken des Felsendachs tragen, zeigt in zahlreichen Inschriften auf etruskisch den Namen der Tarquinier. Möglich, daß die aus Rom vertriebene Königsfamilie hier weiter lebte und ihre Todten in jenen gestreckten Wandnischen über den Felsbänken beisetzte.

Das Alles ist nicht eben sehr erquicklich. Aber ein Grab ist hier, dessen Inhalt uns einen Begriff von der alten Herrlichkeit aufbewahrt hat. Wir finden's unterhalb des Dorfs am Weg nach Palo, vor den Wallfelsen der alten Stadt. Zwar enthält es jetzt gleichfalls nur Schlamm und Schlangen, wie man sagt, aber wir kennen seine Schätze aus dem vatikanischen Museum und wollen uns denken, wir wären bei der Aufdeckung zugegen.

Der sehr große Erdhügel, der es einst umfaßte, ist lang zerpflügt. Ein Gang, über dem die allmählich vorrückenden Steine zu Spitzbogenform zusammentreten, innen glatt behauen, öffnet sich im Rest jenes Hügels, also aus einer Zeit, die das Keilgewölb vermeidet, altpelasgische Art, wie wir am Grab des Agamemnon zu Mykene, und in der Nekropolis des Tantalos sie kennen gelernt. Jenes Tanta-

losgrab und die andern Rieſenhügel auf den Terraſſen des Berges Sipylos gleichen überdies vollkommen genau der Todtenſtadt von Cäre.

Dieſes Grab iſt eins von den Wenigen, die unberührt auf uns gekommen ſind. Tauſende und aber Tauſende, die wir öffnen, ſind in alten Zeiten ſchon geplündert, und wie wir ſehen, war's der Mühe werth. Dieſes Grab von Cäre enthielt goldene Schätze, die jetzt noch täglich neues Staunen erregen in ihren Glaskaſten zu Rom, und ſie ſind vielleicht gleichzeitig mit dem trojaniſchen Krieg.

Nicht von geringerem Werth aber als das hohe Alterthum und die hohe Kunſtvollendung dieſer Grabgeräthe iſt uns die augenſcheinliche Thatſache, daß die einen rein aſſyriſchen Stil und Vorſtellungskreis, die andern einen rein ägyptiſchen aufweiſen. Beide Richtungen in demſelben Grab — das beweist uns, wie die ganze Form des Grabes ſelbſt, unſre hiſtoriſche Nachricht, daß die Pelasger aus Kleinaſien kamen, dorther, wo ſie Gelegenheit hatten, zu ihren ägyptiſchen Kulturelementen die in Vorderaſien herrſchenden aſſyriſchen aufzunehmen. Daß die Pelasger aber urſprünglich rein ägyptiſcher Kultur waren, und zwar ein aus Aegypten zum Abzug gezwungenes Phönikervolk, haben wir früher nachgewieſen. Sie kamen direkt nach Griechenland theilweis, und legten den Grund aller griechiſchen Kultur, ſie kamen nach Kleinaſien, wo auf ihre gewiß ſchon entwickelte Kunſtfertigkeit die dort übliche aſſyriſche ihren Einfluß übte, wurden vielleicht nach Jahrhunderten auch dort zum Abzug

gezwungen und trugen beide Stile nach Etrurien herüber. Es sei eine Hungersnoth gewesen, berichtet Herodot, welche eine lykische Kolonie, d. h. in Lykien lebende Pelasger zwang, diese neue Heimath zu suchen. Aus der Verschmelzung des ägyptischen Stils mit dem assyrischen ist die spätere etruskische Kunst geworden. Diese Stadt Cäre aber, einer der ältesten Pelasgersitze, weist in diesem seinem ältesten uns erhaltenen Grab beide Formen noch unvermittelt vor.

Am Ende des ersten Gangs stand ein Bett von Bronze, mit erhabener Stelle für den Kopf, sechsfüßig und geflochten aus ehernen Reifen, die sich schief kreuzen. Dabei Reste von getriebenen Figuren, Chimären, Lotosblumen, die in durchbrochener Arbeit spitzenartig eine Garnitur der Bahre mögen gebildet haben. Die Leiche war längst zu Staub geworden und verschwunden. Zur Linken war die Bahre von einer Reihe kleiner irdener Götterfiguren umgeben, zu Kopf und zu Füßen ein großer Dreifuß mit Kohlenbecken. Rechts auf vier Rädern ein Rauchgefäß, wagenartig. Ein Bündel Pfeile lag zu Füßen, eine Reihe bronzener Schilde lehnte an der Wand links. Diese Schilde in getriebener Arbeit zeigen verschiedene Kreise von Fabelthieren, Zickzacklinien, Wellengewinde, Schuppen ꝛc. Das Oberblech oft sehr zerfressen und sich lösend. Alle Ornamente stimmen vollkommen mit jenen auf den Bruchstücken von der Grabfaçade des Agamemnon zu Mykene, Wellenlinien, Kugelreihen ꝛc.

Aber noch weit bedeutsamer ist, was sich hinter diesem

erſten Gang eröffnete, durch eine von unten zur Hälfte verſchloſſene Thür. Ein Leichnam war auch in der hintern Abtheilung nicht, wohl aber ein wunderbar reicher Goldſchmuck, jedes Stück an der Stelle, wo es die verſchwundene Leiche bekleidet hatte. Da war eine goldne Bruſtplatte, nach Art ägyptiſcher Prieſter, oval, mit Ausſchnitt für den Hals und getrieben in zahlreiche Reihen kleiner Fabelthiere, menſchlicher Flügelweſen, Hirſche, Bienen, zweiköpfige Chimären, ganz, wie ſie auch in mehreren Reihen über einander aus dem Schurzfell der epheſiſchen Diana vorſpringen. Menſchliche Figuren, jede zwiſchen zwei aufrechten Löwengeſtalten kämpfend, offenbar die orientaliſche Darſtellung des Kampfs guter Genien oder Menſchen gegen böſe Mächte. Wir wiſſen freilich nicht, ob hier noch ein Sinn darin zu ſuchen, oder ob ein beliebiges Ornament daraus geworden.

Da waren Goldfaden und Franſen in ſolcher Menge, daß der hier beigeſetzte Prieſter ein ganzes Gewand von Gold muß getragen haben. Armbänder, abermals mit erdolchten Löwen in Filigränarbeit; lange, feine Ketten; eine Menge Brochen, deren Nadel in einer Scheide geht und auf der Rundung ihrer Fahne die ägyptiſche Mäanderlinie, jenes Band von ſich brechenden Vierecken. Ein Kopfputz von zwei runden, reich geſchmückten Goldplatten, deren kleinere für den Oberkopf, die größere auf den Haarwulſt dahinter beſtimmt iſt. Zwiſchen beiden, und ſie zuſammenheftend, ſind zwei Querbänder von freien Enden, welche die Haarwellen dazwiſchen umſpannten.

Wenn dieſe Fabelthiere und Löwenkämpfe unzweifelhaft auf den Orient deuten, ſo ſind die ſilbernen Schalen offenbar ägyptiſche Ueberlieferung. Sie geben im Kreis herum Züge von ägyptiſchen Kriegern zu Pferd und zu Fuß, ägyptiſch in Stil und Tracht, in der Mitte ein Lotosdickicht mit auffliegenden Vögeln. Oder einer ägyptiſchen ſitzenden Figur gießt eine andere, weibliche, ſtehende, Getränk ein — das weibliche Gewand in vollkommen ägyptiſcher Weiſe behandelt, d. h. nur der Rand angedeutet, ſo daß der ganze Leib hindurchſcheint. Oder Kriegszug und Jagd, wo ein Löwe den Aegypter niedergeworfen und andre ihm entgegen kämpfen. Ein Steinbock ſpringt vom Felſen, Adler ſchweben darüber ꝛc. Und wenn wir ſchließlich kein ägyptiſches Original, ſondern Nachahmung in dieſen Figuren erkennen, ſo ſind wir nur um ſo ſicherer, daß keine Handelswaare hier eingeführt wurde, ſondern der pelasgiſche Kunſtfleiß nach ägyptiſcher Erinnerung gearbeitet hat.

Neben dieſem großen Grab wurden andere aufgedeckt, und liefert eins davon nichts geringeres als das Abcbuch eines pelasgiſchen Schuljungen. Auf einem kleinen ſchwarzen Topf ſind die Buchſtaben des pelasgiſchen, d. h. ſehr phönikiſchen Alphabets eingegraben, Conſonanten und Vokale in dieſer Weiſe: Bi, Ba, Bu, Be, — Gi, Ga, Gu, Ge — Zi, Za, Zu, Ze ꝛc. Es ſind noch Buchſtaben drin, die im ſpäteren etruskiſchen und griechiſchen Alphabet nicht vorkommen, obgleich das Alphabet aus einem älteren pelasgiſchen bereits ſehr verkürzt ſein mag.

Das große Grab von Cäre, wie wir geſehen haben,

gleicht in der Anlage vollkommen dem Tantalosgrab beim Sipylos — ein Gang, der durch Horizontalgewölb in Spitzbogenform gedeckt wird, inmitten eines Hügels, der zu Cäre freilich nur aus Erde, vielleicht über kreisförmigem Unterbau beſtand, während das Grab am Sipylos ſeinen kreisförmigen Unterbau und deſſen kegelförmigen Aufſatz gleichmäßig maſſiv aus Steinen fügt. Dort aus dem Golf von Smyrna mögen in der That dieſe Pelasger gekommen ſein. Auch die Denkmale landeinwärts, die großen Königsgräber von Sardes, die wir berührt haben, finden in Etrurien ihr entſprechendes Nachbild oder Seitenbild. Wie jene Lykier ihre Könige begruben, ſo haben die Etrusker, die als tyrrheniſche Pelasger aus jener Gegend ſtammen, für ihre großen Lukumonen geſorgt. Inmitten der weiten Moorebene von Vulci, aus dem öden Feld, das aber ſo viel Tauſende von edlen Vaſen, freilich ſpäterer Herkunft, aus ſeinen verſchütteten Gräbertiefen gegeben hat, erhebt ſich ein einſamer, hoher Hügel, die Cucumella genannt. Er iſt eröffnet worden und zeigt denſelben innern Bau, den das Grab des Alyattes, wenn wir ihm beikönnten, ergeben würde — ein maſſenhafter Erdhügel, durch kreisrunden Unterbau gegürtet, und im Innern zwei rohe Thürme, welche die Laſt zu ſtützen, und den oberſten Aufſatz des Kegels, hier vielleicht Sphinxfiguren, zu tragen hatten. Zwei Sphinxe ſtanden am Eingang, und ein langer Gang führte im Innern zu den Thüren kleiner Grabgemächer, Thüren, die durch's gewohnte horizontale Zuſammentreten ihrer Steine überwölbt waren. Das Grab

war längſt geplündert, aber Reſte von Bronze und Goldſchmuck fanden ſich noch zerſtreut.

Das Grab des Alyattes, das freilich vielfach größer war, trug auf ſeinem Gipfel fünf kegelförmige Rieſenſteine. Das erinnert uns an ein anderes etruskiſches Grab, das wenigſtens in der Beſchreibung, wenn auch in einer abenteuerlichen Beſchreibung, bei Plinius noch vorhanden iſt. Ich meine das Grab des berühmten Lars Porſena zu Cluſium. Es ſoll nach Varro, den Plinius anführt, ein viereckiger, gewaltig großer Unterbau geweſen ſein, in dem ſich ein unentwirrbares Labyrinth befand. Darüber fünf hohe Pyramiden, eine an jeder Ecke und eine in der Mitte, und ſoll über dieſen fünf Pyramiden oder Kegeln ein eherner, mit Glocken behangener Kreis gelegen haben. Darüber ſtanden abermals vier Pyramiden und dann noch einmal fünf ꝛc. Wir ſehen, wie die Fabel ſich der Sache bemächtigt hat, als das Denkmal vermuthlich ſeine Größe ſchon verloren hatte. Aber daß ein Aufſatz von fünf Kegelformen über dem viereckigen Unterbau eines Grabes etruskiſche und noch römiſche Sitte war, das ſehen wir heutigen Tages, wenn wir, von den letzten Häuſern von Albano der Straße nach Neapel folgend, vor das benachbarte ſogenannte Denkmal der Horatier und Curiatier treten. Eine liebe Stelle für Einen, der daheim iſt in jenen Bergen der Lateiner — denn wenige Schritte weiter und das liebliche Aricia erſcheint über ſeinen Eichenwäldern, während wir zur Rechten unten die Kampagne und das Meer überſchauen.

Und wenn dem Grabe des Porſena ein viereckiger Unterbau mit labyrinthiſchen Gängen drin zugeſchrieben wird, ſo erinnert das überraſchend an einen Gräberhügel, eben zu Chiuſi, dem Cluſium Porſenas. Er heißt Poggio Gajella, trägt ein Eichgehölz auf dem Gipfel und hat in unterſchiedlichen Stockwerken ſeine Grabkammergruppen und labyrinthiſche Gänge räthſelhafter Bedeutung. Er kann der Unterbau von Porſena's Grab zwar nicht ſein, denn dieſer war viereckig und Poggio Gajella iſt kreisrund untermauert und von einem kreisrunden Graben umgeben. Aber wir ſehen daraus, daß es derlei Anlagen in Cluſium gab, und dürfen hoffen, daß auch der labyrinthiſche Unterbau von Porſena's Grab noch irgendwo aus ſeiner Verſchüttung zu Tage kommt.

Alſo wir haben das Recht, die Nekropolis des Tantalus mit der Nekropolis von Cäre zu vergleichen, und die großen Hügel am gygäiſchen See mit dem Bericht von Porſena's Grab, und jenen anderweitigen Reſten, die damit ſtimmen. Wir könnten nun im weiten Gebiet etruskiſchen Alterthums noch eine reiche Nachleſe von Erinnerungen halten, um die Lehre vom orientaliſchen Urſprung dieſer Kultur, wenn es nöthig wäre, zu befeſtigen. Wir müßten in die Grotten von Tarquinii ſteigen und uns die Wandmalerei der alterthümlichſten darunter beleuchten — wenn nämlich die verdrehten Schlöſſer mit dem Schlüſſel des Cuſtode zu öffnen ſind — um uns zu überzeugen, wie nah in Zeichnung und Färbung dieſe Figuren den ägyptiſchen Grabgemälden ſtehn. Wir müßten die Felsfaçaden der Gräber in den Kampagne-

ſchluchten von Caſtel d' Aſſo und Norchia beſchauen mit ihren ägyptiſchen Thürformen und Geſimſen; wir müßten auf dem ſogenannten Juwelierfeld von Chiuſi uns der vielen etruskiſchen Skarabäen erinnern, die hier gefunden wurden; wir müßten die zahlloſen Anklänge in Religion und Sitte an den älteren Orient erſchöpfen.

Wir wollen nur bemerken, daß die Etrusker den ägyptiſchen Stil, den ſie vermuthlich von ſeiner Strenge befreien wollten, zum Theil zur abenteuerlichſten Uebertreibung verzerrten. Da gab es keine Hülfe als den wachſenden Einfluß griechiſcher Art, der auch am Ende Alles überwand. Das ächt Etruriſche, welches dazwiſchen liegt, zeichnet ſich aus durch ausſchweifend unnatürliche Formen und wunderlich tolle Färbung. Allenthalben die halbverdauten Brocken aſiatiſcher und ägyptiſcher Erinnerung. Aber glücklicher als in Malerei und Skulptur waren die Etrusker in ihrer Baukunſt. Noch immer wälzt die große Kloake von Rom ihre trüben Waſſer unter das altetruskiſche Keilgewölbe, das ſie zum Tiber leitet; im felsgehauenen, maleriſch mit Cypreſſen und Steineichen gekrönten Amphitheater von Sutri ſteigen wir in ein etruskiſches Vorbild dieſer für Rom ſo bedeutſamen Form; auf der Nordkuppe des kapitoliniſchen Hügels zu Rom können wir nach dem Unterbau des kapitoliniſchen, in etruskiſcher Weiſe erbauten Jupitertempels ſpähen. Aus einer Verbindung griechiſcher und etruskiſcher Formen iſt der römiſche Stil geworden. Wir wollen uns dieſen noch näher beſchauen.

XIII.

Rundſchau in Rom.

Rom I.

Wer Fontana Trevi einmal getrunken hat — ſo heißt der mächtige Bach, der mitten in Rom aus einer barocken Palaſtfaçade über ſeine Felſen in Waſſerfällen und Springſtrahlen hervorbricht und in weitem, klarem Becken darunter ſchaukelt — der kommt freiwillig, heißt es, nimmer von Rom weg, oder gewiß wieder zurück. Oft in ſchöner Nacht kann man ſehen, wie ein deutſcher Scheidender, deſſen Rückkehr man wünſcht, von guten Freunden dort zur Tränke geführt wird, während vielleicht eine andre Nation zum ſelben Zweck von einer andern Seite anrückt. Und die Sache iſt vollkommen wahr. Langſam, langſam ſteigt der Zauber aus der Erde — der Neuling merkt ihn oft nach Wochen noch nicht, bis er endlich das Herz erreicht hat, und dann aber heißt es: Rom für immer. Man weiß nicht, iſt es Waſſer oder Luft, Himmel oder Erde, Stein oder Menſch, Vergangenheit oder Gegenwart, was ſo wunderbar feſſelt — aber lächeln dürfen wir wie ein Wiſſender über den Ankömmling, den man in Verzweiflung ſieht ob all der

widerwärtigen Eindrücke, die seine ersten Schritte verbittern. Ist doch der erste Tempel, den er kennen lernt, jetzt Dogana geheißen, und sind die ersten Römer, die ihn begrüßen, eine Sünderbande von Gepäckträgern, die das germanische Gemüth aus allen Tiefen aufschäumen machen. Nur ein klein wenig Uebung, und es wird auch davon den Humor begreifen.

Wir wollen einmal auf den Kapitolthurm steigen — wenn man es gleich anfangs thut, da ist der Eindruck noch drückend, wie alles Unverstandene, wie ein Sternhimmel, bevor wir seine Mächte alle mit Namen rufen können — also hinauf die Treppen im schlanken, offenen Thurm, der Glocke vorbei, die den Carneval einläutet und den gestorbenen Pabst ausläutet, auf die enge Gallerie um's vierseitige Thurmdach, über dessen Mitte, uns fast erreichbar, die weißmarmorne Roma mit dem Kreuze sich erhebt.

Das ist Rom — vor uns, südwärts die Stadt der großen Trümmer und des Grüns, mit Klöstern und Villen untermischt; hinter uns, denn das Kapitol macht so ziemlich die Grenze, die Stadt der Paläste und der Kuppeln, die jetzige Stadt, Alles innerhalb der weiten Züge einer Stadtmauer, deren Zinnen da und dort zwischen den Höhen durch zum Vorschein kommen.

Billig fällt unser erster Blick auf's Forum, das tief unter uns vom Kapitol hinab- und hinauszieht, die einsamen Säulen seiner Tempel am Kapitol, d. h. an der antiken Front des Kapitolgebäudes emporstrebend, oder weiterhin rechts oder links aus den ummauerten Löchern der Aus-

grabungen ragend. Ein zwanzig, dreißig Fuß hoher Schutt deckt die Vertiefung, die einſt Forum war — hätte man den früher ſchon gehabt, dann brauchte jener brave Ritter Curtius ſich nicht hinabzuſtürzen, wo mitten auf dem Forum einſt der Spalt aufgieng und nicht mehr zuſammenwollte. Aber jetzt hätten wir gar zu gern dieſe Laſt vom ſteinernen Herzen unſers Forums weg und die alte Pflaſterſtraße offen, die rechts vom Kapitol herab, vor den an's Kapitol lehnenden Tempeln vorn vorbei, hier unten links durch den ganz erhaltenen Severusbogen hindurch in die Erdwand verſchwindet. Es wird noch dahin kommen. Die ſchönen Baumgänge ſind bereits zur Zeit der jüngſten Volksherrſchaft niedergeſchlagen, dort längs der linken Längenſeite des Forums, wo vielleicht eben ein Campagnenreiter in ſeinem lautloſen Trab, die Stange quer über, ſich hereinträgt, oder ein Zug von ſchwarzen oder feuerrothen Prieſterjünglingen hinausſchreitet. Die Schuttdecke, die indeß weniger aus Schutt, als aus guter Erde beſteht, ſehen wir noch täglich wachſen. Ich meine durch die ſchönen, grauen, hoch- und weitgehörnten Rinder, die da unten lagern, und die böſen, ſchwarzen, gedrückten Büffel, indeß ihre Leiterkarren hergeſtellt werden, wo die linke Längenſeite des Forums, ſtatt des Wunderwerks einer Aemiliſchen Baſilika, die ſchlechte Reihe Werkſtätten mit eingeklekſten Kirchen zeigt. Und das ſind auch die Herren Römer, die ungenirt in den Winkeln der Ausgrabung zur Rechten kauern, und in der Wahl des Platzes oft wirklich Geſchmack verrathen.

Auf der rechten Längenseite des Forums sehen wir auf den aufgedeckten Marmorboden der Basilica Julia, Cäsar's Bau, hinab. Diese Basiliken, prachtvolle, gedeckte Säulenräume für Versammlung und Gericht, hatten wesentlich nur den Zweck, das ziemlich beschränkte Forum nach allen Seiten zu erweitern, und dessen Bestimmung aufzunehmen. Jetzt sind die Ausgrabungen noch im Gang, aber freilich arbeitet nur die sogenannte Beneficenza, gebrechliche Alte, die hierbei das Gnadenbrot haben, und auch fast unausgesetzt in malerischen Gruppen der Ruhe pflegen.

Cäsar's kleiner Tempel, der einst die schmale Seite des Forums, die östliche abschloß, ist verschwunden. Er war erbaut am Platz, wo man Cäsar's Leiche verbrannt hatte. Auch jetzt lodert's dort aus schwarzem Krater, daß die ganze Gegend dampft — es ist das alte Bettstroh Roms, das Abends dort verbrannt wird. Also das erhabene Tempelhaus Cäsars fehlt, und das jetzige, staubige Campo-Vaccino reicht drüber weg, links durch den erhaltenen Tempel des vergötterten Kaisers Antonin bezeichnet — weil er um so viel tiefer steht als der jetzige Boden, führt eine Brücke nach der jetzigen Eingangsthür der Kirche, in die er sich verwandelt hat, hinüber — und rechts die drei einsamen, schönen Säulen ungewisser Bedeutung, gleichfalls in aufgewühlter Tiefe.

Wie mochte einst die Aussicht von hier hinab sein, als das Forum die Höhe seiner Pracht erreicht hatte, d. h. in den späteren Kaiserzeiten! Es war nicht mehr wie der Platz einer Stadt, sondern wie der Hof eines Riesen- und

Wunderpalaſts. Zur Rechten in ganzer Länge die Baſilika des Cäſar, nach einem Brand von Auguſtus erneut — ſie deutete ihre fünf Längenſchiffe durch die anſteigenden drei Stufen ihrer Stockwerke bis zum höchſten, dem Mittelſchiff an, und hatte nach dem Forum, wie eine Abbildung zeigt, offne Rundbogenhallen. Gegenüber, zur Linken, trat die Aemiliſche Baſilika mit ihrer Giebelfront in die Säulenhallen der linken Forumsflanke ein. Nur der Bauplatz für dieſe Baſilika hat zu Cäſar's Zeit vier Millionen Thaler gekoſtet. Sie hatte im Innern die berühmten Säulen von phrygiſchem, violett und weiß geſprengtem Marmor, die alſo aus dem innerſten Kleinaſien herausgeſchafft wurden. Eine Münze giebt das Bild dieſer mehrmals niedergebrannten und erneuten Baſilika mit zwei Stockwerken übereinander.

Nach hinten, oſtwärts, wo die Ausgänge, wie hier zum Kapitol herauf, durch die Triumphbogen verſchiedener Kaiſer geſchloſſen waren, würden noch viel koloſſalere Bauten herüberragen, links die gewaltige Baſilika Konſtantins mit ihrem Hintergiebel; weiter der ungeheure Venus- und Romatempel Hadrians, und zuhinterſt das Koloſſeum, rechts aber von der Ecke des Palatin herab die ſtolzen Kaiſerpaläſte. Und wie war dieſes Forum gefüllt und geſäumt, mit Ehrenſäulen, Reiterſtatuen — allerdings zu einer Zeit, wo das Schickſal der Welt nicht mehr, wie ſonſt, von der Verſammlung ſeiner Bürger abhieng — mitten drauf die koloſſale Reiterſtatue des Domitian, der den Rhein unter den Füßen ſeines Pferdes hat.

Da hat's freilich inzwiſchen Luft gegeben. Das Feld iſt frei weiterhin zwiſchen dem Palatin zur Rechten — es iſt der breite, grüne, untermauerte Hügelrücken, der früher Stadt war, ſpäter Palaſt, jetzt wieder Garten zwiſchen den großen, maleriſchen, aber unkenntlichen Ruinen von einſt mit Marmor bekleidetem Ziegelbau — und zur Linken auf tieferem Grund die genannte Baſilika des Konſtantin, d. h. drei gewaltige, tiefe, ſchön kaſſettirte Gewölbebogen, in welche eines, das hintere ihrer Seitenſchiffe ſich abtheilt, während gewaltige Pfeilerſtumpfe das Mittelſchiff und das vordere Seitenſchiff andeuten. Der Klang, den wir von dort erlauſchen, iſt der geſchlagene Ball des abendlichen Spiels, das dort ſeine Zuſchauer ſammelt. Er fliegt in ungeheurem Bogen jenen drei Gewölben vorbei in dem offenen, einſtigen, höheren Hauptſchiff hin und wieder.

Auf der Höhe der Straße, wo das anſteigende alte Pflaſter aus der Tiefe des begrabenen Forums wieder zum Vorſchein kommt, ſteht zum Abſchluß der ſchmalen Seite des jetzt verlängerten Forums der Titusbogen. Der römiſche Jude vermeidet ihn, weil unterm Durchgang des einfachen Bogens der Triumphzug über Jeruſalem mit dem entführten heiligen Leuchter des Tempels, und zwar in gutem, großem Relief erſcheint. Die Straße, die uns hindurchführt, ſenkt ſich wieder, dem Koloſſeum zu — noch immer die Palatinhöhe zur Rechten, und zur Linken die ungeheure Plattform von Hadrians Venus- und Romatempel, dem größten Tempelbau von Rom. Auf dem hohen Rand der aufgemauerten,

ihrer Bekleidung beraubten Terraſſe, liegen die grauen Granitſäulenſtücke, welche einſt dieſen Rand in einer nach Innen offenen Halle ſtehend, ſäumten. Vom Tempel ſelbſt, der einſt zehn Säulen in Front, zwanzig in der uns zugewandten Seite hatte, aber von weißem, griechiſchem Marmor, ſteht noch der Kern der Cellenwände in Ziegelbau, zwei hochragende Halbrunde, die mit dem Rücken zuſammenſtoßen, eins als die Cella der Roma, das andre die der Venus. Es war Kaiſer Hadrians eigner Plan. Die äußere weiße, die innre bunte Marmorbekleidung dieſes nach zwei Seiten offnen Tempelhauſes, die Porphyrſäulen zwiſchen den Niſchen im Innern, die goldene Gewölbdecke iſt natürlich verſchwunden.

Wir gehn hinab zum Koloſſeum, laſſen rechts den unförmlichen Klump von Ziegelbau in trocknem Rundbecken, der einſt als meta sudans nach der Oeffnung zu ſchließen, einen gewaltigen Springſtrahl emporſandte, und laſſen links den viereckigen Unterbau vor der Front der Hadriansterraſſe, der einſt einen über hundert Fuß hohen ehernen Koloß des Nero trug. Hadrian hatte ihm einen Strahlenkranz aufgeſetzt, um ſtatt des Nero einen Sonnengott draus zu machen.

Wir ſtehn vor dem Koloſſeum, dem großen Amphitheater des Veſpaſian. Zur Linken ragt noch in ſtolzer Höhe die Außenwand bis zum oberſten Kranz, drei Bogenordnungen übereinander, die Pfeiler dazwiſchen durch Halbſäulen verſtärkt, die ſich auf die Köpfe treten und zuoberſt, über dem dritten

Gesims Fensterwand mit Pilastern. Aber diese reiche Außenschaale des elliptischen Baues bricht plötzlich ab und muß durch moderne Strebepfeiler sanft herabgeleitet werden, denn das Weitere ist weggerissen. Auch die zweite Schaale dieser Riesenzwiebel, wo sie mit zwei Bogen übereinander an's Licht tritt, bricht ab, und wir sehen auf den traurig entblößten dritten Ring, gleichfalls von zwei Bogenreihen. Natürlich werden die innern Ringe — es sind fünf im Ganzen — immer niederer, um die allmählig, aber in verschiedenen Stufen ansteigenden Sitze zu tragen.

Hätte man früher dran gedacht, das Kolosseum zur christlichen Kirche zu machen, dann wäre es nicht zu diesem Grad von Verwüstung gekommen. Nun sind seit hundert Jahren Stationen gegründet um die elliptische Arena des Innern herum und wir sehen den Zug einer vermummten Brüderschaft mit ihren Lichtern von einem zum andern Bild gehen, bis die Kapuzinerpredigt von hölzerner Kanzel den Schluß macht. Man nahm die Erinnerung an's Blut der Märtyrer, das hier vergossen sei, zu Hülfe, um weiterer Zerstörung Einhalt zu thun. Die bedeutendsten Paläste der Stadt sind aus den losgerissenen Steinen gebaut. Statt dessen wird nun ausgebessert, aber schon lang zu viel. Das moderne Geflick von Ziegelbau steht sehr schlecht zu der alten Quaderfügung, und nur im Mondlicht, wo Alles denselben Ton hat, ist die Wirkung ganz.

Siebenundachtzigtausend Menschen fanden einst Platz auf diesen Sitzen, die, in verschiedenen Rangstufen, sich nach

oben erweitern — zu unterſt der Senat, dann die Ritter, dann die Bürger, dann die bedeckte Säulengallerie für die Frauen, auf deren Dach das weniger gern geſehene Volk ſeine Stehplätze fand. Zuoberſt war um den innern Rand der äußerſten Schaale die Gallerie für die Matroſen, welche mit Hülfe eines rieſenhaften, über's ganze Amphitheater geſpannten Spinngewebs von Tauen die bedeckenden Segeltücher regierten, um die geſammten Zuſchauerſitze zu beſchatten.

Wir ſtehn auf der ebenen Arena des Amphitheaters. Aber dieſer Boden birgt eine Menge von unteren Räumen und Gängen, die bereits aufgedeckt waren. Hier ſtanden die Maſchinen drin, welche oft Hunderte von reißenden Thieren zugleich emporſchnellten. Ein Wunderwerk bleibt dieſes Koloſſeum, wenn auch ſeine Erinnerungen nicht imponiren, durch die gewaltige Größe und den Geiſt ſeines Plans. Achtzig Thore — eben die Bogenreihe des unterſten Stockwerks — brachten einſt die Zuſchauer auf Treppen und Sitze, und entleerten dieſe Sitze eben ſo ſchnell.

Kehren wir auf's Forum zurück. Karl der Große hat es noch in ſeiner ganzen Herrlichkeit geſehen. Das Alterthum hat uns dieſe ungeheure Erbſchaft unverſehrt übergeben und erſt das Mittelalter, zumal in ſpäteren Jahrhunderten, arbeitete wüthend an der Vernichtung. Es war namentlich Robert Guiskard, der mit ſeinen Normannen und Saracenen dem Pabſt gegen den deutſchen Kaiſer Heinrich zu Hülfe kam und ſeinen Weg in die Stadt herein ſich brannte. Seit damals iſt dieſe ganze Hälfte verlaſſen, und nur

einzelne Klöster erheben sich über die Gärten, Vignen und Rohrfelder. Auch manche schöne Villa, die aber im Sommer wegen der Fieberluft dieser unbewohnten Striche verödet. Daß aber die Zerstörung allgemein werde, dafür sorgten die innern Kämpfe der Stadt. Jedes Grab, jeder Triumphbogen war zur Festung geworden, die größte natürlich das Kolosseum, das von den deutschen Kaisern bald dieser, bald jener Familie oder Partei übergeben ward. Ein einziger Senator, Brancaleone ließ hundertvierzig antike Gebäude, die ebensoviel Burgen des Adels waren, auf einmal niederreißen. Am tiefsten herunter war Rom im vierzehnten Jahrhundert, wo die Heerden bis an den Altar der Hauptkirchen weideten.

Wir haben gefragt, wie der Anblick vom Kapitol herab mochte gewesen sein zur Zeit des höchsten Glanzes — wir wollen uns nun, wenn wir wieder auf dem Forum stehen, fragen: Wie war der Anblick nach dem Kapitol hinauf? Also wir haben nun zur Linken die genannte Basilica Julia mit ihrem Säulen- und Statuenschmuck der über einander zurücktretenden Rundbogenhallen, wir haben in der Mitte das kolossale Reiterbild des Domitian mit dem Rhein unter den Hufen, uns entgegenreitend und wir denken zur Rechten die Basilica Aemilia, die, zwei Säulenstellungen über einander, mit ihrem Giebel hereintritt in die Seitenhallen des Forums. Und was sehen wir gerade aus? Es mochte sinnverwirrend sein vor Pracht und Ueberladung. Das Kapitolgebäude ist noch das alte, noch seit den Tagen der

altrömiſchen Republik her. Es war das Tabularium, Archiv der Römer, und ſteigt in ungeheurem Quaderbau vom Fuß des kapitoliniſchen Hügels auf, öffnete ſich oben in einer prächtigen Rundbogenhalle gegen's Forum und über's Dach der zwei Tempel, die dagegen lehnten. Dieſe Rundbogenhalle iſt noch vorhanden, aber vollkommen vermauert und nur ein einziger Bogen, der äußerſte nach rechts noch offen. Darüber ſteigt der moderne Bau, mit vier, fünf unregelmäßigen Fenſterreihen vielleicht bis zur doppelten Höhe des alten, und ragt der ſchlanke Kapitolthurm abermals ein Drittel höher. Es iſt jetzt Senatorspalaſt.

Alſo jene offene Bogenhalle des Kapitolgebäudes ſchaute über zwei Tempel herüber, von deren linkem noch eine Ecke mit drei Säulen ſteht — es war der Veſpaſiantempel — und von dem rechten nur der Marmorboden: es war der Konkordientempel, der im dreizehnten Jahrhundert noch erhalten war. Dieſer Konkordientempel, auf deſſen Boden wir tief hinabſchauen von der Straße, die nun brückenartig über die Ausgrabungen weg, links zum Kapitol hinaufführt, war eine bedeutſame Stätte für römiſche Geſchichte. Hier verſammelte ſich der Senat bei der Catilinariſchen Verſchwörung. Wie es bei Cicero heißt, der dem Antonius entgegenruft: Du haſt gewagt zu ſagen, der Weg nach dem Kapitol hinauf — eben hier unten das alte Pflaſter vor den Tempeln — ſei unter meinem Konſulat voll bewaffneter Sklaven geweſen! Welcher römiſche Ritter, welcher edle Jüngling, dich ausgenommen, wer von irgend einem Stand,

der daran gedachte, daß er Bürger war, iſt damals nicht auf der kapitoliniſchen Steige geweſen?

Laſſen wir den plumpen Triumphbogen des Septimius Severus, der vor dem Konkordientempelboden rechts aus der Tiefe ragt, laſſen wir die ſchlechte Säulenfront des in ſpäter Zeit erneuten Saturntempels, einſt römiſches Schatzhaus, der zur Linken auf ſeiner Terraſſe an den Steig herantritt, und treten wir zurück, um das Ganze in's Auge zu faſſen.

Das Kapitolgebäude, alſo hinter dem Triumphbogen, hinter den Reſten der drei Tempel, ſteigt an der Mitte des kapitoliniſchen Hügels empor und läßt rechts und links zwei höhere Kuppen. Von der rechten, wo jetzt die Kirche Maria Araceli, von hinten geſehen, mit ihren Kloſtergebäuden ſteht, würde der kapitoliniſche Jupitertempel, das älteſte und vornehmſte Heiligthum des Reichs, der nach Süden Front macht, über's Forum hereinſchauen. Die Flammenmeere, die ſo oft über Forum und Kapitol weggiengen, haben ihn mehrmals verſchlungen. Er ward immer im alten Stil, zum vierten Mal von Domitian hergeſtellt, in etruriſcher Weiſe mit ſeinen drei Cellen für Minerva, Jupiter und Juno, davor eine dreifache Säulenreihe und eine einfache in den Flanken, nach hinten aber die gemeinſame ſchlichte Abſchlußwand. Seine ganze Platform, achteckig, war mit nach innen offenen Colonnaden geſäumt. Ueber dieſe würde die prachtvolle ſechsſäulige Tempelfront herüberragen.

Auf dem linken Flügel des Bergs, der eigentlichen Burg von Rom, würde ſich gleichfalls Tempel über Tempel

thürmen. Jetzt ſehen wir dort das große, freundliche Gebäude des archäologiſchen Inſtituts. Aus ſeinem Garten ſteigt der Fels ſteil hinab in den Hof der Häuſer unten, der tarpejiſche Fels, über den man die Staatsverbrecher im Angeſicht des Forums einſt hinabſtürzte. Aber ſtand nicht am Ende gar der ganze kapitoliniſche Jupiterstempel auf jener Seite? Es giebt Gründe für und wider, und der Archäolog, der in ſtiller Nacht auf dem platten Dach des Inſtituts ſitzt, und aus dem ſtrohumflochtenen, dünnhalſigen Kolbenflaſchen ſeinen Orvieto oder Monte Fiascone trinkt, muß ſich hüten, daß nicht am Ende beide Höhen zu ſchwanken anfangen, wie Wagſchaalen, jede mit ihren Gründen drauf. Das Haus erträgt das Schwanken des Bergs nicht, denn es iſt eigentlich ſehr ſchlecht gebaut.

Wir bleiben dabei, auf dieſer linken Seite, auf dieſem tarpejiſchen Fels lag die Burg, die einſt dort vom Tiber her durch die Gallier bereits erſtiegen war, als die Gänſe ſchrieen, und Manlius den Feind wieder hinabwarf. Hier auf dem rechten Bergflügel, dem nördlichen aber, lag der Reichstempel des kapitoliniſchen Jupiters. Er machte nach Süden Front, ſchaute alſo in's Forum herein, wie bei allen Anrufungen der kapitoliniſchen Götter von den Rednerbühnen des Forums aus niemals anders zu denken iſt. Wäre er links, auf dem ſüdlichen Flügel gelegen, dann hätte er vom Forum ab tiberwärts geſchaut, nach einer Gegend, von wo gar kein Zugang zum Kapitol war, vielmehr hätte man vom mittleren Kapitolsplatz, dem er ſeine ſchmuckloſe Rück-

wand zeigen würde, also von hinten um ihn herum steigen müssen. Und doch hatte er große Treppen vor seiner Front, also dort, Angesichts des Forums auf der Südseite des nördlichen, höheren Hügels. Dieser, ein rauher Gipfel, war erst künstlich geebnet worden, und hatte erst durch gewaltigen Unterbau den Raum für die Tempelplatte gewonnen. Auf dem breiten, südlichen Ende war das nicht nöthig. Jener Unterbau, die Fassung der Platte, ist an deren Rand in rein südwärts ziehenden Mauern, also entsprechend der Tempelfrontrichtung, noch erhalten, und wenn auch die jetzige Kirche Maria Araceli sich quer über die einstige Tempellage stellt und nach jenseits Front macht, so ist doch das Vorhandensein eines neueren Heiligthums auf dem alten eine zu gewohnte Erfahrung, um nicht für die Stelle des alten zu sprechen. Die Burg war dort drüben, wie wir sicher wissen — von der Burg wird aber die Tempelhöhe unterschieden.

Versetzen wir uns wieder auf den Kapitolthurm, um das Ganze zu überschauen. Wir haben gesagt, das Kapitol mache die Scheide der bewohnten von der unbewohnten Stadt. Nur links vom Forum zieht noch ein Stück Stadt hinauf bis zu den zwei Kuppeln und dem Thurm von Maria Maggiore, der edeln Basilika auf der Höhe des Esquilin. Es war einst der belebteste Stadttheil Roms. Einige Bilder sind noch herübergeschwebt von den engen Gassen, in die die Gewerbe noch hinausdrängen, zwischen unsinnig hohen Häusern, Feuersbrunst über Feuersbrunst,

daß die Leute im Taubenſchlag verbrennen; von der Sänfte des Vornehmen über dem ſtockenden Gedräng der Subura, wie der Stadttheil hieß; dem Gedräng der Maulthierreihe, deren jedes auf jeder Seite einen Sack Kalkſteine trägt, wie noch heutzutag; von den freien Damen auf hohem Stuhl von drei Uhr Nachmittags an; von der Gefahr ſtürzender Balken und brechender Aren unter liguſtiſchem Stein, daß ein Dutzend Seelen am Acheron ſitzt, während man daheim mit dem Eſſen wartet; ein Lärm und Geſchrei von Sklaven und Verkäufern im tiefen Koth, wie's der Toledo von Neapel heutzutag bietet. Und wenn's auch im Uebrigen ſtill geworden, ſo hat doch eine Gefahr, deren Juvenalis gedenkt, ſich erhalten, und wer Nachts über die Straße geht, hüte ſich, daß kein Paket mit verdächtig ſchwerem Inhalt ihm allzunah auf's Pflaſter klatſche. Und zu Juvenalis Zeit gab's noch gewiſſe fahrende Inſtitute, die heutzutag eine verfehlte Spekulation wären.

Ueber dieſe einſtige Subura hin erhebt ſich das hohe blaue Sabinergebirg, und der weiße Streif daran iſt Tivoli. Sie ſind zu begreifen, die alten Römer, wenn ſie aus brennender Campagne hinaufſtiegen, und der kühle Waſſerhauch von Tivoli ihnen entgegenkam. Es bleibt immer neu. Eine tiefe, wunderbare Schlucht von Tuff dringt von links herauf, und trennt Tivoli, den Stadtberg, beinah ganz von der hinteren mit Oliven bewaldeten Bergwand, aus der jetzt der Anio hervorbricht, in gleicher Höhe mit der Stadt, um ſich majeſtätiſch langſam in die Tiefe zu ſtürzen. Wo

kann man behaglicher sitzen, als dort unter den Säulen des runden Vestatempels hoch über dem Abgrund, wo man den röthlichen Asciutto trinkt — zum Glück ist der Tempel in den Hof einer Schenke gebaut — und hinunterschaut in die wasserkalte und wassergrüne tosende Tiefe, in deren Grotten die Felsen zu Wasser werden und die Wagenräder zu Stein, oder hinüber in den großen, milchweißen Schaumfall des Anio mit dem wehenden Farbenstaub darüber.

Auf seiner Ecke im Osten seht ihr das lange, schön wechselnde Sabinergebirg einen weißen Fleck tragen: das ist Paläſtrina, Präneſte. Dort drängt die Campagne hinaus oder hinein und läßt rechts das einsame Albanergebirg, dessen reizend schöne Linien sich vor uns über die Stadt der Trümmer heben von den Statuenzinnen des lateranischen Palasts da draußen über den grünen Rücken des Palatins weg, bis wo die fernen Grabdenkmale der Campagne die Straße des Appius bezeichnen — ein blaues Gebirg mit weißen Städten drauf, die uns sogar einen Sonnenblitz zurückwerfen.

Es ist eine Fülle von Schönheit drüben, an jenen klaren Bergesaugen, dem Albanersee, der noch immer in jenes uralte Römerwerk, den orakelgebotenen Kanal, durch den Berg sich ergießt, und am Nemisee dahinter, lichtgrün in seinem wunderbaren Saum von Baum- und Pflanzenwuchs. Beides sind alte Kratertiefen des Gebirgs. Dazu die herrlichen Eichenschatten von Aricia, den Götterwein von Genzano. Allenthalben sieht man in's blaue Meer hinaus,

und zumal der Gipfel des Gebirgs, jener Monte Cavo, auf dem einst der Jupitertempel der Lateiner stand, und durch dessen Wälder die alte gepflasterte Triumphalstraße noch hinaufführt — eröffnet einen weiten, südlich verlockenden Blick nach dem fernen Cap der Circe, das wie ein Inselgebirg im Meer ruht, geheimnißvoll, erwartungsreizend, denn hinterwärts südlich kommen noch gar schöne Dinge. Und wenn man nach Rom zurückschaut, so liegt es langgestreckt mit seiner Peterskuppel inmitten der öden Campagne in weißen, zähen Dunst begraben, dem man froh ist, entkommen zu sein. Wenn die Sonne in den Straßen brütet, und die Atome und Nichtatome zerfahrenen alten Pferdedüngers glüht, wenn die Luft auf der spanischen Treppe in zitternder Bewegung kocht um Mittag, wo nach römischem Ausdruck nur Hunde und Fremde auf der Straße sind, wenn der lähmende Scirocco kommt und den Himmel fahl überzieht, daß kaum die Schritte sich noch schleppen mögen — aber es ist Rom, und eh' wir's uns selbst versehen, hat es uns wieder in seinen Thoren.

Gehn wir etwas langsam herein, aber nicht auf der neuen Straße, sondern auf der alten berühmten Appia, die erst in jüngster Zeit wieder aufgedeckt wurde. Bezeichnet war sie freilich immer durch den nackten, oft thurmartigen Mauerkern ihrer Grabdenkmale, der aus dem Campagnenrasen stößt und zu beiden Seiten der begrabenen Straße durch die ganze Campagne und ihre Gehege hin sich verfolgen ließ. Jetzt geht man wieder auf dem alten Pflaster,

das in römiſcher Weiſe aus großen Lavablöcken, aber nicht quadratiſch wie bei uns, ſondern in mannigfachem Winkel ſich fügt, ein unregelmäßiges aber ſchönes Netz von Fugen ewiger Dauer. Die nun offenen Grabruinen von verſchiedener Einrichtung, theils für Sarkophage, theils für Aſchenurnen, haben ihre äußere Quader- und Marmorbekleidung natürlich längſt verloren. Statuen, Portraitköpfe, Inſchrifttafeln finden ſich zahlreich dazwiſchen. Nur eines ragt noch ſtolz, ein gewaltiger runder Quaderthurm, ſo breit als hoch, und trägt den vornehmſten Namen, den der Cäcilia Metella, Gemahlin des Triumvirs Craſſus. Mittelalterliche Zinnen krönen dieſen Rundbau, denn er wurde, zuſammen mit den Burgruinen nebenan, eine Räuberveſte, und war wohl der Anlaß, warum die Appiſche Straße verlaſſen wurde. Wie mochte dieſe einſt anmuthig zu reiſen ſein zwiſchen all dieſen Denkmalen und ihren Baumgruppen, durch die ganze Weite der Campagne! Das ſchönſte iſt geblieben, die Campagne ſelbſt mit ihren feinen, vornehmen Linien, ihren leichten Höhen und Brüchen, dürr und öde und dennoch ſchöner als die üppigſte Natur. Eine gebrochene Waſſerleitung, Bogen an Bogen in unabſehbarer Linie, zieht zu unſerer Rechten hindurch, und dahinter das blaue Sabinergebirg. Es iſt nicht wie eine deutſche Landſchaft oder die italieniſche ſonſt, durch die man hindurchgeht ordentlich mit geſchloſſenem Auge, und läßt ſie dennoch wirken, anmuthig und beruhigend. Die römiſche Campagne, ſo oft wir draußen ſind, läßt an nichts anderes denken als an ſie ſelbſt, regt auf und feſſelt

bis zum letzten Beleuchtungswunder, das erst mit dem letzten Sonnenstrahl vorüber ist.

Während wir auf der Gräberstraße gehen, an welche diese Familiengrüfte sich pflanzen, stolz, um gesehen zu werden — es ist die alte Straße nach Neapel — schreiten wir vielleicht über andere, tief unten im Boden, die sich verbergen wollten. Es sind die christlichen Katakomben, zu denen sich hier bei der Kirche S. Sebastiano links ein Eingang öffnet. Es sind niedere, unregelmäßige Gänge, offenbar ursprünglich Gruben für Puzzolanerde, und zu beiden Seiten der Gänge, in den Tuff gehauen, die viereckig schubladenförmigen Vertiefungen für die Leichen, mehrere übereinander. Oft erweitern sich die Gänge zu kapellenartigen Räumen. Manche Gänge sind vermauert, um dem Unglück vorzubeugen, von dem unterschiedliche Schreckenssagen gehn. Das sehen wir ein, daß wir uns genau an den führenden und leuchtenden Mönch halten müssen, der den Weg genau kennt und immer nur denselben macht — sonst wüßten wir sehr bald nimmer, aus welcher Richtung wir gekommen.

Wenn wir durch's Thor der Appischen Straße eingegangen, zwischen die langen Vignenmauern, die von hohen Rohrfeldern überragt werden — denn bis zur bewohnten Stadt ist's noch ein gutes Ende — können wir gleich in einer Vigne rechts noch eine dritte Art altrömischer Gräber besehen, die sogenannten Kolumbarien, Taubenhäuser. Man steigt hier wie in's Innere eines unterirdischen Thurms auf einer Treppe hinab. Alle vier Wände und der kolossale

vierseitige Pfeiler, der aus der Mitte aufsteigt, zeigen jene kleinen Rundbogennischen, wie Taubenlöcher reihenweis über einander, worin die Gebeine und die Aschenurne beigesetzt sind.

Aber was für eine ungeheure, hohe Ruinenburg erhebt sich im Feld links von der Straße? Das sind Caracalla's Thermen, Bäder, eins jener großen Unterhaltungslokale, in deren Anlage verschiedene Kaiser sich zu überbieten suchten. Wir müssen es besuchen, nicht um uns abzuquälen, wozu diese oder jene Räume einst mochten gedient haben, aber um die Größe Roms in den Ruinen anzustaunen. Bäder waren allerdings die Hauptaufgabe hier, und wir unterscheiden deutlich in dem großen Mittelkastell den ungedeckten Raum für's kalte, die einst gedeckten für's laue und für's warme Schwimmbecken, von einer Größe, daß eben die Gewölbdecke dieser Räume für spätere Zeit ein Räthsel war. Diese nackten Ziegelwände, die wir jetzt sehen, waren mit den kostbarsten Marmorfarben und Porphyrsäulen bekleidet. Wir treten noch immer auf die alten Mosaikfußboden, wo der Pflanzenwuchs sie nicht überwunden hat, sowohl unten, wo man immer noch neue Stücke aufdeckt, als auf den Terrassen, zu denen die alte Treppe führt, und wo eine Rundschau sich öffnet, reizend wie von jeder Höhe in dieser Trümmerstadt. Sechszehnhundert Badesessel von polirtem Marmor dienten dem ganzen Volk, dem diese Thermen erbaut waren, hier in den mannigfachen Räumen dieser mittleren Burg, und in den weitläufigen Außenwerken. Wie

in unſern modernen Bädern waren Converſationshallen, Säulengänge und Räume für allerlei Uebung und Spiel, wie es eben der Zeitgeſchmack mit ſich brachte, Bibliotheken, Statuen und Gemäldegallerien, Spaziergänge und Baumanlagen. Sehr bedeutende Kunſtwerke ſind gerade hier in den Caracallathermen gefunden worden, wie der farneſiſche Herkules, jener ungeheure Muskelbau, der mit dem linken Arm über die ſtützende Keule hängt, die Rechte mit den Hesperidenäpfeln im Rücken, müde von der Arbeit; der farneſiſche Stier, die hochaufgethürmte Gruppe jenes unbändigen Stiers, den ſeine Bändiger loslaſſen wollen, um eine darangefeſſelte weibliche Figur ſchleifen zu laſſen, eine unerquickliche Mythe; und die ſchöne, koloſſale Flora, ſämmtlich jetzt in Neapel.

Kehren wir auf dem Rückweg zum Kapitol noch auf dem Palatin an: er iſt mit ähnlich großen Trümmern, denen der Kaiſerpaläſte bedeckt, gleichfalls rother Ziegelbau, der ſeine glänzende Marmorbekleidung verloren hat. Wir werden uns noch weniger quälen, ſeine maleriſchen aber unverſtändlichen Ruinen wieder in Paläſte zu ordnen. Der weite Rücken des Ruinenhügels theilt ſich jetzt in verſchiedene Gärten, Villen und Klöſter. Ganze Wäldchen rothblühender und glühender Granaten wachſen zwiſchen den hohen Trümmern, wo wir hinaufſteigen. Wir ſuchen den Theil nach dem Circus Maximus hin, der großen, älteſten Rennbahn Roms, jetzt eine grüne bebaute Tiefe von der alten Form, längs der ganzen Südſeite des Palatin. Wo dieſe Kaiſer

einſt ihre Loge hatten, iſt ein gar ſonniger, angenehmer Platz auf den hohen Gewölben, zumal im Frühjahr, wo die erſten Blumen hier wachſen. Man ſchaut hinüber nach dem Aventin, deſſen Kloſtergebäude ſich ſteil und hoch über'n Tiberſpiegel heben. Dort um die Ecke ladet man die weißen Marmorblöcke aus, ein großes Lager, worin manch' ſchöne Geſtalt moderner Kunſt noch ſchlafen mag.

Wir müſſen wieder auf unſern Kapitolthurm, aber auf die andere Seite ſeines Dachs, nach der neuen Stadt zu, um die Denkmale aufzuſuchen, die in der neuen Stadt zerſtreut ſind. Wir ſchauen auf den Kapitolplatz hinab, mitten drauf die antike eherne Reiterſtatue Mark Aurels. Dieſes Roß ſchreitet ſo lebendig aus, der Reiter mit ausgeſtreckter Rechten ſitzt ſo munter drauf, daß wir ihn immer beneiden, wenn wir in heißer Mittagſonne uns dort heraufſchleppen, wo die offne Seite des Kapitolplatzes ſich als Treppe hinabſenkt. Wir werden von dem Standbild faſt überritten. Ein Zugang von dorther war nicht im Alterthum. Die Treppe iſt von Michel Angelo, ſo wie die drei Paläſte, welche die drei andern Seiten des Kapitolplatzes ſchließen. Der Hauptbau in der Mitte, welcher die Ausſicht nach dem Forum ſchließt, und über dem unſer Thurm ſich erhebt, iſt, wie wir geſehen haben, in ſeinem untern Theil nach der Forumſeite noch das alte Tabularium, das Reichsarchiv von Alt-Rom, Mauern, die allerdings mehr geſehen haben als irgend welche, an Flammenmeeren und Blutbächen, Triumphen und Revolutionen, bis zur neueſten Zeit, wo die Aſſemblea

der Republik hier einzog, als anderwärts die Granatwölkchen in der Luft und die großen Staubwolken beim Einschlagen überhand nahmen. Hier unten von der Palasttreppe — der Mark Aurel hielt damals die dreifarbige Fahne — verlasen sie die eben fertig gewordene Verfassung, während die Franzosen bereits zum Populothor hereinrückten.

Der linke Seitenpalast des Platzes heißt Palast der Conservatoren und enthält die reichen Sitzungsräume der städtischen Behörde. Dort drin ist auch die uralte etruriſche Wölfin von Erz, jenes ehrwürdige Denkmal vom alten Römerforum, wo sie unter dem heiligen Feigenbaum stand, mit den beiden Knaben von Rom. Sie ist groß, stark, alterthümlich steif, ihre zierlichen Löckchen jedoch in regelmäßige Kreise gelegt — freilich eine Bestie das, der ein Künstler schmeicheln durfte.

Der Palast zur Rechten des kleinen Platzes ist das kapitoliniſche Museum. Im Eckzimmer herwärts liegt der sterbende Fechter, liegt auf seinem flachen Schild, den sinkenden Oberleib auf die Rechte gestützt, die nur eben noch so viel Kraft hat. Mag er sein, wer er will, dieser sterbende, brave Barbar, er erweckt tiefe Theilnahme: man sieht, seine Ansprüche waren gering, und er mußte dennoch sterben. Er liegt, von einem besondern Geländer umgeben, in der Mitte, und im Viereck des Zimmers reihen sich noch gar schöne Götter- und Menschengestalten.

Die kapitoliniſche Venus ist in ein eignes, verschlossenes Gemach gebracht, um sie den Augen des Volks zu entziehen.

Man hat auch die seelenreine Gruppe von Amor und Psyche gleichfalls als unanständig dorthin versetzt — eine Angst, welche tiefe Blicke in das Gemüth der Anordner thun läßt.

Was uns sehr fesselt, sind natürlich die Büsten der alten Philosophen und Poeten, die ihr eigenes Zimmer doppelt umsäumen. Da sind die heiligen blinden Homere, da sind die Sokratesse. Ein Sokrates für gewöhnlich ist leicht zu machen: man deutet einige Zotteln an, stülpt ihm die Nase auf und schlägt ihm das Kinn ein. Dann ist er fertig.

Da ist auch der gewaltige Kahlkopf, den man so gern für Aeschylos nimmt, mit den angezogenen Brauen, ritterlich und ehrenfest — da steht über ihm dreimal Euripides mit dünnem Stirnhaar und langen Seitenlocken. Man darf sich nicht täuschen lassen durch ein selbstgemachtes Bild der Persönlichkeiten, die in Wahrheit oft ganz anders aussehn, als ihre Schriften, aber jener vermeinte Aeschylos paßt gar zu gut, um seinem dramatischen Nachfolger Euripides, wie Aristophanes meint, mit einem Kernwort den Schädel einzuschlagen.

Sophokles mit vollem Bart und Haar, ruhig, regelmäßig. Aber wie prächtig steht er im Lateran, die majestätische Gewandfigur, das Gewand fest um die Gestalt gezogen, den rechten Arm bis an die Hand hoch darin getragen, und den linken der es hält, darin verborgen und eingestemmt.

Demosthenes findet sich häufig, den Geschmack der Römer verrathend — ein scharfer Kopf mit gefurchten Zügen,

die in den einen ſtehenden, ſtechenden Blick geſammelt ſind, wie ein verbiſſener Deputirter.

Aber im Vatikan ſteht er in ganzer Geſtalt, ruhig, ſeine nackten Arme mit einer modernen Schriftrolle geſenkt, das grobe Manteltuch, ſein einziges Kleid, über den etwas dicken Leib und die Beine, unter den darauf ruhenden Armen herumgezogen und über die linke Schulter fallend. Man ſieht, er iſt's gewohnt.

Ariſtoteles ſitzt im Palaſt Spada, ſein Haupt mit dem faſt kummervollen Ausdruck des Denkens auf den Rücken ſeiner rechten Hand geſtützt, den Blick am Boden hängend, gealtert, den linken Arm im Philoſophenmantel, der den alten Oberleib frei läßt.

XIV.

Rundſchau in Rom.

Rom II.

Heben wir den Blick über die moderne Stadt von unſerm Kapitolthurm aus, dann bleiben wir zunächſt drüben an der Kuppel von S. Peter damit haften. Sie feſſelt ſchon auf viele Meilen Entfernung, alle Höhen überragend, den ahnungsvollen Fremdling. Zwar wird er ſich enttäuſcht fühlen, wenn er zum erſtenmal auf den weiten kreisrunden Petersplatz ſelber tritt und die flachen Stufen zu der Domfaçade hinaufſchaut, die bekanntlich nicht unglücklicher ſein könnte. Sie ſäumt ihren oberen Rand mit ſo übermäßig koloſſalen Statuen, ſie öffnet wenige, aber ſo ungeheure Fenſter, daß wir unmöglich dieſe Größe faſſen, und uns von weitem Menſchen dazu denken, die dieſen Fenſtern entſprechen, ſtatt daß ſie eigentlich wie Ameiſen auf deren Brüſtung zu kriechen hätten. Die Kuppel tritt unſcheinbar zurück — wir ahnen freilich nicht, welche Stadt von Kuppeln ſich zwiſchen die Hauptkuppel und dieſe Façade ſchiebt. Aber

drinnen werden wir's inne, wo die ungeheuren Maſſen an großem Feſttag entweder auf dem myrtenbeſtreuten duftigen Boden nach einem fernen Altar hin knieend kryſtalliſiren, oder nach dem Segen des Pabſtes, der vom Balkon der Façade aus geſchieht, wie ein dreifacher Corſo unter der goldnen Wölbung des Längenſchiffs, allerdings der vornehmſte Spaziergang, auf und nieder wogen, bis draußen die Truppen und die Wagen abgezogen; oder wenn wir aus einer Seitenkuppel — anderswo wär's ein großer Dom — unter eine höhere Wölbung treten und aus dieſer in Michel Angelos Hauptkuppel, die hoch und herrlich über ihren vier Gewaltpfeilern ſchwebt, ſelber hinaufſchauen. Zwar denken wir abermals nicht, daß dieſer Altarhimmel unter der Kuppel ſo hoch iſt als der höchſte Palaſt in Rom, bis wir die kleinen Menſchen zum Maaß nehmen, am Fuß der ſchwellend gewundenen koloſſalen Broncesäulen, die ihn tragen. Und wenn wir unter die Eingangshalle zurückkehren, und den wimmelnden Platz mit immer kleineren Menſchenpunkten überſchauen — in ſeiner Mitte Caligula's Obelisk, zu beiden Seiten die Rieſenfontainen, die ihre Waſſergarben in die Lüfte ſtäuben, und die gebogenen, vierſäulentiefen Colonnaden, welche die runden Seiten des Platzes ſäumen — dann ſehen wir ein, wie groß der Dom ſelber ſein muß, der ſolche Räume überwindet. Gerne ſieht man ihn in den Nächten ſeiner Beleuchtung erſt in feine Lichtlinien gezeichnet, bis er plötzlich in großen Fackeln bis auf die Höhe ſeines höchſten Kreuzes aufquillt.

Ueber die Umfangshalbkreishalle zur Rechten des runden Petersplatzes ragt, mit dem Dom verbunden, der gewaltige Vatikan in sechs, acht Stockwerken übereinander. Wir schauen in den offnen, raphaelischen Logenhof hinauf, der sich in zwei Stockwerken mit Logengallerien säumt, und wollen uns nur gleich dorthinauf in die untere der beiden denken, denn sie führt in's vatikanische Museum der Antiken. Lange, lange Flügel — man könnte eine kleine Eisenbahn drin anlegen — öffnen sich hinterwärts und verbinden den Hauptbau mit dem Schlußpalast, Belvedere genannt. Da steht Statue an Statue, Büste an Büste die lange Verbindungshalle hin. Wenn das eiserne Gitterthor mit seiner Kustodenbank sich einmal aufgethan, dann kann uns wohl werden, wie auf der Akropolis von Athen, aber sonst nirgends wieder.

Treten wir vielleicht gleich in den prachtvollen Saal, der sich zur Linken öffnet, Braccio novo genannt. Er verknüpft beide Flügel, welche den Vatikan mit Belvedere verbinden, untereinander in die Quere. Vieles Schöne ist unter den Statuen, die seine Nischen füllen, aber nicht satt sehen kann man sich an der Kolossalstatue des Nils, die in der Mitte, links unter der Tribune ruht. Der nackte Riese liegt auf seinem Gewand, den linken Arm, der ein mächtiges Füllhorn trägt, auf eine kleine Sphinx gestützt, während die rechte mit den Waizenähren im Schooß ruht. Seine eigenen Höhenmaaße als Knaben gebildet, umklettern seine mächtigen Arme und Beine, immer höher, einer sitzt auf der Schulter, einer ragt aus dem Füllhorn, ein reizendes

Spiel. Andre spielen mit einem Ichneumon, andre zu seinen Füßen bändigen ein Krokodil. Zumal des Nachts im Fackelschein wird dieses Spiel und der Riese selbst impo=sant lebendig.

Aber was für eine Zauberrune haben wir bereits ge=sehen, draußen am Ende der Gallerie, auf der Höhe der Treppe, im ersten hellen Gemach von Belvedere? Wir kennen sie, es ist der Torso des Herakles, und dürfen manchem Fragment vorübereilen, wenn wir dort um so länger bleiben. Er hat nicht Kopf, noch Arm, noch Beine — wir wünschen's ihm gar nicht, wir hätten Angst, daß diese wunderbare Lebenskraft des Rumpfes verkümmert wer=den könnte. Wir würden dem Künstler selbst nicht trauen, der unter dem Namen Apollonios sich unterzeichnet hat. Der Rumpf ist etwas vorwärts nach rechts gebeugt, ein ruhender Herkules, der mit der Rechten vielleicht einen Becher hielt, während er die Linke auf die am linken Schenkel ruhende Keule stützte. Aber mit welcher Kraft sprühen diese Schenkelstumpfe heraus, wie hart von Außen, wie elastisch weich von Innen. Wie hart diese Bauchwand, wie weich die Fetthaut der Rippen. Gar keine Adern, noch Muskelpolster, und doch so ungeheure Kraft. Wie müßte das Weib sein, das diesem Mann entspricht? Arme Hebe!

Wenn eine solche ideale Menschenherrlichkeit aufregend wirkt, so können wir erst auf den Balkon des nächsten Gemachs treten und uns die Tiberwiesen bis zur Engels=burg und die jenseitige Stadt überschauen. Die Engelsburg,

bekanntlich das Grabmal Hadrians, das er für sich und seine Nachfolger baute, ist ein Rundbau von massivem Kern über einem jetzt begrabenen viereckigen Unterbau. Im massiven Innern war ein Schneckengang, der nach einmaliger Windung in die Grabkammer führte, und sich fortsetzte nach einer oberen Grabkammer, die sich vermuthlich in einem weiteren Aufsatz eines verjüngten Rundbaues fand. Vielleicht war über dem zweiten Rundbau ein noch verjüngterer dritter und zuoberst das riesenhafte Viergespann mit der Statue des Hadrian. Von außen war das ganze Mausoleum mit weißem, pariſchem Marmor bekleidet, die Gänge im Innern mit kostbaren bunten Sorten. Jetzt ist nur der nackte runde Kern übrig, von modernen Gängen durchbrochen, und trägt die übereinander gethürmten Gebäude verschiedenen Alters zum Zweck der Festung, zuoberst den bronzenen Engel mit ausgebreiteten Flügeln. Früh als Veste benutzt, hat der Bau die Belagerungen aller Zeiten durchgemacht, von den Gothen an, gegen die man mit herabgeworfenen Statuen sich wehrte. Er ist noch immer Kastell und Staatsgefängniß, und diente seither als großartiges Gerüst für die römische Girandola, das große Feuerwerk an hohen Kirchenfesten, das seine massenhaften Raketengarben in die Lüfte treibt und im nahen Tiber spiegelt, oder die Feuerkaskaden über die ganze Engelsburg wallen läßt.

Hadrian baute dieses Grab und die Engelsbrücke, die es mit dem andern Tiberufer verbindet, als das Mausoleum des Auguſt, welches die früheren Kaiser aufnahm, sich

angefüllt hatte. Auch dieſes iſt noch vorhanden, jenſeits, unter den Häuſern verſteckt und überbaut. Es war gleichfalls ein Rundbau, der die Grabniſchen barg, aber einen Hügel mit immergrünen Bäumen beſetzt trug und zuoberſt die eherne Koloſſalſtatue des Auguſtus. Jetzt geht es einige Treppen hinauf in die offene Arena eines modernen Amphitheaters, das daraus geworden iſt. Dort unter freiem Himmel ſitzend, ſieht man ſich gern die ergötzlichen Ritter- und Räubertragödien italieniſchen Geſchmacks mit an, wie ſie nun bei Tag auf bedeckter Bühne da gegeben werden.

Wenden wir auf dem Abſatz um und treten wir in den kleinen Hof von Belvedere, in deſſen Mitte ein Brunnen aus antiker Faſſung ſpringt. Wir ſtehn unter der Halle, die von vier Seiten den Hof umgiebt, aber in jede Ecke ein Gemach, ein Heiligthum für irgend ein Meiſterwerk der Skulptur aufnimmt, ſo daß der Hof achteckig wird. Die Thüren eines jeden Gemachs öffnen ſich nach zwei Seiten unter die Halle, und wenn wir in's Gemach zur Linken treten, ſo ſtehen wir vor dem belvederiſchen Apoll.

Das iſt er, der junge Gott, wie wir bereits bemerkt, der nicht Muskelpolſter noch Adern braucht, deſſen Pfeile wie von ſelber fliegen, während er verachtend weiter ſchreitet. Er hat ſoeben einen Pfeil verſandt und der linke Arm mit dem Bogen iſt noch ausgeſtreckt, aber ohne Anſtrengung — trägt ſogar den Mantel, der auf der rechten Schulter geheftet, in den Rücken hängt und auf dieſem linken Arme maleriſch drappirt ruht, was ein anderer Schütze gewiß

nicht thäte. Der ſchöne Kopf iſt der Richtung des Schuſſes nachgewandt. Zwar, wenn wir die Geſtalt in der Mitte durchſchnitten denken, ſo bliebe dieſer Kopf auf der rechten Seite ſitzen, und wenn wir das nachgezogene linke Bein ausſtrecken, ſo dürfte es um Einiges zu lang werden — das thut aber gar nichts und tragen ſolche Fehler vielleicht gerade zum Schwung ſeines Ganges bei. Die Beine ſind mehrfach gebrochen und ohne die Eiſenſtange, die ſeinen Rücken in die Niſche heftet, könnte der daherſchwebende Gott ſich nicht mehr auf den Beinen halten.

Wir treten durch die nächſte Halle in's zweite der vier Eckgemächer des kleinen Hofes und finden drin die Gruppe des Laokoon. Mit dieſem haben wir ein anderes Wort zu reden. Obgleich ſchon manche Hymne geſungen wurde von dieſer hölzernen Bank aus, in der Niſche gegenüber — uns iſt die Laokoongruppe, trotz allen Aufwands von Meiſterſchaft, eine ſeelenloſe Phraſe. Welche Theilnahme ſollen wir haben für eine Scene, die ein ſo äuſſerſt ſeltener Fall in der Naturgeſchichte iſt? Ein Vater und zwei Söhne ſind zu gleicher Zeit von zwei Schlangen umwunden und in eine einzige Gruppe verſtrickt, zu einer einzigen künſtleriſch entfalteten Arabeske geworden. Als ſolche wollen wir ſie gelten laſſen. Sie wäre auf jeden Theatervorhang recht, weil dieſe unwahren, rhetoriſchen Schmerzen Niemanden anregen oder peinigen werden, ſo arg die Geſchichte iſt. Auf die Natur wird ſchon damit verzichtet, daß der Vater in der Mitte koloſſal, die Söhne im Gewinde dieſer Schlangen-

Arabeske in verkleinertem Maaßstab gehalten sind. Wir können nicht einmal Wohlgefallen haben an der wunderbaren Kunst dieser Leiber, weil ein widerwärtiges, mindestens rein rhetorisches Motiv sie entstellt. Das darf man freilich Vielen nicht sagen, die an's hergebrachte Staunen gewöhnt sind. Wir versichern aber, wer hieran sich begeistern kann, der versteht nicht zu scheiden zwischen Rhetorik und Poesie. Wir werden andre Gruppen kennen lernen, wo die Schmerzen nicht erheuchelt sind. Durch alle Kunstwerke alter und neuer Zeit läßt sich die Grenze ziehen zwischen solchen, die Seele haben, und solchen, die keine haben. Wenn sie keine haben wie dieser berühmte Laokoon, dann besteht die ganze Anregung in der Frage: Was gehört dazu ein solches Stück zu machen? Was allerdings, zumal für Meister vom Fach, oft genügt, während das wahre Kunstwerk uns den Künstler soll vergessen machen über der Gewalt der Darstellung. Wir wollen erhoben und versittlicht sein — dazu reicht aus schon die reine Schönheit, wie im nächsten, dritten Eckgemach unseres Hofes, an dem sogenannten Antinoos von Belvedere. Es war ein Hermes, wie der geflügelte Schuh, der hier fehlt, an einer Wiederholung der Figur ausweist. Sie ist schön im bräunlichen Glanz ihres Marmors, stehend, mit dem ernsten, etwas rechts geneigten Kopf. Der rechte Arm fehlt ganz, ein Stückchen Gewand windet sich um den gleichfalls unvollständigen linken und fällt hübsch über die linke Schulter.

Das vierte Eckgemach unsers Hof wollen wir nicht sehen — dort hatte Canova die Keckheit, drei seiner Figuren,

und zwar die widerwärtigsten von allen, einzureihen — wenden uns vielmehr nach Innen. Ein kalter Luftzug kommt uns entgegen aus den weiten, innern Räumen des Statuen-Museums von Belvedere. Wir nehmen an, daß wir den Gang im Sommer machen, wo der kleine Hof in der Sonne brennt, und die Granitwannen in der Halle vor eingesogener Gluth sich nicht berühren lassen.

Wir sind im Saal der Thiere, wie er heißt, von den zahlreichen alten und modernen Thierbildungen, die ihn füllen. Wir wollen anhalten bei der sogenannten Mithras-gruppe, die sich hier, nicht wie sonst so oft in halberhobener Darstellung, sondern in ganzer Figur findet. Wir erwähnen sie indeß nicht um des Kunstwerths, sondern um des Inhalts willen. Es ist der rohe Versuch einer Kosmogonie, die von ihrer hochasiatischen Heimath aus, zugleich mit dem zoroastrischen Glauben den Weg bis zum Rhein und Neckar fand, wo die römischen Legionen ihre Altäre mit dieser ewig wiederholten Darstellung aufstellten. Allenthalben sehen wir den niedergebrochenen Stier, Ormuzdens erste Schöpfung, wie er von Ahriman, dem bösen Gegengeist, erdolcht wird, der auf ihm kniet, eine Figur in phrygischer Mütze. Ahrimanische böse Thiere, wie Schlange und Skorpion, ormuzdische gute Thiere, wie Hund und Hahn, machen den Kampf um den sterbenden Stier und seine Kräfte mit. Aus dem Schwanz des Stiers sproßt das Getraide, aus den Hörnern Bäume, aus dem Blut die Traube ꝛc. Aus seiner Seite ging der erste Mensch hervor. So ist die Welt

geworden, trotz der Vernichtungsluſt jenes böſen Geiſtes und Stiermörders. Eine Schöpfungsſage, allerdings von der roheſten Willkür, auf ein unentwickeltes Hirtenvolk deutend, das, wie der Erklärer Röth ſich ausdrückt, in den unbehülflichen Denkflügen ſeiner Phantaſie ſich nicht höher erheben kann, als bis zu dem Thier, von dem es ernährt wird.

Wir treten weiter aus dieſem in die Breite geſtrecktem Saal der Thiere, der unter ſeinen marmorweißen oder bunten Thierformen jenes Prachtexemplar der Ahrimansgruppe zeigt, und zwar durch ſein rechtes Ende in die ſogenannte Gallerie der Statuen. Hier kann uns vollends wohl werden unter den edlen Gebilden, und um ſo wohler, je heimiſcher wir darin ſind, und je weniger Fremde ihre rothen Bücher drin aufſchlagen, wovor eben der Sommer uns bewahrt.

Hier, in der Niſche des linken Endes, ſtreckt ſich die koloſſale Nymphe in ihren faltenreich verſchlungenen Gewändern, ſchlafend, den Kopf auf den Rücken der linken Hand geſtützt, den rechten Arm über den Kopf gelegt, die rechte Seite entblöst mit den vollen Formen von Bruſt und Armen. Sie mag der beſten griechiſchen Zeit angehören. Noch bedeutſamer aber erinnert uns an dieſe der vatikaniſche Amor oder Eros, gleich zur Rechten vom Eingang, leider nur im Rumpf erhalten, der ſchöne, ernſte Knabe oder Jüngling mit dem leicht nach Rechts geneigten Haupt, deſſen Lockenſpitzen auf den Schultern ruhen. Der

tiefſinnende Ausdruck lehrt uns, daß wir nicht den ſpielenden Knaben der Venus hier vor uns haben, ſondern den ernſten Gott von Thespiä, der im Anfang der Dinge war. Es mag ein Nachbild jener Statue ſein, die Prariteles für die Thespier gebildet hat, jene böotiſche Stadt, welche dieſem uranfänglichen, weltſchöpferiſchen Liebesgott einſt ihre Feſtſpiele weihte. Wir haben ganz andre Achtung vor ſolchen hiſtoriſch-geweihten Formen, als vor ſämmtlichen Bravourſtücken einer namenloſen Zeit.

Da iſt der jugendliche, eidechſenhaſchende Apoll, faſt mädchenhaften Angeſichts, der mit dem ausgeſtreckten linken Arm leicht am Baume lehnt, während er mit dem Pfeil der erhobenen Rechten die emporlaufende Eidechſe zu ſchrecken ſucht. Die mannigfachen Wiederholungen dieſes Motivs ſind auf eine Broncestatue deſſelben Prariteles zurückzuführen, von der es in altem Epigramm heißt:

Schone doch, lauernder Knabe, das Thierchen, welches hinanläuft
Nur zu dir, denn es will ſterben durch deine Hand.

Da ſteht die Amazone, die ſchönſte von den vielen Amazonen, die uns übrig ſind — ſie führt gleichfalls auf das berühmte Vorbild eines alten, griechiſchen Meiſters, des Polyklet zurück. Die Amazone, im kurzen, faltenreichen, aber eigenthümlich weichen Untergewand, das, über der rechten Schulter geheftet, die Linke frei läßt. Der linke Arm iſt geſenkt, der rechte über den Kopf gebeugt, um den Bogen herüberzunehmen. Bei aller Anmuth eine ſo volle Kraft, daß wir die kriegeriſche Laune begreiflich finden.

Wer brave Komödien geſchrieben hat, verdient ſo behaglich zu ruhen, wie dieſer Menander, der griechiſche Komödien-Dichter, dem wir weiterhin entgegentreten. Er ſitzt im antiken Stuhl von ausgeſchweiften Füßen, tiefer Rücklehne, weichgebettet auf Polſter und Mantel, der ſeinen Schooß überzieht. Darauf ruht die Rechte, während die Linke mit der Schriftrolle, gleichfalls auf den Mantel gebettet, über die Lehne hängt. Er ſchaut gemüthlich ſinnend in's Weite, und ſaß, wie er hier iſt, ſammt ſeinem Nachbar zur Rechten, dem ganz ähnlichen Sitzbild des Komödiendichters Poſidipp ſehr wahrſcheinlich einſt im Theater zu Athen. Auf ſeinem Scheitel iſt noch das Loch, wo einſt eine eherne Scheibe eingeſetzt war, um den Kopf vor dem Unrath der Vögel zu bewahren. Wenn die Figur auf den Sitzkreiſen des atheniſchen Theaters ſtand, ſo war ſie natürlich unter freiem Himmel.

Unter dem Bogen hindurch, der die hintern Abtheilungen der Gallerie öffnet, treten wir in den Raum der Büſten, haben aber genug an der Einen, dem herrlichen Heldenhaupt des Aias. Wir müſſen uns die Gruppe denken, zu der es gehört hat, und die in verſchiedenen Wiederholungen ſich noch vorfindet, eine der ergreifendſten des Alterthums. Sie ſtellt einen Aias vor, der den gefallenen Patroklos aus dem Kampf ſchleppt. Er hat den Todten über'm linken Knie, deſſen Bruſt mit dem rechten Arm überſpannend. Der Todte iſt in die Knie geſunken, die Beine ſchleifen am Boden, ſein linker Arm berührt gleichfalls den Boden. Aber

welche Kraft baut ſich empor in der offnen, entblösten rechten Seite dieſes Aias! So ſteht die Gruppe unter der berühmten Loggia dei Lanzi zu Florenz, unter dem mittleren der drei ſchönen, großen, dunklen Bogen, die ſich nach dem Granducaplatz öffnen. Aber dort iſt der Kopf ergänzt, und nicht, wie dieſer hier, aus dem die ganze Leidenſchaft des Kampfes leuchtet, die Haare am Helm klebend vom Schweiß der Schlacht. Er muß rückwärts ſchauen, den Mund halb geöffnet, um nach Hülfe zu rufen, ein Aias, der um Hülfe ruft, aber den Todten nicht aufgeben will, den er zu retten hat vor dem Feind. Ich denke ſolch' eine Gruppe iſt ein ſittliches Motiv, und kann uns an dieſer Kraft und Wärme, dieſer wahrhaftigen Heldenangſt, klar werden, was für eine blaſſe Phraſe der Laokoon iſt. Ein paar Füße des Todten, den man Patroklos oder Achill nennen mag, liegen hier am Boden, kalt, leblos nachgeſchleppt mit dem meiſterhafteſten Ausdruck des Todes. Wie ſchade, daß wir nur die Trümmer von verſchiedenen Ausführungen der Gruppe, aber keine erhaltene vom Werth dieſer Beine, dieſes Aiaskopfs haben. An der Ecke des Palaſts Braſchi iſt der bekannte Pasquino, berühmt, weil einſt die Pasquille dort angeſchlagen wurden und von ihm den Namen erhielten — gleichfalls nur ein ſehr verſtümmeltes, aber einſt vortreffliches Exemplar unſrer Gruppe.

Wir treten aus dem Raum der Büſten auf die offene Loge, welche ſich nach hinten vor die Gallerie der Statuen legt und überſehen die vatikaniſchen Gärten und den Monte

Mario mit ſeiner Cypreſſenkrone. Die Gegend an dieſem hinterſten Ende von Rom, zumal im Sommer, iſt ſehr öde, aber immer ſchön.

Wir kehren in die Gallerie der Statuen zurück durch's ſogenannte Kabinet der Masken, und verſäumen in dieſem nicht, die reizende Venusgeſtalt zu bewundern, die im Bade kauert, oder eben ſich draus erheben will. Das rechte Knie berührt faſt den Boden, der rechte Arm deckt die Bruſt, der linke den Schooß, der Kopf iſt nach rechts geſenkt. In allen Linien iſt das erquicklichſte Wohlbehagen der eigenen Form.

Durch die Gallerie der Statuen kehren wir in den Saal der Thiere zurück und treten aus dieſem, gegenüber dem Eingang aus dem ſonnigen Hof, weiter unter die Kuppel des Muſenſaales. Hier ſind wir in ſehr guter Geſellſchaft, denn unter der Kuppel des achteckigen Mittelraums reihen ſich die neun Muſen und haben die Büſten ſehr ehrenwerther Philoſophen und Dichter zwiſchen ſich. Da iſt die ſchöne Kalliope, die Muſe epiſcher Dichtung, welche ſitzend die Wachstafel auf dem Schooß hält und ſinnend ihren Griffel hebt — Euterpe, mit der Flöte in der ruhenden Linken, auf ihrem helikoniſchen Felſen ſitzend, auf den ihre Rechte ſich ſtützt, und hinausſchauend — Polyhymnia, Muſe der Erinnerung, wandelnd, mit roſenbekränztem Haupt, ein weites Gewand um ſich gezogen, in dem halb durchſcheinend der rechte Arm ruht, während auch die niedergehaltene Linke durchſchimmert — Klio, die Muſe der Geſchichte, ſitzend, die ihre

Rolle entfaltet um zu lesen — Melpomene, mit Weinlaub im tragisch aufgeputzten Haar, das in die Stirne fällt, die tragische Muse mit der Herkulesmaske in der Rechten, während der linke Fuß auf einen Felsen tritt und der linke Arm darauf ruht, heroische Haltung, in schwerem Gewand — Thalia, die komische Muse mit Epheu im Haar, sitzend, mit komischer Maske und Krummstab — Urania, stehend, mit der Kugel auf der Linken, die Muse der Himmelskunde — Erato, Muse des Liebeslieds, auf einem Felsen sitzend, schlägt die Lyra mit den weit ausgebogenen Hörnern, tieferem Schallboden, die ohne Band auf dem Kniee gespielt wird — Terpsichora, die Muse lyrischen Tanzes und des Tanzchors, stehend, trägt die Phorminx von flacherem Boden am Band — so mögen sie nach dem Vorbild des Philiskus gebildet sein, dessen Musen einst unter dem Portikus der Oktavia zu Rom bewundert wurden, sammt jenem musenführenden Apoll in seinem langen, bis zum Boden fließenden Gewand, wie er gleichfalls hier steht, mit dem lorbeerbekränzten Kopf von so weichem, begeistertem Ausdruck, daß er selbst für eine Muse gelten könnte.

Kurz, eh wir in die nächste große Rotunde treten, betrachten wir uns noch zur Rechten die Büste des Perikles — sie trägt den Helm, weil der meerzwiebelköpfige Gott, wie die atheniſche Komödie ihn nannte, den spitzen Kopf im Helm zu verdecken suchte — und das runde Gesichtchen der Aspasia, seiner berühmten Gemahlin, mit verschleiertem Oberkopf.

Es geht weiter in die größte Rotunde, deren mittleren Raum die ungeheuerſte Porphyrſchaale, in den Bädern des Titus gefunden, einnimmt, während in den Niſchen rundum koloſſale Götter- und Kaiſerfiguren und auf den Granitſäulenſtumpfen davor koloſſale Büſten ragen.

Wir halten uns an die erſte zur Rechten des Eingangs und können nicht müde werden, ſie bald von vorn, bald im Profil zu faſſen. Dieſes Angeſicht iſt eine Nachbildung des olympiſchen Zeus von Phidias, jener Koloſſalſtatue zu Olympia, welche die Alpenhöhe griechiſcher Kunſt bezeichnet. Wir haben früher davon geſprochen. Dort war der göttliche Rieſe von Elfenbein, ſein Gewand von Gold, hier haben wir in Marmor eine würdige Erinnerung ſeiner großartigen Züge.

Wenn wir auch den Rundgang durch die große Rotunde, den großen Götterfiguren vorbei, die imponirend aus ihren Niſchen ſchauen, ſtumm vollenden und durch die nächſte Thür treten — da ſind abermals neue, ſtatuenreiche Räume, ein Treppenhaus, das auf die koſtbarſten Säulen von Granit, Marmor und Porphyr von oft ganz einzigen Farben geſtützt iſt. Links ſchauen wir durch ein Gitterthor in's ägyptiſche Muſeum, und wenn wir der Treppe hinauf folgen, gleichfalls links durch ein Gitterthor in's etruriſche Muſeum. Rechts öffnet ſich oben wieder eine Rotunde, und noch manch' edle Gewandfigur, oder Kriegergeſtalt, oder Gottheit kann darin uns feſſeln, bevor wir weiter ſchreiten durch die Gallerie der Kandelaber, die mit Sarkophagen, Prachtgefäßen,

kleineren Statuen wechseln. Diese Gallerie, parallel mit der, die uns hereingebracht, führt nach dem Vatikan zurück, den raphaelischen Tapeten vorbei in die raphaelische Gemäldesammlung des Vatikan. Wir müssen die Augen davor schließen, denn wir sind nur des Alterthums wegen gekommen, und uns wieder herunter versetzen auf den Petersplatz.

Ziehen wir von dorther unsern Blick wieder zurück — sei's, daß wir den Weg an Piazza Navona vorübernehmen, jetzt dem Hauptmarkt von Rom, auf dessen Mitte der große Brunnen in Gestalt eines kühn durchbrochnen, wasserüberströmten Felsens aus dem großen Becken steigt, auf seiner Höhe einen Obelisken, auf den Ecken die Kolossal-Statuen der vier Hauptströme der Welt trägt. Es war vor Alters dieser langgestreckte, tiefe Platz ein Stadium, Rennbahn in griechischer Weise, und dient noch jetzt zu Volkslustbarkeiten, wenn man im Sommer ihn zuweilen überfluthen läßt. Da ist's dann ein Hauptspaß für die Eselskarren und andre Equipagen, drin herumzuplätschern, während das Volk sich um den Rand drängt, und die hohen Pyramiden aufgeschnittener, innen prächtig rother Wassermelonen sich darin spiegeln. Oder sei's, daß wir unsern Weg am altersgrauen Pantheon vorübernehmen, mit seiner alten, hohen Giebelhalle und dem alten Kuppelbau dahinter — das erhaltenste Gebäude von Alt-Rom, trotz all' der Unbill, die es erlitten, durch Raub und Entstellung — erst der große Rundsaal von Agrippa's Thermen, darauf Tempel, und nun Kirche. Wenn wir eintreten, sehen wir's ausgekleidet mit gelben

Marmorſäulen und Niſchen, und oben die Kuppel durch kreisrunden Ausſchnitt offen, durch den der Himmel hereinſcheint.

Dieſe ganze Ebene, vom Kapitol bis zum Tiber, einſt Marsfeld genannt, war in alten Zeiten zwar nicht von den Quartieren der Bevölkerung eingenommen, ſondern eine Stadt von Tempeln und Säulenhallen, Theatern und Cirkus-Anlagen, Bädern und großartigen Grabdenkmalen. Man denkt nicht dran, wenn man heute durch die oft ſteilen Gaſſen ſteigt, daß dieſe Hebungen des Bodens nur von den alten Gebäuden kommen, die noch unter dem Schutt, unter dem modernen Pflaſter ſtecken. Oft zeigt noch eine Häuſerreihe durch ihre runde Linie, oder ein hochliegender Palaſt durch ſeine runde Façade, daß er auf der Rundung eines einſtigen Theaters ſteht. Wir denken nicht dran, wenn wir in den heutigen Paläſten wohnen und Beſuche machen und Bälle geben helfen, daß wir vielleicht gerad über den Grundmauern des Gebäudes ſind, in welchem der Diktator Sulla einſt jene vier Legionen hinrichten ließ, deren Geſchrei bis zum Tempel der Bellona drang, worin der Senat ſaß. Bald ſuchen wir die Säulen begrabner Säulenhallen tief in den Kellern der Häuſer, bald ragen ſie noch frei aus dem Schmutz des Fiſchmarkts. Begraben iſt noch unendlich viel, und nichts aufregender als der Gedanke an all' die edlen Marmorbilder, die noch unten ruhen mögen. Sie ſind uns genannt, die edelſten Meiſterwerke Griechenlands, wie ſie allmählig hier zuſammengebracht unter den Säulen-

hallen ſtanden, die immer größer, immer herrlicher von Pompejus, Auguſtus ꝛc. hier erbaut wurden, hundertſäulige Hallen, mit koſtbaren Teppichen gegen die Sonne geſchützt, und vielbeſungene Platanengänge und Springſtrahlen in ſich faſſend. Wir können den Ort beſtimmen, wo jene berühmte eherne Reitergruppe von Lyſippos, welche Alexander ſeinen Siegern vom Granikus ſetzen ließ, natürlich als römiſches Beuteſtück aus Makedonien aufgeſtellt war. Oder wo jene Gruppe des Skopas bewundert wurde: Achill, der von Thetis und allen Meeresgöttern in üppigem Zug nach der ſeligen Inſel gebracht wird. Vieles mögen die Brände vernichtet haben, Vieles mag noch unten ſtecken — wurden doch Werke erſten Rangs, wie die mediceiſche Venus, jetzt zu Florenz, hier gefunden. Aber hoch über den begrabenen Säulengängen ſteht die heutige Stadt. Wenn wir bedenken, wie Vieles ſchon herausgehoben iſt, wie alle die zahlloſen Kirchen von Rom ihre Decke auf antike Säulenreihen ſtützen, ſich mit bunten, antiken Marmorfarben auskleiden; wie ganze ungeheure Säulenhallen, die man im Mittelalter aus antikem Material wieder aufgeſtellt hatte, z. B. nach der fernen Paulskirche in die Campagne hinaus, nun verſchwunden ſind; wie das ganze neuere Rom, nach Raphaels Ausdruck, aus dem Kalk verbrannten Marmors gebaut iſt, dann müſſen wir einſehen, daß es die reichſte Stelle der Welt iſt, und begreifen den Zauber allmählig, der an dieſen ſehr hiſtoriſchen Boden feſſelt. An den modernen Laden der Marmorſchleifer kann die Leidenſchaft der alten Römer für bunte Steinfarben

uns wieder erfaſſen. Man ſchleift — es iſt die Haupt-Induſtrie von Rom — aus den alten Brocken allerlei kleine Kunſtwerke, Tempel, Ruinen von Rom, Gefäße ꝛc., oder ſetzt die bunten Stücke in Moſaiktiſchplatten zuſammen. Die ſchönſten, bei den Alten beliebteſten Farben ſind der dunkel-kirſchrothe Marmor, deſſen einziger Bruch erſt kürzlich wieder an der äußerſten Spitze des ſpartaniſchen Taygetos-gebirgs, faſt im Meere ſelbſt entdeckt wurde, und der weiße, violett geſprengte Marmor aus Phrygien im innerſten Klein-aſien, von wo die ungeheuren Säulen erſt über alle Gebirge weg gebracht werden mußten, um auf der See nach Rom zu gehn. Der goldgelbe numidiſche Marmor mit röthlichen Adern, gleichfalls in den größten Säulen ganzer Triumph-bogen noch übrig. Die rothen Granitſäulen, jede einzige oft eine Schiffsladung, ſind von den Nilkatarakten an der äthiopiſchen Gränze, die dunkelrothen Porphyrſäulen ſind aus dem arabiſchen Gebirg Aegyptens. Solche Mittel wird keine Stadt in der Welt mehr haben, wie jene einſtige Hauptſtadt der Welt.

Ziehen wir den Blick wieder herein auf der tiefen Palaſtſtraße des Corſo — er war auch im Alterthum ſchon Hauptſtraße und von Triumphbogen überſpannt — und werfen wir unſern Blick vom Kapitolthurm rechts, oſtwärts wieder hinaus: dort ragt die hohe Trajanſäule aus ihrer Tiefe. Es iſt die bekannte Form, die nach dieſem Vorbild ſo oft wiederholt wurde, eine mächtig große Rundſäule, in derem Innern ſich die Treppe hinaufwindet, während ſie

außen gleichfalls in aufwärts gewundener Folge die Thaten des Kaisers in Tausenden von halberhobenen Figuren darstellt. Zuoberst auf der Rundung der Säule steht jetzt der Apostel Petrus, stand einst der Kaiser Trajan, nicht auf einem Kapitäl, wie die ungeschickteren Nachahmer es machen, sondern der Schaft der Säule selbst erhebt sich durch und über den kapitälartigen Balkon, rundet sich ab und beschließt seine Kraft in sich selber, bevor er die Statue aufnimmt. Eine Säule, die auf ihre Kapitälplatte die Figur empfängt, ist ewig nur eine Ruine, auf die man was gestellt hat. Die Trajansäule war indeß nur der Flaggenmast eines Gebäudes, das selbst in Rom ohne Gleichen war, der trajanischen Basilika. Demüthiger können wir nirgends werden als beim Gedanken an die Größe der Mittel, die dieses Wunderwerk schaffen konnten. Trajan, um Raum für sein Forum und diese Basilika drauf zu gewinnen, hat den ganzen, dicht bewohnten Stadttheil zwischen den Hügeln des Kapitols und des Quirinals weggefegt, die Abhänge der Hügel selber abtragen lassen. Da nun nach römischem Recht jeder Zollbreit Erde, und zwar nach der Laune des Besitzers, entschädigt werden muß — wir können gleich in der Nähe ein Forum des Kaisers Augustus beobachten, dessen Umfangmauer wunderliche Biegungen macht, weil der Kaiser den Preis des Bodens nicht erschwingen konnte — was für unermeßliche Summen muß allein der Boden jenes hochgethürmten Stadttheils gekostet haben. Cäsar, wie wir gesehen haben, schon hundertfünfzig Jahr früher, zahlte vier Millionen Thaler

für den kleinen Raum einer ſolchen Baſilika am alten römiſchen Forum.

Seit der Ausgrabung zur Zeit napoleoniſcher Herrſchaft ſehen wir an der Stelle von Trajan's Baſilika ein tiefes, weites, ausgemauertes Becken, aus welchem die Trajanſäule emporſteigt, und worin die aufgeſtellten Granitſäulenſtumpfe die Richtung der alten Säulenreihen angeben. Sie theilten einſt die Baſilika in fünf Schiffe, beſtanden aber aus edlerem Material als Granit, vermuthlich aus gelbem numidiſchem, und violettweißem phrygiſchem Marmor. Die beiden runden Enden des Gebäudes, das quer hinter der Säule ſich zwiſchen beide Hügel legte, ſind noch unter den heutigen Häuſerreihen begraben. Das Dach war von Bronze.

Es ſei nur tröſtlich, daß auch die Römer ſterben müßten, meinte ein perſiſcher König, der einſt auf Beſuch in Rom war und dem der Kaiſer Conſtantius die Trajaniſche Baſilika zeigte. Als Baumeiſter dieſer bewundertſten Anlage wird Apollodorus von Damaskus genannt, derſelbe, den Kaiſer Hadrian, der Nachfolger, hinrichten ließ, weil er ſich über Hadrian's eigene Entwürfe luſtig machte. Daß Kunſt und Geſchmack noch in dieſen Jahrhunderten ſich erhalten konnten, iſt merkwürdig genug.

Von der Tiefe der Trajaniſchen Baſilika wollen wir weiter ſtreifen am Quirinal hinauf. Wir ſehen den Palaſt Colonna, der am Fuß des Hügels ſteht und mit ſeinem Garten am Hügel hinauf durch Brücken verbunden iſt. Dieſer Garten, in Terraſſenform anſteigend, trug einſt den

großen Sonnentempel Aurelians, und liegen auf der oberſten Terraſſe noch weiße Marmorblöcke, einſtige Geſimsſtücke von ganz unerhörter Größe.

Wenn wir die Mittel nicht haben, dieſen Tempel wieder aufzurichten, ſo wollen wir uns ſchnell an einen Ort verſetzen, wo wir ganz deſſelben Geſchmacks aus derſelben Zeit uns erinnern. Es iſt die große Tempelburg von Baalbeck in Syrien. Sie erhebt ſich aus dem breiten Hochthal zwiſchen Libanon und Antilibanon und trägt auf ihrer Platte die großartigſten Tempelreſte römiſchen Stils. Wenn wir drunten die Burg von allen vier Seiten umſtiegen haben, wo ſie aus bebautem Grund, umrauſcht von Bächen, ſich mit ſo fabelhaften Steingrößen aufbaut, daß Einem der Verſtand könnte ſtill ſtehen — in ſolchem Moment muß wenigſtens der berühmte Lamartine ſich befunden haben, als er dieſen Unterbau für's Werk vorſündfluthlicher Rieſen erklärte — dann ſteigen wir wieder herauf, den Pfad von Oſten, wo die Pferde ſich über rieſenhafte, in ihre Stücke gebrochene Säulen und Kapitäle, den Sturz des Tempels über uns, einen Zickzackweg getreten haben. Auf der Plattform ſtanden zwei Tempel, der eine auf der Oſtkante ganz erhalten, nur daß einige Säulen aus Flanke und Hintergiebel herausgeriſſen, eben den Trümmerſturz bilden, durch den wir uns heraufwinden. Wir treten unter ſeine Säulenflanke ungewohnter Höhe, aus deren Decke von netzförmigem Steingeflecht Portraitköpfe oder ganze bildliche Gruppen, wie Leda mit dem Schwan, Ganymed vom Adler getragen,

herabſchauen — Darſtellungen, die uns andeuten, daß dies jener Jupitertempel ſei, den Kaiſer Antonin, wie es heißt, als Weltwunder in Syrien erbauen ließ. Dann war der andere, noch bedeutend größere, zu dem wir hinüberſchauen, aus unſrer Flankenhalle — wo dort auf noch höherem Terraſſenrand nur ſechs Säulen, gleichfalls aus der Seitenhalle, ihr Steingebälk ſchwindelnd hoch in die Lüfte heben — dem Gott von Baalbeck, dem Baal des Himmels, dem phönikiſchen Sonnengott geweiht. Man weiß nicht, wer ihn gebaut, oder ob er jemals fertig war.

Laſſen wir jenen, und ſehen wir uns im Innern dieſes erhaltenen Tempelhauſes um. Wir ſchlüpfen durch's enge Loch einer ſaraceniſchen Mauer, die ſich ſo nah vor die Tempelfront pflanzt, daß wir mit ſtarker Phantaſie ſie erſt wegheben müſſen, und beugen vermuthlich ſcheu aus vor dem Schlußſtein der Portalwölbung, der von den gleich koloſſalen zwei Nebenſteinen nur am äußerſten Rand noch gehalten, drohend da oben ſchwebt. Im Innern flimmern uns die Augen vor dem überreichen römiſchen Stil dieſer Zeit, Halbſäulen und Niſchen, unterbrochene Giebel, verkropfte Geſimſe. Ornamente, die in Zeiten des Geſchmacks aus dem Innern zu wachſen ſcheinen, ſie kräuſeln nun wie ein Krautgarten die Oberfläche.

Wenn dieſe zwei koloſſalen Tempel, der kleinere tiefer, der größere höher gelegen, das Hinterende der Burgplatte einnahmen, ſo iſt der weite, vordere Raum, wo jetzt unſer Zelt mit der ungeheuern langen Lanze des Dragomans auf-

geſchlagen ſteht, ein Hof geweſen, den die Paläſte der Prieſterſchaft ſäumen. Sie ſind ganz vom ſelben ausſchweifenden Stil, aber ſtaunenswerth ob des Reichthums, der ganz wie nach Rom ſelbſt die Granitſäule der Nilkatarakten, die Porphyrſäule vom arabiſchen Gebirg in dieſes Hochthal Syriens heraufſchleppte. Drunten die ruinirte Moſchee ſtützt ihre vielen Bogen auf die von hier verſchleppten Schäfte herrlicher Politur. Woher kamen dieſe Gelder? Allerdings war Baalbeck eine Station im großen aſiatiſchen Handelsweg. Wenn wir das Gebirg, deſſen kahle Vorhöhen wir faſt mit der Hand erreichen, dieſen Antilibanon von geringerer Waſſerſcheide, ſüdoſtwärts durchſtreifen, und am zweiten Tag auf die letzte Kalkhöhe vorreiten, da liegt unter uns die gelbe Stadt Damaskus. Sie liegt in ihrem ungeheuren Baumgarten, der, von ſeinen Flüſſen durchblitzt, von ſeinen Mauern und der gelben Wüſte reinlich eingefaßt wird. Wenn wir von hier aus, ohne einzugehn in die Gaſſen von verfallenen Lehmwänden, denen man nicht anſieht, was für Marmorhöfe mit Springſtrahlen und Blüthenbäumen ſie einſchließen, oder in die unendlichen gedeckten Bazarſtraßen voll Roſenduft und Tabacksſtaub, in die friſchen, luſtigen Gärten am fließenden Waſſer und Kaffees über'm Waſſerfall, wo dieſe Race Nargileh raucht und dem Waſſer zuſieht — wenn wir ſtatt deſſen einen Vogelflug über die unabſehbare, gelbe Wüſte nordoſtwärts nehmen könnten, dann kämen wir zu einer andern Ruinenſtadt römiſchen Stils, mitten in der Wüſte, nach Palmyra. Tempel und

Hallen, Tauſende ſtehender und geſtürzter Säulen, Akropolis uud Gräberthal — jetzt um ihrer wenigen ſchlechten Brunnen willen von Beduinen wimmelnd. Aber wir haben genug von dieſen Formen ſpät-römiſcher Art, und ſtatt dorthin, wollen wir lieber auf dem römiſchen Quirinal bleiben, vor dem gleichnamigen, päpſtlichen Palaſt die koloſſalen Dioskuren, jene Roſſebändiger majeſtätiſchen Stils, die einen Obelisken zwiſchen ſich und das prächtig fluthende Waſſerbecken vor ſich nehmen, beſchauen und dann weiter ſtreifen über Palaſt und Stadt, über's bebaute Thal der Salluſtiſchen Gärten. Dort, wo die prächtigen Cypreſſen ragen, iſt die Villa Ludoviſi, moderner Anlage, innerhalb der Stadtmauer, die ihren Garten ſtützt, und darum unverſehrt, während die Villa Borgheſe, die unterhalb der Mauer draußen mit ihren Pinien und Eichenhainen über Thal und Hügel fortzieht, im letzten Krieg ſo grauenhaft verwüſtet wurde.

Die Villa Ludoviſi hat in ihrem kleinen Muſeum eines ſchmuckloſen Gartenſaals Stücke vom allererſten Rang. Da iſt der ſitzende Mars Ludoviſi, den linken Fuß hoch auf einen Helm geſetzt, und beide Hände unter dieſem Knie verbunden — ſo ſchaut er hinaus, ſinnend über ſeine eigene Kraft und Herrlichkeit, von Thaten ausruhend und auf neue denkend. Unter dem ausgeſtreckten, rechten Bein füllt ein kleiner Amor den Raum.

Da iſt jener nackte Gallier, die Chlamys im Rücken fliegend, wie er verzweifelt ſich umſchaut, und das kurze,

ſpitze Schwert ſich ſteil in die obere Bruſt ſenkt, während ſeine Linke das bereits erſtochene Weib hält, offenbar ein Krieger, der ſich und ſein Weib der Knechtſchaft entziehen will. Hier iſt erſchütternde Wahrheit und ein ſittlich ergreifendes Motiv, keine rhetoriſche Phraſe wie Laokoon.

Hier iſt weiter die berühmte Juno Ludoviſi, ein koloſſaler Marmorkopf bis zum Hals. Man erkennt darin ein Nachbild der Göttin von Argos, wie Polyklet ſie gebildet hatte. Ihre Züge groß, ſchön, hoheitvoll, unter dem Diadem des geſcheitelten, wellenförmigen Haars. Eine Schmuckkette unter dem Diadem flicht ſich rechts und links hinterm Ohr in die niederſinkende Haarlocke.

Wenn wir anderswo ſchwarze Menſchen und Krokodile oder Beduinen zur Staffage nehmen — hier zu Rom ſind die beſte Staffage wir ſelbſt, die deutſchen Künſtler. Man folge mir heraus durch die benachbarte Porta Salara und den langen Weg zwiſchen den Villenmauern, ſo will ich die Stelle zeigen, wo nun das Maifeſt der europäiſchen Künſtlerwelt unter deutſchem Vorſitz gefeiert wird. Bei Ponte Salaro, der antiken Brücke, die über den Anio führt, wo eine Campagnenkneipe ſich maleriſch auf und an den thurmartigen Kern eines alten Grabes pflanzt, werden die Völker geſammelt, die anſprengenden Cohorten der Spanier, Franzoſen, Niederländer, Ruſſen, Engländer, zu Pferd, zu Eſel, zu Wagen, zu Fuß. Der deutſche Bannerwagen thut ſeine Frühſtückskörbe auf. Dieſes wird ſtehenden Fußes eingenommen und das Lied:

Welch Getös auf Roma's Höhen?
Welch Gewühl am Viminal?

braust in die morgenfrische, endlich üppig grüne Campagne, die sich hier aufthut —

Denn die Sonne der Cervare,
Sie, die festlichste im Jahre
Steigt ob der Campagnia.

Dann geht's weiter mit den alten Festbannern, die draußen auf der Stätte von alt Fidenä sich aufpflanzen, hoch über'm Tiber, den die Straße vom Hügel trennt. Man überschaut wieder ein Stück Campagne von wunderbarer Feinheit, diese Campagne, die so wenig Mittel aufwendet, um so Großes zu wirken. Wir können die Ziegen auf der kleinen Felswand jenseits des Tiber für große Ochsen halten, während wir in den Alpen die großen Ochsen für kleine Schaafe nehmen. Kein Wunder, wenn die Dampfboote, die den Tiber herabkommen, vor Staunen anhalten und die Flagge aufziehen, so malerisch ist man selber gelagert auf dieser Höhe von Fidenä, die auch schon manch schwankende Schlacht mit ansah, hinter uns auf den Wiesen nach der Brücke zu, zwischen Römern und Vejentern, und Fidenä und Rom. Dort drüben das Flüßchen ist die Cremera, und dort wo es herauskommt, hinauf, lag Veji, das römische Troja.

Während die Küchengrotte mannhaft arbeitet, gehn auf dem Wiesenplan darunter olympische Spiele vor sich, Wettlauf, Ringen, Wettrennen, das letztere zu Esel, und werden

wie zu Olympia der Name und die Nation des überglücklichen Siegers der begeisterten Menge unter Trompetenstoß hinausgerufen und in den Fels gemeißelt. Siegespreis sind ächt etruriſche Vaſen, die in alterthümlichſten Figuren all die launigen Zufälle des Feſtes bereits darſtellen. Von bedeutenden muſikaliſchen Kräften wird das Lied von der Lorelei, oder der Jäger aus der Kurpfalz ꝛc. über die Campagne getragen, daß es auf fernen Höhen noch wie Aeolsharfen klingt. Ein ſpaniſcher Chor antwortet mit den wilden Guitarrengriffen ſeiner Maulthiertreiberlieder. Inzwiſchen breitet ſich das Tafelzeug des deutſchen Vereins auf dem Raſen aus, die bekränzten Ober- und Unterganymede thun reichlich ihre Pflicht. Vielleicht daß während des Gelages ein Paar der ſchönen Campagnenſtiere, ſilbergrau und hochgehörnt, ſcheu geworden, hereinſtürzen, und durch den Bach davon getrennt, von ihren Campagnenreitern mit der Lanze verfolgt, ein unberufenes aber herrliches Schauſpiel geben. Mittelalterliche Tugend wird Nachmittags im Ringelrennen entwickelt, natürlich zu Eſel — da dieſe Thiere aber den Ehrgeiz ihrer Herren gar nicht theilen, ſo muß jeder Reiter erſt eine Gaſſe Spießruthen laufen, um in Trab zu kommen, Quelle endloſer Heiterkeit. Licht und Luft, Trinken und Lachen und ein Etwas, das nur der römiſche Boden ausſtrömt, machen dieſen Carnevale tedesco, wie das Volk ihn nennt, zum unvergeßlichſten Genuß.

Druck von Heinrich Hogrefe in Mannheim.